Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Der Tugendfreund : eine moralische Wochenschrift

1.1755

1755

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417

Band (Zeitschrift) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417/phys_0001
DFG

7. 8.

Ad-3082 (1)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417/phys_0002
DFG

Der Tugendfreund,

eine

moralische Wochenschrift.

Erster Theil.



Berlin,
bey George Ludewig Winter,
1755.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417/phys_0005
DFG

Ex Bibliotheca Academiae Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417/phys_0006
DFG





Vorrede.

Die Blätter, welche bisher unter dem Namen des Tugendfreundes herausgekommen sind, haben die mehrere Ausbreitung der wahren Tugend zur Absicht.

Wir haben uns Mühe gegeben, die Tugend nach ihren vortreflichen Eigenschaften recht liebenswürdig zu schildern; und es ist noch jetzt unser aufrichtiger Wunsch, daß sie von allen Menschen recht geliebt werden möchte. Ihre wahren Verehrer sind mit dem bloßen Namen derselben nicht zufrieden, sondern wünschen sie genau zu kennen, und mit ihr beständig umzugehen. Dieses haben wir unsern Lesern in verschiedenen Bildern und Einkleidungen vorzustellen gesucht: weil dasjenige, womit der Verstand umgeht, sich in Schriften von dieser Art, nicht

anders als sinnlich vorstellen läßt. In diesem ersten Theil haben wir unsere Absicht noch nicht ausführen können. Wer eine große Wahrheit mit Empfindung des Gemüthes betrachtet, der findet immer mehr darin, je weiter er komt, und am Ende muß er doch nur eine abgebrochne Samlung von Stückwerken machen, und sich mit der Hofnung der Vollkommenheit trösten. Indessen werden uns die folgenden Theile ein großes Feld anweisen, die Reichthümer der Tugend zu samlen.

Wir überlassen es unsern Lesern und wahren Freunden der Tugend, ob wir bisher unserm Zweck gemäß gehandelt haben, oder ob wir nach einem unpartheiischen Urtheil, einer Abweichung davon beschuldiget werden können. Von den Fehlern, welche sich eingeschlichen, wollen wir nicht reden, weil wir unsern Lesern schon für ihre gütige Nachsicht verbunden sind.

Die Einwürfe, welche etwa zu beantworten seyn möchten, sind so sehr verschieden, daß wir nicht wissen, ob wir nicht wider das Urtheil und den Geschmack vieler Leser moralischer Schriften anstossen würden, indem wir die Einwendungen einiger beantworten wolten, die sich noch dazu sehr widersprechen.

Indessen sind die erheblichsten Einwürfe kürzlich diese.

„Daß man im ersten Stück keine Nachricht von der Einrichtung dieser Schrift gegeben.„ Wir

haben

haben dieses nicht für nöthig gehalten, indem es schon zur Gnüge bekant ist, wie solche Schriften geschrieben sind; und, in wiefern wir in der unsrigen von andern abgehen wollen, ist hinlänglich gezeiget. Das übrige ist schon natürlich. Da wir als Freunde der Tugend schreiben, so werden auch sehr viele Vorstellungen allegorisch seyn müssen, um die Vergleichungsstücke, zwischen einem Herzen, das die Tugend liebet, und dem Umgange und gemeinschaftlichen Vergnügen guter Freunde, auszuführen.

Das Urtheil einiger Personen, daß unsre Schrift zu theologisch abgefaßt wäre, halten wir nicht für einen Einwurf: denn sonst müsten wir uns vorstellen, es gefiele den Lesern übel, daß wir ein so gutes Vertrauen zu ihnen haben.

Wir wissen wol, daß es Gemüther giebt, welche sogar im Tugendfreunde, verliebte Thorheiten suchen werden; und daß, wenn wir keine Phillis und Florinde auftreten lassen, ihnen die Menge der Wochenschriften einfallen wird. Vielleicht aber wird noch mehrern Lesern aus eben diesem Grunde unsre Arbeit nicht überflüßig scheinen.

In manchen Stellen will man endlich den Zusammenhang vermissen. Wir können uns aber nicht entsinnen, diesen Vorwurf von Personen gehört zu haben, die schon gewohnt sind, Ausführungen der Begriffe nach den Regeln der Beredsamkeit eingekleidet zu lesen.

Vorrede.

Einige Freunde der Tugend sind so gütig gewesen, uns ihre Abhandlungen und Briefe zuzuschicken. Wenn sie nicht weitläuftig, und nur unsrer Absicht gemäß sind, so bitten wir sie, darin fortzufahren, und was sie eingerückt haben wollen, an unsern Verleger Postfrey einzusenden.

Die Achtung, welche ein Schriftsteller der gelehrten Welt schuldig ist, hat uns bisher verbunden, und wird uns auch künftig verbinden, alles sorgfältig zu vermeiden, was die Schreibart verunstalten kann: Besonders da wir auch wünschten, der lernenden Jugend so etwas in die Hände zu geben, woraus sie, ohne Schaden ihres Gemüths, sich nach und nach zum Vortrage ihrer Gedanken gewöhnen möchte.

Die lange oder kurze Fortsetzung unsrer Arbeit wird von dem Beyfall abhängen, den sie bey unserm möglichsten Fleiß, lehrend und angenehm zu seyn, finden wird. Unsre Freude wird sehr groß seyn, wenn der Tugendfreund viele Freunde findet, die sich bewegen lassen, mit der Tugend eine ewige Freundschaft zu errichten, und alle Laster unversöhnlich zu hassen.

Berlin,
den 18. April 1755.

Die Verfasser.

Inhalt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417/phys_0010
DFG

Inhalt

des ersten Theils.

1. Stück. Begrif der Tugend, aus der Natur des Vergnügens.

2. = = Betrachtung über den Einfluß der Tugend ins gesellschaftliche Leben.

3. = = Lobrede auf die Jugend in ihrer Unschuld.

4. = = Betrachtung über den Winter.

5. = = Ob, und in wiefern man sagen kann, daß der Begrif der Vernichtung fürchterlich sey. Die erwünschte Unsterblichkeit der Seele, eine Ode.

6. = = Das Land der Unwissenheit, ein Traum. Die Eule, eine Fabel.

7. = = Fortsetzung der Lobrede auf die Jugend in ihrer Unschuld.

8. = = Betrachtung über unsre Unwissenheit in Ansehung des Zukünftigen.

9. = = Der wiederlegte Stoicker.

10. = = Verhältniß der Tugend gegen GOtt. Die Tugend, eine Ode.

11. = = Die Uebung, als der Grund alles dessen, was in uns gut und böse ist.

12. = = Vergleichung der Sitten der Peruaner mit unsern Sitten. Die Fische, eine Fabel.

13. = = Daß man die Tugenden nicht trennen müsse.

14. = = Reichstag der Tugend. Schreiben des Amintas.

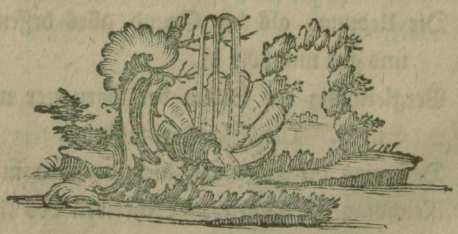
15. = = Das Schicksal.

16. Stück.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417/phys_0011
DFG

Inhalt.

16. St. Celions Ende. Unsterblichkeit der Tugend, eine Ode.
17. = = Rechter Gebrauch des Unglücks.
18. = = Reise aufs Land. Schreiben des Polycarpus.
19. = = Unterredung des Tugendfreundes mit dem Herrn Memphus über den Begrif der Tugend im ersten Stück.
20. = = Fortsetzung von dem Reichstage der Tugend. Die Wolke und der Sturmwind, zwey Fabeln.
21. = = Das Verhalten der Erlöseten bey ihrer Erlösung. Die Tugend, eine Erbschaft, Ode aufs Leiden Christi.
22. = = Betrachtung über die Auferstehung Christi. Die Auferstehung Christi, eine Ode.
23. = = Des Herrn Hieronymus Handschrift an die Tugend. Schreiben des Herrn Aretophilus, seines Sohnes, und der Christiana an den Tugendfreund.
24. = = Beschluß von der Reise aufs Land. Abhandlung von menschlichen Schwachheiten.
25. = = Das Wesentliche der Freundschaft. Das Gastgebot der Laster, eine Fabel.
26. = = Unterschied des Vergnügens der Sinne und des Geistes.



Der



Der Tugendfreund.

Das 1. Stück.

Mach deinen Raupenstand und dieses Tröpfchen Zeit
Dir nicht zu deinem Zweck, zu deiner Ewigkeit!
von Haller.



Nur die Wahl unter mehrern möglichen Gütern und die Gegeneinanderhaltung dessen, was gegenwärtig und was zukünftig ist, giebt jeden einzeln Arten des Vergnügens ihren bestimten Werth.

Wäre nur eine gewiße Zeit zu gedencken, nach welcher alles was schön ist abgemessen werden müste, so würde das bessere und schlechtere ein un-

bekanter Name seyn: ja wenn es unvermeidlich seyn solte, daß der Genuß der Freude allemal einen bittern Geschmack zurück ließe, so wäre Freude nicht Freude; vom Glück, von dessen Wachsthum, von Verbesserungen unsers Zustandes würde niemand etwas wissen. Selbst die Begierde, die Hofnung, der Fleiß, alles, wodurch sich die Seele anschickt, gegen die Zeit da ihr Glück kommen wird zu dessen Genuß fähig zu seyn, dieses alles wäre uns entrißen, und wo bliebe alsdenn die Empfindung?

Schon des Menschen Natur fodert ihn auf, nach mehr als dem gegenwärtigen, und nach größern Schätzen sich umzusehen als diejenigen sind, die sein Herz das kurze Leben hindurch periodisch entzücken.

Auf dieser Leiter sind sie alle hinangestiegen, die jetzt im Stande der möglichsten menschlichen Erhöhung nur aus dem ruhigen Besitz seelig erlernen, wie groß der Umfang der Freude sey. Sie hörten den lauten Zuruf der ganzen Natur, sich mehr zu verschaffen, diese Stimme verfälschten sie nicht, jede genossene Freude machte sie aufmerckſam, auf folgende künftige = = Wie schön ist es so durch Erfahrung klug zu werden!

Man trägt ein armes Kind aus der schlechtesten Hütte in des Fürsten Pallast. Es hatte den schönen Bau von aussen nicht betrachtet. Es komt ganz unwissend herein und wacht gleich als in einer neuen Welt auf. Die Treppe ist ihm ganz was wunderbares, doch es versucht sie hinanzusteigen. Das weiße Vorzimmer, die hell und großen Fenster, der

reine Fußboden gefallen ihm ungemein, sie setzen es in Verwunderung, jedoch es muthmaßet sogleich hier müße noch mehr vorhanden seyn, was sehens werth ist. Die Thür wird geöfnet und der prächtige Anblick rechtfertiget seine Muthmassung und sein Verlangen. So schön aber auch die Gegenstände in den Augen des unbekanten Fremdlings sind, so ist es ihm doch nicht möglich, sich bey Betrachtung einzeler Kostbarkeiten lange zu verweilen, er eilet ungestühm von einem zum andern, und ist nicht eher zufrieden, bis er in immer neuem Erstaunen das Ganze durchlauffen.

So bleiben auch in dem Herzen derer, die das Vergnügen durch den Genuß des Vergnügens kennen lernten, noch immer Begierden übrig, die künftig gesättiget werden konten: und nie war ihre ganze Seele durch Freuden geringerer Art in schläfriger Gleichgültigkeit gegen größere eingewiegt und bezaubert. War doch noch immer Lebenszeit für sie übrig: so war es ja auch billig darauf bedacht zu seyn, daß noch immer Schicksale für sie zu hoffen wären, um deren willen es werth ist, zu Leben. Denn wo ist ein Leben, ohne Empfindung der Freude? Aber wo ist künftige Freude zu vermuthen, wenn keine Begierden der Seele zu selbigen leer, frey und unverschenckt geblieben! Unser Gott will uns immer nach und nach aus einer süssen Empfindung in die andere, und endlich aus allen kleinern in die großen versetzen, zu welchen er uns durch die abwechselnden Reizungen einladet, die man Zeit Lebens geniesset.

Und was genieſſen wir denn, von den Gütern dieſes Lebens? O gewiß die ſchönſten ohne ſie zu kennen!

Wie oft möchten wir uns wünſchen, wachend diejenige Entzückung zu empfinden, womit uns ein ſüſſer Traum, ſo nichtig er auch war berauſchte! Wie oft beſchämt die unſchuldige Freude der zarten Kindheit das geprieſne Glück des Alten ſo ſehr, daß jene um dieſes wohlfeil würde gekauft werden!

Jener beklagte ſich in der Fabel, daß ihn ſein Freund aus ſüßen Vorſtellungen eines ruhigen Schlafes ſo frühzeitig aufgeweckt hatte, wie ſehr hatte er recht! ſein Vergnügen verſchwand ſo bald er munter genung war ſelbiges zu erkennen.

So lange Kinder das noch nicht wiſſen, was insgemein den Menſchen bekant iſt, hält man ſie noch für Kinder, kommen ſie weiter ſo vergeht ihnen die Luſt zu ſonſt gewöhnlichen Spielen, und nun lernen ſie ſogenante ernſthafte Beſchäftigungen vornehmen, und ihre Zeit unter beſſere Freuden zu vertheilen.

Aber wie, wenn nun ganz andere Dinge für den Menſchen bereitet ſind, gegen welche ſeine männlichen Geſchäfte noch weit mehr kindiſch ſind, als diejenigen waren, deren er ſich noch aus dem 8ten Jahre zu erinnern weiß?

O wie viel würde die Anmuth des Lebens von ihrer Schönheit verlieren, wenn uns unſer Schickſal alles was uns frölich iſt, in ſeiner wahren Geſtalt erſcheinen ließe!

Ken-

Kenneten nackende Wilden unsere Kleider und deren Gebrauch, oder könten sie einmal den prächtigen Aufzug eines europäischen Monarchen ansehen, gewiß, die Federn würden keinen Werth mehr behalten.

Es ist ein wahrer Ruhm ein empfindliches Herz zu haben. Das Glück eines schläfrigen oder stumpfen ist eine Mahlzeit, zu welcher man Gäste einladet, die den Geschmack oder Hunger verloren haben. Aber betrachtet man die Freude der Sterblichen aus dem Gesichtspunckt, daß die vornehmste Schönheit darin besteht, wenn die Begriffe dunckel bleiben, so findet sich Mangel im Ueberfluß und Armuth im glänzenden Angesichte des Reichthums.

So komt es aber doch nur auf uns an, ob unser Glück einen wahren Werth haben soll oder nicht: Kennen wir viel, so lassen wir uns durch den Schein nicht betrügen, kennen wir wenig, so lacht uns ein anderer aus, daß wir so leicht in Einbildungen zu erhalten sind.

Dieser Einwurf ist für den Begrif, welchen wir uns eigentlich von diesem Leben machen müssen sehr vortheilhaft.

Unser Verstand lernt niemals aus, je mehr er in eingesamleten Wahrheiten und Begriffen reich wird, je mehr erstaunt er vor der Menge dessen, was immer noch unbekant bleibt, und bewundert die zuversichtliche Hoffnung der Anfänger, in kurzer Zeit und mit noch weniger Mühe fertig zu werden. Wir gleichen dem, der in der Erndte aufbinden und ein-

samlen soll, was frische Schnitter immer vor ihm niederhauen, er fangt am Morgen munter an, und denckt weit und gemächlich nachzukommen, am Mittage nimt er schon beyde Arme voll, und wundert sich am Abend, daß er noch ein so großes Feld einzubringen hat, wozu Zeit und Kräfte verschwunden sind.

Zwar die Kräfte unsers Geistes verschwinden nicht, bleibt der Leib noch starck und schlägt das Schicksal uns nicht blutende Wunden, so wird die Seele um so viel geschickter zu lernen, je mehr sie lernt. Und in dieser Absicht ist sie zu allem fähig, denn hier gilt nicht was einer, sondern was alle Menschen eingesehen haben. Was morgen erlernt werden soll, wird uns niemals deswegen unmöglich, weil heute etwas gelernt ist. In dieser Betrachtung erscheinet der Mensch dazu vollkommen tüchtig, seine Einsichten immer weiter zu treiben. Und wer kann ihm Grentzen setzen? Reicht die Lebenszeit zu, so ist es nicht lange, 80 Jahr hindurch die Beschaffenheit und Natur der Welt zu betrachten, und es ist nicht unmöglich länger darin fortzufahren, denn Methusalah lebete beynahe 1000 Jahr, und wird gewiß zuletzt nicht nöthig gehabt haben, müßig zu seyn. Es wäre also auch möglich, in Kentniß dessen was reizt immer zu steigen, und sich täglich einer neuen Freude zu überlaßen, da andere noch an den vorigen bewundernd hangen, die wir bereits lange vergessen haben.

Aber das finden wir nicht, sonst wäre es thörigt sich was zu wünschen.

Unsere

Unsere mehresten Vergnügungen sind nicht neu, sie sind nicht anders als der Zeit nach verschieden, in welcher größere und kleinere abwechseln, und alte wieder zurückkehren, und durch diese Abwechselung den Menschen blenden, daß er sie eben so aufnimt als lernte er sie jetzt erst kennen. Tausendmal hat die Nacht mit dem Tage abgewechselt, und wir wundern uns noch immer über die Morgenröthe. Die glücklichste Poesie mahlt im Winter den bunten Frühling, und wenn er komt, wundert sie sich, daß sie über diesen Triumph der Natur so wenig Gedancken gehabt und sein Bild so schlecht getroffen. Was wenig abwechselt läßt daher unser Herz auch leer von Empfindung, und der Reiche geht ohne Hunger an seine Tafel wenn sie täglich voll ist, und ist im Stande bey einer bezaubernden Music Romane zu lesen, oder gar sich an den Spieltisch zu setzen, wenn in seinem Hause alle Abend Concert gehalten wird.

Und dieser Umstand findet sich bey allen, und der klügste kann dieser Gewalt, welche die Veränderung über menschliche Gemüther hat, nicht wiederstehen: sondern er muß es leiden, daß seine Seele entweder überrascht wird, oder ohne Empfindung bleibt, ob sie gleich fähig wäre, die Augenblicke, wo sie jetzt nichts sonderlichs fühlet in den Freuden zu verlieren, worin sich vielleicht andere vertiefen.

Ein muntrer Jüngling, dem jetzt die Aussicht in die Welt nach seinem Wunsch geöfnet wird, den man in die glänzendsten Gesellschaften mitnimt, um welchen sich alle die vergnügt seyn wollen herum drengen,

den man aller Orten mit Kostbarkeiten beschenckt, die ihm bey jedesmaligem Anblick die stärcksten Versicherungen sind, daß viele ihn lieben: Ein solcher Jüngling hält sich für den glückseligsten Menschen von der Welt, er ist seiner nicht mächtig, er ist bezaubert, kein trauriger Gedancke kan sich in seine frohe Seele drengen, seine Stunden verfliegen, und er weiß seine Zeit nicht zu rechnen, als nur nach dem Vergnügen, die er darin abwechselnd genossen.

Es ist wahr dieses hat einen großen Schein und prächtigen Namen, aber je rauschender seine Freude ist, desto leerer ist seine Seele an wahren Empfindungen, und vielleicht ist er im ganzen künftigen Leben nicht wieder im Stande, sich so der Entzückung zuüberlassen.

Wenn ich aus diesem Gesichtspunckt alles betrachte, was sich der Mensch im gegenwärtigen Leben versprechen kan, so ist es doch nur alles geringer als er selbst, und er weiß nicht von sich selbst, und betriegt sich zu glauben, was er liebt sey ungleich viel besser als er selbst, und in diesem Traum verschwindet nach und nach seine Entzückung, bis er sich endlich wundert, daß er so hat außer sich selbst seyn können über Dinge, die gegen ihn nichts bedeuten.

Soll denn das so fortgehen, so lange meine Seele lebt? Soll ich niemals vor dem Verdruß sicher seyn, bessere Tage gehabt zu haben als die jetzigen sind? Soll sich der Geschmack an der Freude immer mehr verlieren, soll mir endlich nichts übrig bleiben?

O nein, die Demuth behütet das Herz vor allem unwilligem Verzagen an künftiger grösserer Gnade

des

des Herrn unsers Lebens, von dem wir nichts zu fodern haben.

Sie setzet sich bis zu den niedrigsten Insecten herunter, vor welchen sie jetzt noch keinen andern Vorzug hat, als daß an sie eine Gnade gewand worden, zu welcher sie kein grösseres Recht hatte, als die unvernünftigen Geschöpfe, denen sie versagt ist.

Hier betrachtet sie mit Erstaunen die wenigen Vorzüge des stolzen Menschen, vor Thieren, die ohne Empfindung stum und taub herum zu kriechen scheinen; aber sie läßt sich diese große Aehnlichkeit mit dem Wurm nicht verdriessen, sondern lernt von ihm warten bis sie Flügel bekomt, um alsdenn in freudiger Geschwindigkeit ihrer ganz himmlisch neuen Natur, den ganzen Raum ungemessener Welten ohne Anstoß und Müdigkeit zu durchfliegen, und sich in den Tiefen der Gottheit zu verlieren.

Der Stand der Erniedrigung solcher Wesen, die zu was bessers tüchtig sind, verheißt unwiedersprechlich eine künftige Erhöhung, und das unmündige Kind machet ohne eines Menschen Wiederrede, gegründeten Anspruch auf den künftigen Besitz geerbter Güter.

Und giebt es doch noch Menschen, die glauben können, daß man nach der letzten Lebensstunde nichts zu gewarten habe als die Vernichtung?

Derjenige, der mich auf eine künftige Ewigkeit weiset, bringt in mir nicht einen einzigen Gedancken hervor, der mir schaden könte. Ist seine Hoffnung ein Traum, o so bin ich ihm unendli-

chen Danck schuldig, daß er mir das süsse Vergnügen gemacht hat mich zu überreden, mein jetziges Leben sey nicht der Rede werth, gegen das künftige, wozu ein Tag dem andern mich mit der erstaunlichsten Eilfertigkeit überliefert. Nimt man mir diese Hoffnung weg, so ist mein ganzes Leben eine Reihe von Ursachen, die alle unreif, alle ohne Wirckung sind! Und wenn sich einmal die ganze Welt betriegen, und kein verweßter Leichnam aus dem Grabe hervor gehen soll, so habe ich doch wenigstens gethan, was die Klugheit von mir foderte, auch aufs künftige mich bereit zu halten.

Aber wie entsetzlich habe ich mich betrogen, wenn ich den vorausgesandten Boten der Ewigkeit niemals habe glauben wollen, und am Ende sehen muß, daß ihre Aussage nun doch wahr sey!

So will ich mich denn in dem Gedancken einer zukünftigen Verbesserung meiner Umstände ganz verlieren, ich will es glauben was ich in der ganzen Welt finde, daß Gott immer stuffenweise geht, vom nichts zu etwas, von dem geringsten zu immer mehrerer Erhebung, bis die Höhe nicht mehr auszusprechen ist.

Ich will die Güte bewundern, die ihr armes Geschöpf keinen Augenblick ganz leer läßt vom Genuß des Guten, und die doch niemals zu mir sagen will: du hast dein Gutes empfangen, ja die mich durch ein jechliches Geschenck immer erinnern will, sie habe noch weit mehr für mich zurück gelegt, welches unausbleiblich gewiß mein seyn soll, wenn ich edel und

mäßig

mäßig genung bin zu steigen, und nicht armselig hangen zu bleiben an demjenigen, was uns nur gegeben wird uns zu erziehen, und unsern Geschmack zu prüfen.

Ich will mich lehrbegierig hinsetzen und der ganzen Natur zusehen, wie sie auch mit ihrer besten Wirckung niemals zufrieden ist, sondern alles ins Ganze führt. Ich will meinen kurzsichtigen Verstand gewöhnen daß er hierauf merckt, wenn gleich die Reihe, die ich übersehe, nicht sonderlich lang ist. Warum soll ich mich der Erde als einen Einwohner, den nur sie beständig ernähren muß, aufdringen? sie will mich nicht haben, sie weißt mich ab, und alles ruft mir zu: der Mensch gehört in zwey Welten! Die ganze Welt nutzt mir nur, so lange es meine Absicht ist, darin als ein Fremdling eine kurze Herberge zu haben, so bald ich weiter will, mich wohnhaft darin niederlassen und sie mir zum Eigenthum machen, oder ihre Güter brauchen, als wäre dieses ihre und meine Bestimmung, so schadet sie mir, sie verdrengt den Gedancken der Ewigkeit aus meiner ganzen Seele.

Warum sind doch wol die Glücksgüter in dieser Welt so sonderbar ausgetheilt? Warum gelangt doch der Reichthum mehrentheils nur an diejenigen Menschen, deren Seelen entweder zu stumpf sind, die Süßigkeiten des Vergnügens zu empfinden, welches durch den Reichthum verschaft werden kan; oder an diejenigen, welche ihren Schatz dem eigensinnigen und strengen Schatzmeister, dem Geitz, in Verwahrung geben, welcher sie, so oft sie etwas davon nehmen wollen, eben so erschreckt, wie man sagt daß fürchterliche

Gespen-

Gespenster diejenigen schrecken, die aus der Erde vergrabene Geldpfannen hervorziehen wollen: Oder warum muß sich der Reichthum in dem Hause des hochmüthigen versamlen, den doch eine ganz andere Leidenschaft quälet, als die Begierde blendende Goldstücke zu zehlen?

Derjenige, dessen Geschmack fein genung ist, sich alle Arten des edelsten Vergnügens glücklich zu wählen und sie entzückt zu geniessen, der findet auf Erden keine Gelegenheit seinen Wunsch zu erreichen, Gott versagt ihm ein reichlich Einkommen und ertheilet es andern, die sich fast gar nicht dazu schicken. Und wie wohl ist diese Austheilung überdacht! Denn so fehlet allen sehr viel, und wer nur darauf mercken will, wird deutlich gewahr, daß Gott immer darauf ausgehet uns zu dem großen Gedancken anzugewöhnen: Habt nicht lieb die Welt. = =

Und das muß ja doch gewiß gut seyn, was Gott mit so allgemeiner Uebereinstimmung in die ganze Natur geleget hat, nur dieses System des Ganzen ist richtig, und nur die menschliche Handlung und Fertigkeit seines Herzens ist wahrhaftig gut, die zu dem etwas beyträgt, was nach der, in der ganzen Welt geoffenbarten Absicht des gütigsten Schöpfers, noch aus einem jeden Menschen werden soll.

Zwar es scheinet der Vernunft traurig, das alles zu entbehren, was andere sich auf der Welt zu Nutze machen, wenn sie wegen des zukünftigen unbesorgt nur für das möglichste Vergnügen gegenwärtiger Tage eingenommen sind. Und da dieser Hang gegen

die

die Schönheiten der Cörperwelt unter den Sterblichen so allgemein geworden, da derselbe in sündlicher Erzeugung auf alle Nachkommen fortgepflanzt wird, da er durch alle Welt Alter, in allen Ständen, mit dem allgemeinsten Beyfall in tausend Exempeln bestättigt worden: so verlacht man die trockene und frostige Moral der Christen, die alles nach seinem künftigen Nutzen oder Schaden auf die Ewigkeit beurtheilt wissen wollen, und das große Gebot: Habe deine Lust an dem Herrn, wird für nichts bessers gehalten, als für einen Einfall der milzsüchtigen Schwehrmuth.

Aber, ohngeachtet ich jetzt den Irthum nicht widerlegen will: daß die sinnliche Freude entweder allein Freude, oder doch wenigstens in der Welt die grösseste Freude sey: so weißt mich doch schon die Vernunft auf die Betrachtung des Ganzen, und in dieser Betrachtung verschwindet alles, was nichts weiter zuwege bringt, als künftige Reue in einer fürchterlichen Ewigkeit. Und zu dieser Betrachtung des Ganzen ist mir Vernunft gegeben, sonst wäre diese Gabe nicht nöthig, denn ich kan mir nicht träumen lassen, daß die Vernunft das Vergnügen der Sinne vermehren solte, das Gegentheil ist vorher erwiesen, und gedanckenlose Thiere sind bey Erfüllung der Triebe ihrer hitzigen Natur zu einem ungleich größern Grad der Wollust fähig, als Menschen die in ihrer tollsten Freude doch den traurigen Gedancken nicht ersticken können: es ist alles eitel, alles ganz eitel!

Ich will also lernen, wie Gott Geister geschaffen habe, durch thätig dankbare Empfindung ihres Daseyns

und

und ihrer Kräfte, und durch unabläßige Sehnsucht nach ihm bey dem Schmerzen über ihre Unwürdigkeit, den geringsten Genuß seiner Gnade für eine unschätzbare Wohlthat zu halten, und auf diesem Wege fortzugehen, bis er den Grundsatz seines Reichs erfüllen kan: nur dem, der da hat, wird gegeben.

Bleibt hier das Gemüth leer von aller Empfindung, oder ist es viel zu eitel und zu dum, sich von den Zaubereyen der Thorheit und Wollust zu enthalten: so kann hier von den Beschäftigungen des künftigen Lebens nichts angefangen werden, kann aber hier nichts angefangen werden, so ist die künftige Fortsetzung eine Chimäre.

Und was hülfe die Unsterblichkeit der Seelen, wenn die Eitelkeiten wegfallen, und alsdenn nichts übrig bleibt? = = Nichts übrig = = O das wäre noch ein Trost, denn so hörte das gantze Leben mit dem Tode auf. Aber wer kann es sich einfallen laßen, daß der Beherrscher der Welt still dazu schweigen wird, wenn thörigte Sünder im ganzen Leben nichts weiter gethan, als soviel an ihnen war den Zweck Gottes zu vereiteln gesucht?

So wird denn alles unrechtmäßig, was uns an der frohen Ewigkeit hindert! was aber dem Menschen in seiner ganzen Bestimmung genommen nützt, das ist recht, und nur das wird einmal gebilligt werden!

Es kostet freylich viel, ehe der Mensch so weit komt, daß er immer seine ganze Bestimmung vor Augen hat.

Aber

Aber ich will darnach trachten, daß ich eine Fertigkeit erhalte die Absicht befördern zu helfen, die Gott mit mir künftig noch vor hat.

Dieser Fertigkeit will ich den schönen Namen der Tugend heiligen und niemand soll mich betriegen irgend etwas für tugendhaft zu halten, was einmal verloren seyn wird, wenn Gott alles ans Licht bringt, wodurch ihm der Mensch behülflich gewesen den Menschen zu erhöhen.

Niemals werde ich mich der Versuchung überlassen zu sagen: ich habe dieses Kleinod der edelsten Gesinnung völlig ergriffen, aber ein Freund will ich seyn, der sie allenthalben aufsucht und schätzt wo er sie findet, ich will mich mit ihr bekant machen und sie fleißig besuchen. Um ihrentwillen will ich das Laster, wenn es am meisten reitzt, verachten, denn wenn dieses einmal zu Schanden wird, so wird jene, zwar ohne ihr Verdienst, doch nach unwiederruflich festen Entschliessungen der Gnade, prächtig gekrönt.

Doch die Tugend verachtet das Laster nur edelmüthig, nur in der That, nicht durch die Spiele des Witzes in der Satyre, und man wird den lasterhaften niemals bessern, wenn man leichtsinnig genung ist, ihn zum Lachen zu reitzen, über eine Sache, die nicht anders kann überwunden werden, als wenn man sie fliehet.

In diese Gesinnungen der Tugend will ich mein Gemüth bilden. Sie ist mir göttlich. Ich begebe mich also der Eitelkeit, durch lächerliche Vorstellungen menschlicher Fehler meinen Witz, und durch künstliche

Lobes-

Lobeserhebungen der Tugend meinen Geschmack der Welt anzupreisen. Kann ich der Tugend Freunde anwerben, so bin ich genung belohnt.

Doch die Tugend hat ein großes Reich, und sie geht mit allen als mit Freunden um.

Jener Prophet hatte sie aufrichtig und treu geliebt, er hatte seinen Diener auch angeworben ihm in dieser Liebe zu folgen. Und damit selbiger sehen möchte daß ihre Belohnung kein Traum wäre, so wurde er gewürdigt ein Augenzeuge der sichtbaren Himmelfart ihres Freundes zu seyn.

Er bittet noch um zwiefältige Ertheilung des Geistes, der die Tugend so vollkommen kante, der Wagen komt, die Wolcken öfnen sich, und bereits zur Ruhe gebrachte Freunde breiten ihre Arme aus, den längst im Himmel bekannten Fremdling zum schönsten Umgange einzuweyhen. Selbst Henoch siehet herunter auf die Erde, die er zuerst so prächtig verlassen weil er ein göttlich Leben führte. Der Prophet will jetzt auftreten, ruft aber seinem Diener noch zu: Siehe mir nach, sonst wird deine Bitte nichts seyn. Indem umschließt ihn der Triumphwagen, feurige Roße entfliegen mit ihm durch die Wolcken, im Augenblick übersieht er die prächtigen Grenzen hinter sich zurückgelassener Morgensterne, und sein in Hofnung und Freude, und Sehnsucht entbranter Diener bekennt im lauten Nachruf, daß es der Mühe werth sey, ein Freund der Tugend zu seyn.

Der Tugendfreund.

Das 2. Stück.

Sie wirkt den Wunsch vereinter Herzen,
Gebieret Lust, erstickt die Schmerzen,
Und wird des Weisen Eigenthum.



Die Tugend ist von allen Seiten liebenswürdig, wir mögen sie in dem Verhältniß gegen den Urheber unseres Wesens betrachten, oder ihre Auftritte unter den Menschen durchgehen. Sie zeiget sich allenthalben in einer ihr eigenen Schönheit, die sie unmöglich verlieren kann, weil sie ihr wesentlich ist. Wenn sie den Himmel ansieht, so leuchten Andacht und Ehrfurcht aus ihren Mienen hervor, und wenn sie mit ihren Brüdern den Menschen umgeht, lächeln Holdseligkeit und Anmuth von ihren Gesichte. Die Religion, ist der grosse und erhabene Gedanke, der in allen ihren Handlungen regirt, und ihr den edlen Character mittheilt, der ihr die Liebe der Menschen nothwendig erwerben muß. Wenn diese Züge ihres himmlischen Ursprungs verlo-

schen sind, so bleibt nur ein nichtswürdiger Schatten übrig, welcher den Nahmen der Tugend ganz und gar nicht verdient. Die Tugend ist groß, weil sie Gott verehrt, sie ist aber auch groß durch ihre Würkungen im gesellschaftlichen Leben.

Sie zeigt wie ein cristallner Spiegel,
Des Himmels ausgegoßnen Schein;
Sie trägt der Gottheit Bild und Siegel,
Wie göttlich muß ihr Ursprung seyn!
Ihr seht sie von der Thorheit Grenzen,
Nur wie ein Irrstern traurig glänzen,
Da sie doch Sonnen überstrahlt,
Und ohne ihre Kraft zu brechen,
Auch auf der Erde kalten Flächen
Den Ueberfluß der Schönheit mahlt.

Ich will jetzo dem Gedancken nicht weiter nachfolgen, wie groß die Tugend in Verehrung Gottes sey, und wie ehrwürdig sie uns in dieser Stellung gegen den Schöpfer aller Wesen vorkommen muß, weil ich zu einer andern Zeit davon zu reden gedenke. Meine Betrachtung soll sich nur über **den Einflus der Tugend ins gesellschaftliche Leben** ausbreiten. So gewiß als es ist, daß das Laster auf dieser Seite die entsetzlichsten Verwüstungen angerichtet, und ausnehmend viel Eroberungen gemacht hat, so gewiß ist es doch auch, daß die Kräfte der Tugend noch lange nicht erschöpft, und noch alle Tage im Stande sind, dem herrschenden Laster die Spitze zu bieten.

Die

Die Tugend macht den Menschen der so glücklich ist sie zu besitzen, im Umgange mit andern angenehm. Sie öfnet ihm, wenn ich so reden darf, die Eingänge zu dem menschlichen Herzen, die vorher verschlossen waren, und schaft ihm da wo er es am wenigsten vermuthet, einen beständigen Sitz. Sie giebt ihm Annehmlichkeiten und Vorzüge, denen man nicht ohne den äussersten Zwang wiederstehen kan. Ich getraue mir so gar zu behaupten, daß sie die Schwachheiten der Natur, die uns oft wider unsern Willen übereilen verdunkelt, denn sie bleiben lange so schädlich nicht, als wenn sie von lasterhaften Trieben in Bewegung gesetzt werden. Ein tugendhafter wird geliebt, wenn er gleich nicht die hohe Vollkommenheit, die wir ihm wünschen besitzen solte. Ich weiß wol, daß die Tugend ihre Verfolgungen auszustehen hat. Das Laster hat seine Geisseln immer fertig, sie zu verwunden, wenn sie auch noch so unschuldig ist. Der Abschaum des menschlichen Geschlechts, die boshaftigsten und gottlosesten unter diesen Geschöpfen können auch den Schein der Tugend nicht leiden, und verfolgen sie allenthalben mit einem unversöhnlichen Haß. Aber es sind nicht alle Menschen von dieser gehäßigen Art. In andern glimmet noch ein Funke der Ehrlichkeit, daß sie nicht unterlassen können eine gewisse Hochachtung gegen die Tugend zu bezeigen, wenn sie gleich selbst lasterhaft sind. Aus Furcht, ihre Freunde, welche mit ihnen zu einerley bösen Absichten verbunden sind, zu beleidigen, halten sie ihr Urtheil zweifelhaft zurück. Aber es ist noch die ganze Reihe tugendhaf-

ter Seelen übrig, welchen nothwendig der Auftritt eines tugendhaften gefallen muß, weil sie nach einerley Grundsätzen denken.

Anthor ein hofnungsvoller Jüngling, den der Himmel mit ausnehmenden Gaben versehen, und mit so vielen Vorzügen bereichert hatte, daß er verdiente andern von seinem Geschlecht weit vorgezogen zu werden, genoß eine so tugendhafte Erziehung, daß man sich von ihm das beste von der Welt versprechen konte. Er war aufmerksam, lehrbegierig, gehorsam. Der Wink seiner Eltern und Vorgesetzten war ihm ein Befehl, den er niemals überschreiten wolte. Seine Augen erkanten aus den ernsthaften Mienen eines weisen Vaters, was recht war, und sahen die Zärtlichkeit einer liebreichen Mutter niemals ohne Ehrerbietung. Er lernte die Grundsätze der Religion, die Sprachen, die Wissenschaften mit solcher Geschwindigkeit, daß er aller Erwartung zuvor kam, und der Wille seiner Eltern war hinreichend ihn nach dem begierig zu machen, was die Grenzen seiner Aussicht erweitern solte. In allen seinen Geschäften herrschte eine seltene Ordnung, die er dem unermüdeten Unterricht seiner Lehrer zu danken hatte. Er ward größer und mit seinen Jahren mehrte sich der Verstand. Sein Vater starb und gab ihm bey seinem Tode die nachdrücklichsten Ermahnungen, die er aus Wehmuth nur mit Thränen beantwortete. Die verlassene Mutter sahe sich gezwungen ihren Sohn, den sie zärtlich liebte, und für dessen Wohlfart sie ihr Leben aufgeopfert hätte, andern Händen anzuvertrauen, die das Gute, das in seiner Seele aufgewachsen war,

mit

mit allen Kräften ausrotteten. Doch es schien als wenn es schon gute Wurzeln geschlagen hätte, und die rührenden Worte seines sterbenden Vaters befestigten seinen Vorsatz, die Tugend, die er schon hatte, als ein unschätzbares Kleinod zu bewahren. Aber endlich vergönte Anthor, einigen Freiheiten, denn so nante er sie, den Eingang in sein Herz, und diese bedienten sich aller Gelegenheit, den Samen des bösen, der hernach so schädliche Früchte trug, auszustreuen. Er gewöhnte sich zu allen Lastern, die nach und nach seine tugendhafte Seele so verstelten, daß sie gar nicht mehr kenbar war. Kaum konte man seinen Augen trauen, wenn man ihn sahe, und doch war er es würklich. Die Thränen seiner Mutter, das liebreiche Zureden seiner Freunde, die Vorstellungen treuer Lehrer, alles wurde von ihm mit der größten Kaltsinnigkeit angehört, und mit lautem Gelächter beantwortet. Er verwickelte sich vorsetzlich in ärgerliche Gesellschaften, von welchen man ihm vorher sagen konte, daß sie seinen Untergang befördern würden. Aber das war sein Leben. Alle Kräfte seiner Natur arbeiteten darauf, neue Ausschweifungen zu ersinnen, und sie mit eben so vieler Bosheit auszuführen. Zuletzt machte er sich eine Ehre daraus, den Rang unter den Gottlosesten zu behaupten, und sein Leben selbst mit mehreren Muthwillen als Ueberlegung, tollkühn zu verachten. Anthor schien schon den Gipfel der Bosheit erreicht zu haben, aber eine liebreiche Hand führte ihn noch schleunig zurück, ehe er sich in den entsetzlichsten Abgrund herunterstürzen konte. Er

wurde krank und diese Krankheit grif ihn so heftig an, daß er Sinne und Verstand verlor und schon ein würklicher Raub des Todes zu seyn schien. Aber die Kräfte kamen nach und nach wieder und mit ihnen zugleich der gesunde Gedanke, sein Leben zu bereuen, und den Arm der ihn getödtet und lebendig gemacht hatte, mit Treue und Gehorsam zu verehren. Er erfülte sein Versprechen. Der wilde Anthor, dem keine Sünde und keine Ausschweifung zu gefährlich gedeucht hatte, wurde stille. Heilsame Aenderungen die in seinem Herzen vorgegangen waren, machten ihn wieder zum Muster der Tugend. Es war ein Vergnügen ihn reden zu hören, zumal wenn er sich seiner Vergehungen erinnerte, welches er niemals ohne einnehmende Wehmuth thun konte. Er wurde beliebt und man sahe ihn gern, wo er hin kam, weil sein Umgang angenehm und lehrreich war. Die Freunde der Tugend freueten sich über diese glückliche Veränderung, und vergaßen seine Ausschweifungen gerne, weil sie auf eine ausnehmende Art vollkommen ersetzt wurden.

Die Tugend lehrt uns die gemeinschaftliche Noth mit einer edlen Standhaftigkeit zu ertragen. Was würden wir unsern Brüdern nützen, wenn wir an ihrer Noth keinen Antheil haben wolten, da es doch gewiß ist, daß traurige Zufälle eben so häuffig als fröhlige sind. Unsere Freunde in guten Tagen zu begleiten und ihnen mit vieler Höflichkeit zu versichern, daß man Antheil an ihren Glück nehme, ist gar keine besondere Tugend. Ein jeder Mensch, der

der nur einigermassen seine Rechnung dabey zu finden glaubt, und ein ehrlich Gesicht hat, wird diesen Vortheil gebrauchen können. Aber wenn traurige Tage kommen, und es um uns herum finster wird, so verlieren sich alle, die vorher unsere Diener seyn wolten. Die wahre Tugend ist nicht so gesinnt. Sie verläßt ihren Freund nicht, wenn gleich das Unglück wie ein heftiges Ungewitter, dafür ein anderer als sie erschrecken würde, aufsteigt. Sie begleitet ihn durch steile Höhen und finstere Abgründe der Gefahr, und ist auf nichts mehr bedacht, als ihn zu retten. Sie ersinnt weise Anschläge zum besten des Nothleidenden, und sucht sie mit der grösten Behutsamkeit auch unter den gefährlichsten Hindernissen auszuführen. Hat sie Schätze, so werden sie angewant, den Elenden aufzuhelfen, und ihm wenigstens in seinen traurigen Stunden einige Erleichterung zu verschaffen, wenn es nicht möglich ist, die Quelle der Thränen auf einmal zu verstopfen. Sie braucht alle Lebhaftigkeit ihres Geistes und alle Stärke ihrer Beredsamkeit, den Anfällen einer erdrückenden Schwermuth und einer tödtenden Verzweiflung Einhalt zu thun. Sie ist mitleidig und eine jede Thräne setzt ihr Herz in Bewegung. Und kurz zu sagen sie wünschte alle glücklich zu sehen, und würde sich freuen, wenn es durch ihr eingeschränktes Vermögen möglich gemacht werden könte, da dis aber unmöglich ist, so nimt sie an anderer Noth aufrichtig Theil, und leistet alles was ihre Kräfte nur immer zulassen wollen.

Sie trauret, wenn der Arme klagt,
Der Schmerz, der ihre Brüder plagt,
Durchwühlt auch ihre Eingeweide.
Die Thräne sieht sie ängstlich an,
Sie wischt sie ab, so gut sie kan,
Und macht dem Traurigen die Thräne selbst zur Freude.

Auf diese Weise bahnt sich die Tugend den Weg zur wahren Ehre. Es ist rühmlich und der ganzen menschlichen Gesellschaft vortheilhaft, wenn die Einwohner der Erde auf eine tugendhafte Art ehrgeitzig sind; aber es ist zu bedauren, daß die wenigsten den rechten Begrif von der wahren Ehre haben. Einige bilden sich ein, daß die äussere Hochachtung anderer für ihre Person, die oft nur so lange dauert, als man sie sehen kan, die Ehre sey um welche man sich bewerben müsse. Mit ängstlicher Sorgfalt sind sie bekümmert diese Früchte, an welchen die Tugend nur den geringsten Anspruch machen würde, von allen Seiten einzusamlen. Ihr Auge flattert unter den Gesellschaften aus Begierde nach diesen Schatten herum, und doch können sie niemals gesättiget werden. Andere suchen auf den unglücklichen Ueberbleibseln der Menschen ihre Ehre zu bauen und durch sclavische Dienste, welche sie fodern groß zu werden. Sie vergessen der Menschlichkeit, darin sie ihre Größe zeigen könten, wenn sie wolten. Dis kan eben so wenig die wahre Ehre seyn, als ein anderes Vorurtheil, welches manchen so wohl gefält, weil sie sich durch Laster in die Höhe schwingen können. Dis heißt die Ehre, die doch den Menschen glänzend und ehrwürdig machen

solte,

solte, in der Schande suchen, die ihn mit Dunkelheit und Verachtung bedeckt.

Die Tugend, welche höhere Begriffe bekommen hat ist von diesen schädlichen Vorurtheilen, die mehr als zu gemein sind, glücklich befreit. Sie gründet ihre Ehre auf wahre Verdienste, die sie durch unermüdete Ausübung der Menschenliebe und durch einen redlichen Eifer für die Wohlfart anderer, zu erhalten weiß. Es sind nicht spielende Blendwerke der Ehre, welche sie bezaubern, denn sie weiß, daß diese dem Rauch ähnlich sind, der sich in wenigen Augenblicken aus unsern Augen verliert. Sie kennet die Ehre besser. Gutthätigkeit, Freundschaft, Liebe, Barmherzigkeit, das sind die Verdienste welche sie erheben. Bald wird sie als eine liebreiche Mutter, die mit vielen Dürftigen umgeben ist, erscheinen, und ihre Hände zur Erfüllung ihrer Nothdurft liebreich öffnen. Bald wird sie mit holdseligen Mienen ihre Entschliessungen, die eben so gegründet als angenehm sind, entdecken und viel heilsame Absichten zu gleicher Zeit befördern. Sie wird sich keine Ehre anmaßen, die ihr nicht gebührt, und alles von sich ablehnen, was ihre Verdienste nicht erworben haben.

Cordillas ein Mann von erhabener Tugend, kan ein Bild davon seyn. Er hat sich niemals Mühe gegeben durch die krummen Wege, welche von so vielen erwählt werden, ohne daß sie mit reifen Nachdenken die traurigen Folgen davon überlegen, zur Ehre zu gelangen, ob er gleich viele Freunde um sich hatte, die ihn mit unaufhörlichen Ansuchun-

gen dazu antreiben wolten. Er verachtete diese Vorschläge und er muste sie verachten, wenn er als ein Christ und wahrer Freund der Tugend handeln wolte. Aber seine Verdienste erhoben ihn über die gemeinen Vorurtheile der Unwissenden. Er besaß eine ungemeine Gelehrsamkeit, die er sich durch unermüdeten Fleis und gründliches Nachdenken erworben hatte. Seine Begierde war noch lange nicht gesättiget, er arbeitete täglich mit neuen Kräften, und suchte den Gesichtskreis seiner Erkäntniß zu erweitern. Die Sprachen die er sich eigen gemacht hatte, redete er mit einer natürlichen Anmuth, die es zweifelhaft machte in welchem Lande er geboren war. In den Feldern der Gelehrsamkeit hatte er sich so wol umgesehen, daß nur sehr selten etwas vor kam, daß seiner forschenden Aufmerksamkeit entwischt war. Er war kein trockener Weltweiser, der mit finstern Mienen kalte Beweise der Wahrheiten vorträgt, ohne selbst das Feuer zu fühlen, das sie in den Herzen der tugendhaften entzünden. Er selbst war ein lebendiger Beweis. Was er sagte konte man um so vielweniger für Hirngespinste halten, weil er die besten Erfahrungen davon hatte. Aber ob gleich seine Geschicklichkeit so groß und seine Tugend so überzeugend war, so muste er doch lange im Staube der Verachtung sitzen. Nur die, welche um ihn waren, und einen Zutritt zu ihn hatten, wusten wie hoch sie ihn schätzen solten. Sie verehrten ihn mit einer ausserordentlichen Ergebenheit, und Cordillas war so wenig ehrgeitzig, daß er gar keine Lobeserhebungen von ihnen hören wolte. Doch war

er

er unter dieser kleinen Anzahl wahrer Freunde das Oberhaupt, das alle Glieder in Bewegung setzte. Es verging eine gute Zeit, ehe ihn ein günstiges Schicksal erheben wolte, bis er endlich ohne weitere Bemühung, weil man seine Verdienste erkante, eine der vornehmsten Stellen erhielt. Alle die ihn sonst verachtet hatten, schienen jetzo seine Bewunderer zu seyn, und wusten nicht Worte genung zu finden, ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Er erkante ihre Schwachheiten wol, begegnete ihnen aber doch allezeit mit einer gelassenen Leutseligkeit und Menschenliebe. Die wenigen Güter, welche er besaß, wurden zweymal durch die Flammen verzehrt, aber seine Ehre litte bey allen Kennern der Tugend keinen Schaden, und sein Vermögen wurde in kurzer Zeit grösser als es vorher gewesen war. Er begegnete niemanden hochmüthig, und war auch bey der Ehre die er genoß, gegen den geringsten dienstfertig. Die Stunden die ihm von seinen häuffigen Geschäften übrig blieben, widmete er dem ernsthaften Nachdenken heiliger Wahrheiten und einem genauern Umgange mit Gott. Er erkante wohl, wie er ofters in Gesellschaften zu sagen pflegte, daß Geschicklichkeit und Wissenschaft eine Kleinigkeit wären, gegen die höhere Weißheit, wornach ein jeder Mensch zu trachten hätte. In seinem Hause herrschten Einigkeit, Stille und Sanftmuth. Man hörte niemals ein wüstes Getöse, oder ein lautes Gelächter, das seine Unschuld hätte verdächtig machen können. Die Bedrengten, welche mit heissen Thränen zu ihm ihre Zuflucht nahmen, und seine Hülfe mit bebenden Lippen anfleheten,

heten, fanden an ihn einen treuen Beschützer, der lieber etwas von dem Seinigen verlor, als die Unschuld winseln ließ. Er war freygebig, so wie es sein Vermögen zuließ, und that weit mehr, als man sich von ihn versprechen konte. So erwarb er sich eine allgemeine Liebe und durch die Liebe eine fortdauernde Hochachtung. Diesen edlen Character hat er noch und findet alle Tage neue Bewunderer. Und in Warheit seine Tugend wird immer grösser, und er komt denen, welche das Glück haben in seinem Umgange zu leben, täglich verehrungswürdiger vor. Wenigstens entdecken sie an ihm neue Schönheiten einer erleuchteten Tugend, die sein ganzes Verhalten liebenswürdiger machen.

Die wahre Tugend hat hohe und edle Begriffe von der Menschheit, und wird eben dadurch zum gesellschaftlichen Leben tüchtiger. Wenn ein Mensch auch in einem Paradiese lebte, wo der Reichthum der Natur vor seinen Füssen ausgebreitet, und alle ersinliche Annehmlichkeiten der Jahre verschlossen wären, so würde ihm doch die Einsamkeit eine unerträgliche Last werden. Die zahlreichen Geschöpfe eines weisen Schöpfers die nur den Gebrauch ihrer Sinne haben, würden ihn lange so sehr nicht belustigen, als der Umgang mit einem oder mehreren von seiner Art. Ein Wesen das denken kan, Vorstellungen von mehr als tausend Dingen hat, und das Vermögen besitzt, diese Gedanken durch Worte auszudrüken, ist in den Augen des Tugendhaften ein Meisterstük seines Schöpfers. Und das ist die wichtige Ursach, warum er nicht nur das Verborgene seiner Seele zu erkennen sucht,

son-

sondern sich auch um die Kentniß von andern bewirbt. Er weiß wol, daß die vollkommenen Züge der göttlichen Bildung zum Theil verloschen sind, und daß es vergeblich seyn würde unter den Unreinen einen vollkommen Reinen zu suchen, er weiß aber auch daß noch einige Merkmale ihres würdigen Ursprungs zurück geblieben und die Hofnung zur Unsterblichkeit gar nicht verloschen ist. Die Tugend wird die Felder dieses Lebens nicht mit mehreren Beschwerlichkeiten überstreuen, oder die dornichten Wege, durch welche wir zu gehen haben, vervielfältigen. Sie wird vielmehr, so viel nach ihren Kräften geschehen kan, diese Mühseligkeiten vermindern, und uns Ruhe und Freude empfinden lassen.

Was kann das Laster als betriegen,
Die Tugend gönt uns nur Vergnügen
Und sanfte Lust in ihrem Schoos.
Sie läßt uns in der Seele Wesen
Unsterblichkeit und Hoheit lesen,
Und zieht für uns das beste Loos.
Euch wird die Folge nicht gereuen,
Sie selber sagt: ihr solt euch freuen.

Vielleicht werden es die meisten ohne Beweis zugeben, daß die Tugend den Grund zu einer vertrauten Freundschaft legt, aber es sind doch manche, welche gegen diesen Satz noch viel einzuwenden haben. Sie sagen, es giebt auch unter der lasterhaften Freundschaften genung, die oft so fest und unzertrenlich sind, als eine tugendhafte Freundschaft. Ich habe das

noch

noch niemals geleugnet, aber ich werde niemals behaupten, daß diese Vertraulichkeit, wenn wir ihr anders diesen guten Namen geben wollen, eine rechte Freundschaft sey. Ich sehe hier Fußstapfen, welche mir sehr bedenklich vorkommen. Einer hat alle seine Güter verloren, der andere hat seine Ehre verletzt, der dritte hat seine Gesundheit zurück gelassen, unzehlich viele andere haben ihre Gemüthskräfte geschwächt. Sie sind unnütze Bürger des gemeinen Wesens geworden, sie haben vergessen, daß ein Gott ist, sie haben die erste Begriffe verloren. Andere stehen in Gefahr, eben so unglücklich zu werden. Und heißt das den Freund lieben, wenn man ihn unglücklich macht. Ist das Aufrichtigkeit, wenn er in unser Gesellschaft das einbüßt was ihm am liebsten und schätzbarsten ist? Doch ich muß einen andern Einwurf beantworten. Man sagt, die Freundschaften der Lasterhaften sind weit zahlreicher und müssen also das Uebergewicht haben. Ich will das erste gerne zugeben, ich will auch zugeben, daß die Lasterhaften in gewisser Absicht durch ihre Menge das Uebergewicht haben, aber ich werde ihnen keinen Vorzug vor der wahren Freundschaft einräumen. Die Menge giebt gar keinen Beweis. Die kleine Anzahl der Tugendhaften hat nur allein die Kenzeichen der wahren Freundschaft, die ich jetzo anführen will. Ein wahrer Freund liebt den andern aufrichtig, und hat nicht nur zärtliche Ausdrücke, Ergebenheit und Liebe auf seiner Zunge, sondern trägt auch den verehrungswürdigen Namen seines Freundes in seiner Seele. Ein wahrer Freund befördert das Beste

des

des andern. Er würde sich ein ewiges Gewissen daraus machen, auch nur das geringste zu seinen Schaden vorsetzlich zu reden oder zu thun. Er verbindet die Glückseligkeit seines Freundes mit seiner eigenen, und arbeitet an beyden mit gleichen Eifer. Eben so gewiß ist es auch, daß ein wahrer Freund an den Glück und Unglück des andern aufrichtig Theil nimt. Niemals wird er neidisch werden, wenn jener sich auch über ihn erhebt und einige Vorzüge erlangt, die er nicht bekomt; sondern er wird allezeit die aufrichtigste Freude darüber entdecken. Unglückliche Zufälle wird er zu heben oder zu verändern suchen, nachdem es ihm möglich ist. Ich werde aber auch beweisen müssen, daß die Tugend den dauerhaftesten Grund zu einer wahren Freundschaft legen kan. Sie ist die Quelle des Guten, welches sich mit reichen Strömen über den Erdboden ergießt, und so viele unfruchtbare Gegenden wässert. Ohne Tugend wäre die Erde eine warhaftige Wüste, die unangebaut dalege, weil ihr der Segen des Himmels fehlte. Die Tugend pflanzt eine wahre Liebe in die Herzen der Menschen, sie lehrt sie zärtlich und mitleidig denken, und macht ihnen die Bemühungen für das Wohl anderer zur Lust.

Wenn wir die Tugend bey allen unsern Handlungen betrachten, welche wir täglich vorzunehmen haben, so ist sie die Triebfeder die alles in Bewegung und regelmäßiger Ordnung erhält. Sie verbannet die Nachläßigkeit von unsern Geschäften, die sich sonst gar zu leicht einzuschleichen pflegt, und den besten Fortgang unserer Verrichtungen hindert. Sie erweckt

die

die schläfrigen Seelen, und erfüllt sie mit Munterkeit und Kräften. Als eine Feindin des Müßigganges sieht sie es niemals gerne, wenn einige Stunden des Tages mit thörichten Beschäftigungen, die gar keinen Nutzen haben können, lachend verschwendet, oder wenn gar ganze Tage in träumender Verwirrung zugebracht werden. Wie ordentlich weiß sie die Zeit einzutheilen! Wie brauchbar wird ihr eine jede Musse welche von täglichen Arbeiten übrig bleibt! Sie ist die Stütze der Wissenschaften und Künste, die nur gar zu bald sinken und ihr Ansehen verlieren, wenn sie ihren mächtigen Arm zurück zieht. Beweisen es nicht jene Zeiten der Dunkelheit, die immer finsterer wurden je weiter sie sich von der Welt entfernte und den gesegneten Einflus ihres Lichtes entzog? Waren nicht Thorheit und Unwissenheit eben so allgemein als die Laster, welche es fast unmöglich machten unter den verwilderten Sitten, die Spur der Tugend wieder zu finden? Aber diese trübe Nacht klärte sich bald auf, da uns die Tugend wieder näher kam, und ihre Strahlen ausstreuete. Es würde vielleicht eine angenehme Untersuchung seyn, wenn wir die Tugend in allen ihren Verhältnissen gegen eine jede Art der Gelehrsamkeit und Kunst betrachten, und den Werth den sie ihnen ertheilet hat, beschreiben wolten, aber die Grenzen des gegenwärtigen Blattes würden gar zu eingeschrenkt dazu seyn.

Der Tugendfreund.

Das 3. Stück.

Die Unschuld lacht noch in der Jugend,
Und nur zu oft ist dis des Menschen ganze Tugend!

Schon von langer Zeit her bin ich der Jugend, so lange sie noch nicht verführt ist, eine Lobrede schuldig, jetzt will ich sie ihr halten: weil aber dieses Blatt nicht alles fasset, so will ich mich nur in demselben mit der allerersten Lebenszeit beschäftigen, in welcher uns sonst eben nicht viel merkwürdig scheinet.

In diesem grossen Hause der Sterblichen, welches ich nicht einmal dem tausendsten Theil nach kenne, soll ich wohnen = = auf eine ganz ungewisse Zeit = = vielleicht nicht einmal bis auf morgen! Was vorher mit mir vorgegangen weiß ich nicht. Der, den ich nicht kante, den ich nie gesehen, rief mir zu werden, ich hörte nichts von seiner Stimme, und bin doch geworden und da gewesen ehe ich es gewust habe.

Einige Jahre habe ich zubringen müssen, auf mannigfaltige Weise zu lernen, daß ich sey. Diese erste Vorstellung blieb mir beständig dunkel so lange die verfliegenden Jahre der Kindheit dauerten, welche man Kindheit nent, weil die Einbildung dem menschlichen Geschlecht einen überaus großen Unterscheid der erstern und letztern Jahre zeigen will, da doch beyde in sehr wenigen und noch dazu ganz zufälligen Merkmalen verschieden sind.

Die ganz unglaubliche Anzahl menschlicher Veränderungen warf meine müßige Einbildungskraft alle Augenblicke auf etwas neues: Wie oft müste eine jede Vorstellung wiederkommen, ehe ich mir von derselben nur einige Kenzeichen merken konte, und wie oft muste ich gerne zufrieden seyn, von diesen Kenzeichen auch nur die schlechtesten zu fassen! Theils war ich zu sehr in Träume versunken, da die arbeitende Seele ihrer grossen Bestimmung folgte, sich Vorstellungen zu bilden, die, wo möglich etwas länger blieben, als die vorübereilenden Schatten spielender Sterblichen. Theils aber kam eben nichts vor, wodurch meine Seele recht hätte angegriffen, zu einer feinen Empfindung gewöhnt, und also fähig gemacht werden können, lebhafte Eindrücke von den Dingen zu faßen, die die mehresten niemals recht betrachten. Folglich liessen die Dinge, welche ich hörte und sahe, keine Spur in mir zurück, die mich zur wahren Glückseligkeit hätte leiten können.

Kanteſt du deinen damaligen Zustand nicht, zur Ewigkeit geschaffener Geist, so bleibe nur bey dem wenigen

nigen stehen, welches du dich noch etwa zu erinnern weißt, um es jetzt gegen die Begriffe zu halten, zu welchen du nach vieler Arbeit, durch vielen vielleicht unersetzlichen Schaden endlich ein wenig klug geworden: oder wenn du alles vergessen hast, so setze jetzt jüngere Brüder an deine Stelle, betrachte in ihrem Schicksal das deinige; und lerne, daß du alle gute Gesinnungen umsonst haben könntest, wenn du behalten hättest was GOtt dir schenkte, da du hernach eben dieses bis ins Grab mühselig suchen must! Versagt euch das Vergnügen nicht, Sterbliche, die ihr genung zu thun habt euch selbst kennen zu lernen, o versagt euch das Vergnügen nicht, die Kindheit zu betrachten! Lacht gleich der Herbst mit reiffen Früchten und goldenen Trauben, so entzücket er doch Herz und Auge nicht so sehr, als frisch aufgebrochene Blüten des schimmernden Frühlings: und Adam, der die Welt in ihrer paradiesischen Schönheit gekant hat, würde vielleicht bey Erblickung der jetzigen Gestalt unsers Wohnhauses fragen, in wie viel Jahrhunderten es einmal Sommer würde? Das traurige Alter belustigt sich daher an der Jugend, die Munterkeit eines Kindes ruft das Andenken unserer ersten Freude wieder zurück, und gebückte Großeltern leben in ihren Enkeln zum zweiten mal.

Sonst lebt und stirbt ja doch nur ein jeder im kleinen, kein einziger hat das Ganze übersehen, und an dem Menschen ist überall wenig Grosses, als das, was er mit allen gemein hat! Ein Mann, den die Welt ehrt, zieht unsere Bewunderung an sich, wir können seiner Tugend unsern Beyfall nicht versa-

gen, wir finden Vergnügen in seinem Umgange, er ist uns groß, liebenswürdig und ein Muster zur Nachahmung. Aber wir sind zu oft betrogen, als daß wir noch treuherzig genung seyn könten, dieses Vergnügen ganz und rein zu empfinden. Unser Herz vermuthet bey dem Aufrichtigsten eine Verstellung, oder er muß selbst an sich halten, oder wir machen es so, daß er nur die Eigenschaften seiner Tugend zeigen kan und muß, die uns bestrafen: oder wir betrachten ihn in seinem Character, wo es nichts weiter, als seine Schuldigkeit ist tugendhaft zu seyn, oder es findet sich gar Neid und andere unselige Leidenschaften, die uns, wie Kranken, den Geschmack verderben!

Jetzt führe ich euch aber zur Kindheit und verspreche euch das Vergnügen an Menschen rein nnd unverfälscht, wenn ihr fein genung seyd es so zu empfinden.

Sobald sein Auge erwacht, starret das Kind im engen Raum des Zimmers, worin die Mutter tödlich krank liegt, Personen an, denen es sehr zur Last wird, stille zu seyn, und an der betrübten Geburt eines Menschen Antheil zu nemen. Doch es empfindet davon weiter nichts, als den Schmerz zum Sehen ungewohnter Nerven; Man wickelt es alle Abend ein, um ihm doch einigermaßen eine Wohnung zu verschaffen, die mit seiner erstern einige Aehnlichkeit hätte. Es verschläft alsdenn Geschrey und Schmerzen, denn seine Natur versucht immer ob es nicht möglich sey, die Welt weniger gewahr zu werden. O du, um sein

Bette

Bette wachender Geist, einer von den tausendmal tausenden, die den Wagen Gottes ausmachen, und sein Angesicht mit unverwanten Blicken beschauen, was deucht dich zu diesem kleinen Bürger der grossen Ewigkeit? Wie lieblich schläft die Unschuld! noch frey von der Schande, die es den himmlischen Abgesandten und Wächtern unerträglich macht, starke Geister unsichtbar zu begleiten!

Zwar sie sind im Gehorsam gegen GOtt zu unsern Diensten willig, und die unschätzbare Erlösung, der sie zitternd zusahen, macht ihnen eine jede menschliche Seele in mehr als brüderlicher Liebe wichtig; aber oft tragen noch lebende Menschen einen todten Leichnam der lange über der Erde gestanden, und wenden für Eckel ihr Angesichte weg: **vielleicht schickt sich dieses Gleichnis hier mehr als zu gut!** Denn aber fliegen selige Engel (wenn ich so reden darf) mit froher Eilfertigkeit schnell durch die Himmel in die erstaunende Tiefe unserer Wohnung, wenn sie Befehl empfangen, neugeborne Fremdlinge in die Welt einzuführen, denn sie wissen noch gar wohl was der Erlöser sagte: **Wer ein solches Kind in meinem Namen** (auf meinen Befehl) **aufnimt, der nimt mich auf.** Sie sehen mit segnenden Blicken auf sein Bette, und der Mutter Liebe und Treue ist gegen ihre heilige Sorgfalt nicht nennenswerth.

O gelünge es dir, schlafender Erbe des Himmels, deine Augen immer vor der Boßheit zu verschliessen, die du jetzt nicht siehest: wie fein würdest du blind und taub gegen die Eitelkeit, den Bund des guten Ge-

wissens mit Gott bewahren können, wozu dich ein reines Bad, und ein allmächtig mitwürkender Geist, kein geringerer als Gott selbst, noch ehe du dich selbst kennest, auf die Fürbitte des flehenden Bluts Jesu, in neuer Geburt aus Gott vollgültig einweyhet!

Gott schenckt denen, die in der Tauffe zu ihm gebracht werden, ein neues Herz, da sie das alte noch nicht kennen. Sie werden dem Erlöser in seine Arme überreicht, da sich die mehresten wol im ganzen Leben, aus freyer Entschliessung, niemals würden hineingeworfen haben. Sie sind zum erstenmal ein schönes Exempel lernender Eltern, die da seufzen, daß es ihnen doch gelingen möchte, umzukehren und zu werden wie die Kinder. Sie sind zum erstenmal ein Triumphlied seeliger Engel und eine Beute der Schmerzen Jesu!

Jenes Volk war der unmittelbaren Beherschung Gottes müde. Es bat einen König, seine thörichte Bitte wurde ihm bewilligt, ein Knabe, der verlohrne Eselinnen sucht, wird zum Propheten geführt, und zum Stadthalter Gottes gesalbet. Aber wie will einer am Reich Gottes Theil nehmen ohne ein ganz andrer Mann zu werden? Und sehet, wie groß ist Gottes Erbarmen! Indem Saul seine Schultern wendet, wegzugehen von Samuel, giebt ihm Gott ein ander Herz.

Ja, ein Tagelöhner ist im Pallast, ob ihn gleich der Ueberfluß umringt, und hurtige Diener ihm sorgfältig aufwarten, eher gar nichts nütze, bis sein Geschmack, bis seine Neigungen geändert sind: sonst eckelt

eckelt ihm vor weichen Speisen, die der Reichthum aufträgt, und er sieht sich beym Besuch der Grossen niederträchtig um nach seiner vorigen Gesellschaft, in welcher ihm das schlechteste, was die Welt geben kan, eine erwünschte Erquickung war, weil er kein ander Glück kante, als die Stillung des äussersten Hungers, und die armseligste Zuflucht wider die Verzweiflung.

Und wie viel haben wir dem Geist zu verdanken, der Menschen selig und ganz verändert ehe er gehindert wird! denn so ist aus einem gebornen Feind Gottes von Jugend auf sein Freund, und aus dem, den Gott verwerfen müste, ein König des Himmels geworden.

Zwar ich werde ihn noch beklagen müssen den Getauften, den ich jetzt selig preise. Wenn sein Verstand reift, einen Unterscheid zu machen, zwischen dem, was den Sinnen angenehm, und was ihnen schmerzlich ist; Wenn er an die Wegescheidung komt, wo eine breite und reitzende Bahn zur linken Hand abgeht, die gerade zur Verdamniß führet; wenn er siehet, wie fast alle, die er kennt, diesen Weg erwehlen, wenn die bezaubernde Eitelkeit, welche Satan gleich voran gestellt hat, um die vorüber gehen laut und schmeichelnd anzurufen, mit offenen Armen ihn empfängt: so entschließt er sich nur zu bald seinem Gott die künftige Erbschaft zu überlassen, und mit dem verlornen Sohn nur die wenigen Güter zu fodern, die dem Unmündigen in diesem Leben ausgezahlt werden können, er wird fleischlich gesinnet,

und dieses wird ihm nach den Rechten des Himmels als ein Laster der beleidigten Majestät Gottes angeschrieben.

Aber es ist doch ein unvergleichlich schöner Auftritt, wenn zwey ehemalige Freunde sich wieder mit einander zärtlich aussöhnen, nachdem ein tückischer Feind von ihnen beyden in des einen Gemüth einen unverdienten Verdacht gegen den andern gebracht hat, der doch nie gegen seinen Freund die geringste Falschheit gehegt hatte. Das süsse Andenken ihrer ehemaligen Zärtlichkeit bemächtigt sich beyder Seelen mit einer sanften Gewaltthätigkeit, der sie nicht widerstehen können, ihre Seelen fliessen zusammen, die Liebe wird ein unauslöschliches Feuer, sonderlich wenn einer dem andern noch immer auch unter ihrer Zwietracht mit Wohlthaten nachgegangen. Ein jedes Mistrauen wird nun bereut und auf ewig verschworen, und die Liebe macht die Herzen arbeitsam, wo möglich, alle Beleidigungen künftig mit desto grösserer Vertraulichkeit zu ersetzen, denn nun verstehen sie sich mit einander, und die geschehene Vergebung ist die allergrößeste Verbindlichkeit, zum Fleiß in möglichster Ausübung aller Freundschaftspflichten.

Bundbrüchige Christen, wer ist von euch seinem Gott so weit entlauffen, daß er nicht doch noch ehemals sein Freund gewesen wäre?

Ja in der Kindheit hattet ihr nichts wider euren dreyeinigen Gott, und euer dreyeiniger Gott hatte nichts wieder euch! Dem, der die ganze Welt verführt, ist sein boßhaftes Geschäfte gelungen, euch aufzubrin-

zubringen wider die ewige Liebe, die euch niemals etwas zu Leide gethan. Satan hat euch weiß gemacht, es sey ein hartes Leben, welches man vor dem Herrn Zebaoth führen müsse, und es nütze euch nichts seine Gebote zu halten. Darum prieset ihr die Verächter, ihr woltet mit dem Gottlosen an Wollust dieses Lebens zunehmen, Gott versuchen, und toll genung seyn zu hoffen, es werde euch alles wohl ausgehen. Diese Verblendung ist entsetzlich, das arme Gemüth empfindet den beständigen Trieb verbotner Lustseuche, damit nur ja keine Stunde kommen möchte, in welcher der süsse Wein ausbleibt, womit euer Feind die Sinne Zeit Lebens gerne berauschen wolte: denn er befürchtet, wenn er sein Versprechen einmal nicht halten könte, so möchten eure Seelen auf ihn argwöhnisch, und also aus seinen Stricken nüchtern werden!

Indessen ist Gott nicht ermüdet worden einem abtrünnigen Geschlecht mit allen Beweisen seiner Gnade beständig zuvor zu kommen. Hätte er gewolt, so wäre es ihm leicht gewesen, die Schätze gemißbrauchter Güter auf ewig zu verschliessen. Und das alles achtet der Mensch nicht, er entfernt sich immer weiter, und sein Schöpfer ruft, und sucht, und zieht ihn vergebens.

Könnet ihr Zeit Lebens in solcher Gleichgültigkeit gegen Gott hingehen? Solte euch niemals eine Wehmuth überfallen, wenn ihr zurück denket, wie fest der Bund mit Gott war in unmündiger Kindheit? Und wie schön wird hernach die Aussöhnung, wenn der bearbeitende Geist Gottes endlich die Seelen überredet, daß sie sich überreden lassen, Gott habe nichts wieder

sie, sobald sie nur mit ihm versöhnt seyn wollen! wie stark kan der Haß gegen alle Verläumder Gottes in diesen Stunden der Erneurung des Taufbundes werden! wie dauerhaft die zweyte Freundschaft, wie eifrig die Liebe! Ja das heißt zwiefältiges empfangen, denn die erste Liebe der Kindheit wacht wieder auf und wird verdoppelt?

Du aber bist noch im Bunde mit deinem Bundes-Gott, liebenswürdigstes Kind! Uns bist du stum, und was hast du mit der Welt zu sprechen? deine Rede ist wichtiger, im Himmel erschallt es laut, was du beständig schreyst, Abba, lieber Vater!

Die Grossen des Reichs verlieren ihre Achtung unter ihren Bürgern gar bald, wenn der Monarch nicht mehr ins geheim mit ihnen spricht, und an seiner Tafel sie ehret. Wen er aber am höchsten schätzt, wem er seine vorzüglichste Liebe bekant werden läßt, dem räumt auch ein jeder den zweiten Platz im Reiche willig ein, und beugt sich vor ihm fast wie vor dem Monarchen. Und wer ist es, den der Erlöser auf seine Arme nam, als er sein Reich besuchte, und seine vornemsten Unterthanen vor ihm versamlet waren? Laßt uns dieses Gesetz des Höchsten verstehen, sterbliche Brüder, jedes Kind ist uns ein Beweis, daß im Himmel die Menschheit ihren Platz hat, zur Rechten auf dem Stuhl Gottes! Wir finds, denen ein solcher Schatz des Himmels übergeben und anvertraut ist! Wer ihn in Händen hat, der mache sich bey Zeiten auf eine künftige Berechnung dieses anvertrauten Pfandes gefaßt, die nur allzuvielen unmöglich seyn wird!

Doch

Doch es ist für viele Eltern auch überaus vortheilhaft ein Kind zu haben, das Gott liebet. Vielleicht ist oft im ganzen Hause sonst kein einziger, der sich dieses Vorzugs rühmen kan! Und würde denn jenes Egyptischen Fürsten ganzes Haus so merklich gesegnet worden seyn, wenn nicht ein Frommer, ein sonst verachteter Frommer, ein Bundesverwandter Gottes, in den Augen des Herrn über Glück und Unglück so werth gewesen wäre, daß sich die Liebe zu ihm auch auf das Haus erstrecken können, worin er gehegt wurde? Wer weiß wie viel Wetter sich oft über unsern Dächern zusammen ziehen und nun niederstürzen wollen, aber das Schelten Gottes hebt sie auf und wirft sie ins einsame Meer, weil er barmherzig genung ist, um zehen Gerechter willen auch Sodom nicht zu verderben!

Ja ich glaube, es ist Gott ein angenehmes Gebet gewesen, als ihm sein Knecht (*) öffentlich danckte, daß er vielleicht um der jungen Kinder willen einer Feuersbrunst Einhalt gethan, die sonst grausam war!

Dieses ist gewiß nicht zu viel, wir können zuverläßig glauben, daß Gott den Kindern seine gnädigste Zuneigung nicht versagen wird, denn er kan ihre Herzen mit allem dem erfüllen, was ihm gefält, und dazu sind sie ihm in der Taufe geheiligt und übergeben. Oft ist ihr Leben sehr kurz, ihre Kräfte sind schwach, ihr Tod, komt entweder wirklich, oder er ist doch

(*) Der Herr Hofprediger Schmid in Bareuth in seiner Gedächtnißpredigt über die Feuersbrunst, als das Schloß abgebrant war.

doch immer nahe und immer zu befürchten. Wenn sie aber sterben, o wie gewiß können ihnen weinende Eltern gerade bis in die Thore der grossen Stadt Gottes nachsehen!

Verlobter Gottes, warum soll zwischen dem Tage deiner Verlobung und dem Tage deiner Heimholung, noch eine so große Kluft befestigt werden? Du bist so nahe an dem Eingange Canaans, warum wilst du die Reise nach diesem Erbtheil Gottes erst in krummen Wegen, in vierzigjähriger Mühseligkeit, durch die Wüste antreten? O tritt hinüber, ein Schritt bringt dich hinein! Der Tod ist dir leicht, ein kaum angezündetes Licht verlöscht weit eher und leichter, als was schon lange gebrant hat. Du findest in der andern Welt, an dem Ort, wo keine Zeit mehr ist, und keine mühselige Welt, da findest du sehr viele, die von der Welt unbefleckt, nicht zur Boßheit aufgewachsen, zum Umgange der Seeligen so sehr angenehm sind. Geselle dich zu ihnen, du kanst zur ewigen Freude nicht zu früh eingehen! dein Seelenfeind legt deinem Fuß verborgne Schlingen, jetzt versucht er noch, ob sie stark, ob sie fest genug gespannt sind: du kanst ihm jetzt auf ewig entfliehen, er sieht dir vergebens nach, seine Anschläge sind vereitelt, und keine endliche Kraft holt dich zurück. Wohl dir, wenn du die Welt nie gekant, und nie die Greuel erblickt hast, die unter der Sonne geschehen! Doch du must mitten hinein. So wolte es dein Schicksal, oder vielmehr der Herr über Leben und Tod der deine Tage schon auf sein Buch geschrieben!

So

So überläßt denn der Herr seinen Diener, ein Kind das er unaussprechlich liebt, den Händen derer, die kaum im Stande sind, mit ihrer eigenen Seele so umzugehen, daß sie selbige in der letzten Stunde freudig in die Hände des Vaters überliefern können. Ist es nicht auf diese Weise Sünde, wenn man denen, die gewiß unter allen Lebendigen im Himmel am höchsten geachtet sind, keine andere Zuneigung der Seele weyhet, als die wenige, die uns Menschen noch natürlich ist?

Solten wir uns nicht billig bestrafen, daß unser Urtheil von Menschen und unsere Zuneigung zu denselben von dem Urtheil so sehr verschieden ist, welches Gott von ihnen fället? Solten wir nicht darauf bedacht seyn, den Gott mehr zu verehren, vor dessen Augen der Unterschied menschlicher Hoheit und Vorzüge unendlich klein ist, weil sie sich doch gegen ihn alle als Würmer verhalten, alle seiner Erbarmung bedürfen, alle im Jammer versinken müssen, sobald er sein Mitleiden für sie verschließt? Achtet nun dieser Gott, ohne dessen Achtung alle Würde ein Traum ist, auf ein Kind, welches wir unter der Gesellschaft der Menschen übersehen; wendet er an seine Seele einen geheimnißvollen Tod seines Sohnes, um sie wieder in die Zahl derer aufzunehmen, für die noch Gnade möglich ist; wendet er an diese Seele eine kräftige Arbeit des allmächtigen Geistes, läßt ers sich gefallen in ihm zu wohnen und zu wandeln, seinen Geist als ein Heiligthum zu betrachten, worin er würken kan; freuet sich alsdenn das ganze Heer des Himmels darüber, daß abermals in einer

ner erlösten Seele ein Werk der Erbarmung zu Stande gekommen: O wie gelinde verurtheilt alsdenn der Erlöser den Elenden, der ein solches an Jesum glaubendes Kind ärgert, wenn er ihm zu erkent, mit einem Mühlstein ins tiefe Meer versenkt zu werden, weil dieser Tod doch noch weit weniger schrecklich ist, als das erstaunende Verbrechen, das grosse Werk Gottes in unschuldigen Seelen vernichtet zu haben!

O daß wir uns des Vertrauens nicht unwerth machen möchten, welches Gott in uns setzt, da er sein Werk uns als Mitarbeitern übergiebt, in Hofnung, wir werden glauben lernen, daß auch die Gründung und Verwüstung eines Königreichs, dem Werth nach, ein ganz ungleich geringeres Geschäfte sey, als die Erziehung einer Seele zur Ewigkeit. Wissen wir es wohl, woher hernach bey zunehmenden Jahren die Begriffe, die Neigungen kommen, wovon Menschen Zeit Lebens nicht ablassen? Gott rechnet den Eltern freylich nicht alles zu, was sich an Kindern verwerfliches findet; er kennet das Maß unserer Kräfte, und er ahndet die Ursache des allgemein durchgedrungen Todes nicht an dem Vater des in Sünden gebornen Kindes, auch nicht an dessen Vater: sondern seine gerechte Barmherzigkeit durchläuft die ganze Reihe der Eltern, und sucht die Schuld immer weiter, bis er sie in dem verrätherischen Apfelbiß im Paradiese findet, und an statt des verdienten Fluches, zum Erstaunen aller bußfertigen Seelen, die ganze Rechnung bis auf dem Augenblick verschoben seyn läßt, da jeder Sünder mit dem unendlichen Verdienst des Erlösers alles bezahlt.

Aber

Aber wenn die Eltern eine Regung des Zorns und der heftigen Begierde in ihrem zarten Kinde nicht unterdrücken können, sich dabey betrübt ansehen und beschämt werden, weil ihnen das Gleichniß einfällt: Kan man auch Trauben lesen von den Disteln: so muß sie das erste Verderben welches sie auf ihr Kind fortgeerbt, ja wohl billig behutsam machen, in ihrer künftigen Aufführung um so viel mehr zu verbessern, je schmertzlicher es ihnen ist, daß ihr Kind dem Bilde so sehr ähnlich geworden, welches sie an sich selbst mit Abscheu erblicken. Ist es wahr, was ich oft nach allen Begriffen einer gründlichen Seelenlehre mit Erstaunen betrachte, daß eine jede Fertigkeit des Menschen auf der oftmaligen Wiederholung einzelner Gedanken, und jeder Gedanke nur halb auf mir selbst, grösten Theils aber auf dem Zusammenhang der gantzen Welt beruhet: O so muß ich erschrecken, wenn der Herr Jesus sein Wehe nicht zurück rufen kann, welches er über die Welt, der Aergernisse wegen, ausgesprochen!

Doch ich wende mich wieder zu dir, freundliche Unschuld! O wäre mein Auge geöfnet die Leiter zu sehen, auf welcher, so wie über dem Haupt des schlafenden Jacobs, die liebreichsten Diener Gottes hinauf steigen, um ihre Freude über das ihnen aufgetragene Geschäfte zu bezeugen, und wieder hinab, um ihre angenehme Arbeit wieder fortzusetzen! Wir stehen und betrachten ein Kind, unsre Augen wollen davon nicht ablassen,

unser

unser Herz empfindet, und weis selbst nicht was. Aber das ist allemal gewiß, Gott hat eben da sein Werk am meisten, wo Menschen die grösseste Untüchtigkeit dazu gewahr werden wollen. Und weil ich keinen andern Grund hätte, den Glauben dieser zarten Seelen zu leugnen, als eben den, daß sie mir dazu untüchtig scheinen, so ist mir der Glaube derselben aus der Nichtigkeit meiner Wiederlegung schon hinlänglich erwiesen. Wie viel Mühe werde ich nicht haben, ehe meine Seele so ganz stille, so ganz unwürksam wird, daß Gott nun gar keine Hinderniß findet, den Glauben, den völlig, aber auch allein mit seinem ganzen Willen zufriedenen Sinn, in mir nach aller seiner Allmacht vollständig zu würken, welchen er sonst nie, alsdenn aber allemal hervor bringen kann, wenn die menschliche Seele keine Kraft behält, ihm zu wiederstehen, und anders zu denken, als er will! Und wie unumgänglich nöthig ist dieser Glaube, wenn die Schrift mich versichert, nur im Glauben sey es möglich Tugend darzureichen!

Der Tugendfreund.

Das 4. Stück.

Durchbrause Boreas die Lüfte,
Und wirf uns die zerflognen Düfte
Im flockigt zarten Schnee herab.

Ein kalter Winter hat jetzo seinen starrenden Arm über die Erde ausgestreckt. Unter seinen Füssen stirbt die blühende Blume, und das frische Graß wird welk und schrumpft traurig zusammen. Von seinem gewaltigen Hauchen aus finstern und mit Wasserfluthen erfülten Wolken, beugen sich die starken Bäume und stürzen zum Theil entkräftet, mitten im Walde nieder. Die ganze Schöpfung scheint an Eiß gefesselt, im Schnee vergraben, vom Froste getödtet zu seyn, und über die Abwesenheit erwärmender Strahlen zu trauren.

Ich muste mich neulich durch einen rauhen Nord, der mir mit rasendem Ungestüm entgegen bließ, durcharbeiten. Die durchdringende Luft zog

die Schweißlöcher fest zusammen, und breitete eine angreifende Erkältung über meine Glieder aus, die sie alle zum Zittern brachte. Kaum konte ich mein Gesicht gegen die heftigen Anfälle der schneidenden Kälte vertheidigen, denn wo ich mich hinwante verfolgte mich dieser Feind ohne Verschonen. Die Lippen deren Bewegung schmerzhaft und empfindlich war, schienen halb gefroren zu seyn, und die Spitze meiner Nase, die ich nicht mehr zu verbergen wuste, war einem Stück Eiß vollkommen ähnlich geworden. Die übrigen Theile des Leibes, welche die Luft nur einigermassen berühren konte, wurden bey dieser kalten Witterung steif, und erstarrten. Endlich brachte das klopfende Herz Geblüt und Säfte in Bewegung, und ein inneres Feuer vertheilte sich durch den ganzen Körper, welches mich gegen die Pfeile des Windes hinlänglich in Sicherheit setzte.

Aber wie betrübt war der Anblick der Felder. Da, wo ich oft meine Augen an den aufgehenden Saaten geweidet, wo sonst die Sense so reiche Beute gemacht, und der Landmann auch in der grösten Hitze der Tage unermüdet gearbeitet hatte; da zeigte sich jetzo nichts als eine weisse Bedeckung, welche von dem darüber schwebenden Froste ganz dichte gewebt war. Der fruchtbarste Boden, sahe nicht anders aus, als die unfruchtbare Heerstrasse. Keine Lerche hob sich über das verhärtete Feld in die Höhe, und keine Wachtel ließ ihre schlagende Stimme erschallen. Nur hie und da saß ein Rabe, welcher mit sehr einsilbigem Geschrey seine Begierde nach Raub offenbarte. Von der weiten beschneiten Gegend, funkelten hie und da die Farben der schönsten Edelgesteine,

welche

welche eben so schön spielten, als der Thau vom Grase in den angenehmern Monaten des Jahrs. Es deuchte mich, daß ich die Erde in einem kostbaren Geschmeide sähe, welches doch seinen Werth verlor, wenn ich es mit ihrer inneren Fruchtbarkeit verglich. Denn das was am mehresten spielt und prächtig glänzt, ist selten von einer so grossen Nutzbarkeit, als das andre, dem diese schimmernde Zierrathen fehlen.

Sie ruht in ihrem Winterkleide,
Die Erde, die ihr Haupt versteckt,
Es schimmert wie die feinste Seide,
Und ist mit Glanz und Pracht bedeckt.
Seht, wie sich dort Rubine wenden,
Mir funkeln sie bis zum Verblenden,
O welche Weite! welch ein Licht!
Ja ruhe nur geliebte Erde,
Bis ich im Frühling kommen werde,
Denn blendet mich der Schnee von deinen Feldern nicht.

Die Wiese, welche ich jetzo betrat, unterschied sich nur durch ihre niedrige Lage. Der Schnee lag so dick darauf gehäuft, daß ich Mühe hatte, mir einen Weg zu machen. Ich hinterließ tiefe Löcher, als Zeichen daß ich der erste Wandrer an diesem Orte gewesen war. Wie wohl seyd ihr verwahrt, Wurtzeln des keimenden Grases! Wie bald würdet ihr von der Hand eines unbarmhertzigen Frostes ausgerottet werden, wenn euch diese Bedeckung fehlte! Und wo würde denn unser Vieh, welches unsere Haushaltungen versorgen muß, seine Nahrung wieder finden? Wo würden die schmackhaften

Speisen herkommen, die unsere vornehmsten Reichthümer sind? Wie gütig handelt die liebreiche Vorsehung, daß sie dem Felde und der Wiese eine Ruhe gönnet, damit sie uns hernach mit erneuerten Kräften dienen können.

Unter diesen Betrachtungen nahete ich mich einem Walde, der unter dem Schlagen und Reissen der Winde alle Zierde seiner Häupter verloren hatte. Auf den entblößten Armen der Bäume lagen zitternde Lasten, welche aus Reif, Schnee und Eiß zusammen geflochten waren, und sich mit zusammengesetzter Gewalt auf allen Seiten festgeschlungen hatten. Dieser Anblick kam mir sehr ehrwürdig vor. Ich glaubte unter einer Versamlung gebückter Greise zu seyn, deren silbernes Haupt der Schnee schwerer Jahre drückt, und die ihren sterbenden Arm nach den Erkältungen des Todes schmachtend ausstrecken. Einige Büsche die noch grün waren, und auch mitten unter den Flocken ihr noch lebendes Blatt zeigten, erinnerten mich an die muntre Jugend, welche noch die ersten Kräfte des Lebens, und von den Ohnmachten der sterbenden Natur keine Empfindung hat. Doch endlich wird sie eben so, wie jener dürre Busch ihren Vätern und Großvätern gleich werden, und ihre blühende Anmuth und Schönheit in den Ländern des Todes verlieren. Das Wild, welches sonst in diesen Wäldern Heerdenweise herum irrete, hatte in sichern Höhlen oder zwischen dick verwachsenen Bäumen sein Lager aufgeschlagen, und suchte so gut als es konte, der Verfolgung der Kälte zu entgehen.

Das

Das muntre Reh hat sich verkrochen,
Auf Zweigen, die der Sturm zerbrochen,
Erschallt kein jauchzender Gesang.
Man hört nur in verborgnen Gängen,
Wo sich der Wurzeln Ranken drengen,
Indem man trit, den hohlen Klang.

Der Wind bließ noch eben so heftig, aber ich empfand wenig von seiner Gewalt, weil ich ihm den Rücken zukehrte. Die untergehende Sonne machte mich eilfertig, meine Wohnung zu erreichen. Der heitre Tag verlor sich auf einmal, und verdickte Wolcken überzogen den ganzen Himmel, doch ließ die weißliche Farbe, welche sie behielten, vermuthen, daß sie einen neuen Vorrath von Schnee ausschütten würden. Sie flogen schleunig zusammen, wie eine zerstreuete Heerde zu thun pflegt, wenn sie von dem Bellen des Hundes verfolget wird. Ehe ich noch meine Schwelle erreichte, fielen schon einige Flocken herunter, die aber der streichelnde Wind von meiner Kleidung wieder herunter bließ. Kaum war ich in meine Stube getreten, als die ganze Luft nichts denn Schneeflocken zu seyn schien, die in unzählbarer Menge und mit unglaublicher Geschwindigkeit herunter fielen. Ganze Heere jagten einander vom Himmel, und Myriaden flogen durch andere Myriaden, bis nach der Oberfläche der Erde fort. Zuweilen wurden sie ansehnlich groß, und kamen mir als die Heerführer dieses unbegreiflichen Haufens vor, hernach aber folgten kleinere, die auf dem vorgeschriebenen Wege hurtig fort eilten, ob gleich

einige bey Seite auswichen, und kleine Streifereien vornahmen, indem sie die Luft hin und wieder durchkreutzten. Dis ist eine sanftere Eröfnung des Himmels, als wenn er Hagelsteine auf die Erde schleudert, und den fliehenden Pilgrim unter fürchterlichem Prasseln betäubt und sinnloß niederschlägt.

Wolken, Sturmwinde, Hagel und Schnee gehorchen den Befehlen ihres großen Beherrschers, und richten seine Vorschriften besser aus, als vernünftige Geschöpfe. Die Wolke folget ihrem mächtigen Führer dem Winde, und schüttet die gesamleten Dünste der Erde an dem Orte aus, wo es nach der Anweisung ihres Gebieters geschehen soll. Der Sturmwind fährt mit rauschendem Getümmel ohne sich aufzuhalten über die Erde weg, und zerbricht alles was ihm in seinen Fluge Wiederstand thut. Der Hagel schlägt, zerschmettert, durchbohrt, und tödtet, nachdem er an diesem oder jenem Ort niederfält. Der Schnee bedecket die Erde und giebt ihr bey seinem Zerschmelzen neue Fruchtbarkeit.

Bliz und Hagel, Wind und Stürme,
Wilde Thiere und Gewürme,
Kennen dich, Herr der Natur!
Ewiger! jetzt wirst du winken,
Und die Wolken werden sinken,
Denn sie folgen deiner Spur.

Ich bin nun in meiner Stube und freue mich über die angenehme Wärme, die mich mein Ofen oder ein Kaminfeuer in Ueberfluß genieſſen lassen. Welche Be-

Bequemlichkeit ist es für uns, unter den rauhesten Stürmen, die unser Haus von allen Seiten anfallen, und unter den heftigsten Andringen der Kälte, die auch durch die kleinsten Ritzen durchschleicht, einen Frühling oder Sommer in dem kleinen Bezirk unserer Stube hervor zu bringen, und unsere erfrorne Glieder durch eine almählige Wärme wieder zu beleben. Diese erquickende Wärme erinnert uns oft an die lächelnden Jahreszeiten, und macht, daß wir ihren Namen mit froher Erwartung aussprechen. Aber wenn alle unsere Wälder von Holz entblößt, die Steinkohlen Gruben erschöpft und aller Vorrath des Torfs aufgebrant wäre, mit welchen Waffen wolten wir denn die Kälte vertreiben, und was würde denn noch übrig bleiben, das ihre Stelle ersetzen könte? So laßen sich auch mitten im Winter, im Schnee und Eise, die Fußstapfen eines gütigen Schöpfers entdecken.

Es ist Nacht. Eine dicke Finsterniß die uns nur sehr wenig zu sehen erlaubt, bedecket die Erde. Kein Stern leuchtet vom Himmel und der silberne Mond, der sonst mit schneller Bewegung durch die bunten Reihen der Sterne eilte, hat sein trauriges Haupt in Wolken verhüllt, und schleicht hinter den Vorhängen der Erde einsam und unbemerkt fort. Eben wie ein betrübter Vater, der über den Verlust seines Kindes schwermüthig fortgehet, und die Finsterniß sucht, seine Klagen in einsamer Stille zu wiederholen. Alles ist stille und ich eile zur Ruhe. Wie angenehm ist mir ein weiches Bette, das die erste Erwärmung so leicht annimt, und sie hernach mit

reichem Wucher bis an den späten Morgen mittheilet. Ist es nicht meine Pflicht, meine höchste Pflicht, dem gütigsten unter allen Wohlthätern zu danken, daß er eine so zärtliche Fürsorge für sein armes Geschöpf träget, und es durch die Federn anderer Thiere erwärmen läßt?

Eine lange Nacht breitet ihre Schatten über die Erde aus, und der langsame Tag weckt mich sehr spät von dem sanften Lager. Die Sonne grüßt nur die Welt, sie siehet sie an und gehet wieder weg. Sie erscheint als ein reisender Monarch, der sich nur wenige Stunden in einer Stadt aufhält und hernach weiter eilt. Wenn wir denken ihn noch einmal zu sehen, so hat er schon einige Meilen weiter zurück gelegt, und wir behalten nur den Wunsch übrig, o möchten wir ihn gesehen haben!

Und was sehe ich? Die Scheiben meiner Fenster sind gemahlt, recht zierlich gemahlt. Ich entdecke Blumen und Gewächse, und ausserdem allerhand fremde Züge aus welchen meine Einbildungskraft neue Bilder hervorbringen kann. So machest du denn, o Allmächtiger auch ein kaltes Zimmer zu einen Garten, und erinnerst mich an die Schönheit der Schöpfung, die ich sonst gesehen habe. Ich kann sie jetzo nicht sehen, aber deine Würkungen kann ich wol warnehmnn. Indessen belustiget mich der reitzende Gesang meiner Kanarien Vögel, die sich wenig um die Veränderung des Wetters bekümmern, weil sie fast beständig einer gleichen Wärme geniessen. Sie singen ihr Lied im stärksten Winter eben so schön, als in der Hitze des Sommers,

und

und wie gut wäre es, wenn wir von ihnen lernten, die glücklichen und unglücklichen Begebenheiten mit gleicher Fassung zu ertragen.

Es schneit wieder und die Flocken fallen nur wie kleine Pünctgen und beynahe unsichtbar herunter; diesen Augenblick werden sie zahlreicher, und jetzo verlieren sie sich wieder. Wie traurig müssen die Wohnungen der Nordländer seyn, deren Länder ein ewiges Eiß umschließt, und welche gezwungen sind, ihre Nahrung in der grimmigsten Kälte zu suchen. Doch sind sie mit einer schlechten Hütte, mit einem Rennthier und Bärenfell völlig zufrieden, und verlangen nicht nach größern Bequemlichkeiten. Wie hart müssen ihre Körper seyn, daß sie ganze Tage auf ihren langen Schrittschuhen mitten durch einen immerwährenden Schnee, so zu sagen, durchsegeln können, ohne Krankheiten zu empfinden und einen Arzt nöthig zu haben. Wenn ich oder ein anderer von uns, die wir in einer gemäßigten Luft leben, diese rauhe Gegend bewohnen solten, was für schütternde Empfindungen würde unsere Natur zu überwinden haben, ehe sie dieser Lebensart gewohnt würde. Die Weisheit Gottes hat jedem Geschöpf die bequemste Wohnung angewiesen, und dem einen Menschen, der von starken Knochen und dauerhaftern Gewebe ist, mitten unter beschneiten Felsen seinen Aufenthalt bestimmt, dem andern aber, der zärtlicher ist und weniger vertragen kann, eine angenehmere Wohnung bereitet. Einem Isländer, der unter Frost und Kälte in seinem Lande alt geworden, würde es sehr fremde vorkommen, wenn ein heißer

Sommer seinen Scheitel erhitzte. Die Thiere dieser kalten Gegenden scheinen eine eben so starke Natur zu haben, als die vernünftigen Einwohner derselben. Sie weiden mitten unter dem Schnee und wissen durch ihren scharfen Geruch zu errathen, wo hie und da ein Grasgen verborgen liegt. Sie arbeiten den Schnee mit ihren Füssen weg, fressen es auf, und spüren ihrer verborgenen Weide auf gleiche Art weiter nach. Zuweilen werden sie auch unter einer Wolke Schnee begraben, bis sie endlich durch den Fleiß der Einwohner wieder entdeckt werden. Wie bald würden diese verlaßene Geschöpfe für Hunger umkommen und in der wüthenden Kälte vergehen, wenn sie nicht durch diese Eigenschaft über andere von ihrer Art erhoben würden!

Andere Thiere bekommen lange Hare oder doppelte Federn gegen den Winter, damit sie nicht nöthig haben ihre Wohnungen zu verändern. Da Gott für ein jedes Thier nach allen seinen Veränderungen, die es zu besorgen hat, und nach einem jeden Lande worin es lebet, besondere Einrichtungen gemacht hat, so ist es wol erlaubt zu schliessen, daß er seiner vernünftigen Geschöpfe der Menschen, nicht vergessen werde. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß ein jedes Leben eines jeden Menschen ein Schauplatz vieler und großer Wunder sey. Daß sie uns grösstentheils verborgen bleiben, rühret nur von unserer Unachtsamkeit her. Wir sind als Menschen zu betrachten, die mit verbundenen Augen durch einen prächtigen Pallast, in welchem alle Schätze der Welt versammlet sind,

geführt

geführt werden und nur verstohlner Weise zuweilen etwas erblicken. Aber könten wir nicht diese Binde herunter reissen, oder unsere Augen besser aufthun, da es nur an uns liegt unsere Einsichten zu verbessern? Diese Nachläßigkeit läßt sich mit nichts entschuldigen, wir verdienen es mit Recht, wenn wir die Annehmlichkeiten des Lebens weniger geniessen, und manche traurige Stunde haben, in welcher uns doch ganze Ströme der Freude erquicken könten.

Der Reiche und Begüterte empfindet die Kälte des Winters sehr wenig, oder wenn ihm auch zuweilen ein rauhes Lüftgen anbläset, so geschicht es doch nur im Vorübergehn. Aber wie geht es denn der Armuth in ihren zerlöcherten Hütten? Mancher liegt auf einem Strohsack und bedeckt sich mit den wenigen Kleidern, die er bey Tage trägt. Halbe Nächte bringt er zitternd zu, ehe sich der Schlaf bey seinem Lager einfinden will. Ein anderer kriecht mit blauen Lippen und klappernden Zähnen über die Straßen, und bittet mit thränenden Augen um eine Gabe. Möchten doch keine unter uns seyn die diesen nothdürftigen Geschöpfen, welche eben so gut sind, wie wir, eine geringe Beyhülfe versagten, ihre schmachtende Seele zu erquicken und sie gegen die Anfälle der Witterung zu vertheidigen!

Ich kann bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, eine Stelle aus den erbaulichen Betrachtungen des berühmten Hervey über die Schöpfung anzuführen. Ein Buch, welches ich seines vortreflichen Inhalts und seiner netten Schreibart wegen, allen meinen Lesern

anrüh-

anrühmen kann. Es verdient den Beyfal, den es bisher erhalten hat, und wird noch mehr gelobt werden, wenn es von mehrern gelesen wird. Die Stelle ist aus seiner Betrachtung über den Winter genommen.

„Ihr, die ihr ruhig und frölich in euren bequemen Zimmern sitzet und euch bey der weit verbreiteten Wärme eures Feuers was zu gute thut, gedenket an eure Brüder in den Hütten der Armuth. Ihre zerbrochene Fenster stehen dem durchdringenden Winde offen, ein zerrissenes Kleid bedeckt kaum ihr zitterndes Fleisch, wobey ein wenig schwache und sterbende Kohlen auf einem schlechten Herde ihrer Wünsche eher spotten, als ihre Glieder erwärmen. Wenn der edle Rebensaft in euren Gläsern funkelt und die, durch die chinesischen Blätter schön gefärbte und angenehm schmeckende Ströme in eurem zierlichen Porcellan rauchen, o so gedenket, daß viele eurer Nebencreaturen mitten unter der Härte dieses rauhen Firmaments, von Krankheit ausgemergelt von Alter betäubt sind, und von Hunger gequält werden. Lasset ihre Lenden euch dafür segnen, daß ihr sie mit bequemer Kleidung versorget. Schaffet ihnen Nahrung und Wärme, und erleichtert ihnen die strenge Jahreszeit, so werdet ihr niemals eine von ihrer Noth anders kennen als durch das Gehör, das Gesicht und das Gefühl eines zärtlichen Mitleidens. Mich deucht, die herben und lermenden Winde reden für die arme Dürftigen. Möchten sie doch euren Herzen Mitleiden einhauchen, da sie lauter Noth in die Hütten jener hineinblasen. Bemerket die blauen Flammen und rothen

then Kohlen in euren Kaminen, da sie durch die Kälte aufgemuntert werden, scheinen sie lebhafter und glühen stärker. Eine stillschweigende aber gut angebrachte Ermahnung an muntere Versamlungen, die um dieselben herum schwatzen und lächeln. So müssen auch eure Herzen bey solchen Vorfällen der Noth zu einer besondern Gutthätigkeit entzündet werden. Haltet eure überflüßige Holzhaufen nicht zurück. Lasset dieselben zur Erleichterung der schmachtenden Familien eilen. Heisset sie in mancher willigen Flamme verrauchen, die strenge Witterung zu mildern und den bleichen Aufenthalt des Mangels munter zu machen: so werden dieselben mit Danksagung und heissem Gebete für eure Wohlfart zu Gott hinaufsteigen und dem Himmel angenehmer, als die wirbelnde Säulen des köstlichsten Weihrauchs seyn.„

Diese Vorstellungen sind in einer so angenehmen Sprache vorgetragen, daß sie nothwendig unser Herz mit den zärtlichsten Empfindungen des Mitleidens erfüllen müssen, wenn wir ihnen ernsthaft nachdenken. Eine Seele die wenig menschliches hat und mit hochmüthiger Unempfindlichkeit auf diese bejammerungswürdige Geschöpfe herab sieht, wird freilich keine Triebe zu einer wohlthätigen Mittheilung ihrer selbst an andere empfinden. Sie wird es mit kaltem Blute ansehen, daß ein armseliger in kläglicher Stellung vor ihren Augen zittert, und die ängstlichen Seufzer der Bedürftigen ohne Bewegung hören. Mein Herz blutet mir noch, wenn ich an die harten Begegnungen denke, mit welchen die Armuth aus manchen Häusern

gestossen

gestossen wird. Ich will jetzo nicht alle Arme entschuldigen, von welchen manche leichtfertig genung sind, ihren erbettelten Vorrath auf die liederlichste Weise zu verzehren. Aber sie sind nicht alle von dieser Art. Einige würden sich gerne mit saurer Mühe und schwerer Arbeit ihr Brod verdienen, wenn sie nur Gelegenheit hätten. Sie schämen sich andern mit ungestümen Betteln beschwerlich zu fallen, aber eine klagende Miene verräth den verborgenen Kummer ihres Herzens. Eine arme Witwe, um welche viele unerzogene Kinder herumlaufen, und Unterhalt fodern, ringt ihre Hände und weint, weil sie den Jammer ihrer Kinder sehen muß. Und solte denn niemand mehr seyn, der ihre Thränen abtrocknete?

Mit Freuden denke ich an den Balneo meinen Freund. Ein Verlassener, den das Unglück von einem Orte zum andern verfolgt hatte, nahm seine Zuflucht zu ihm. Viele hatten ihn abgewiesen, und andere mit leeren Freundlichkeiten abgespeiset, ohne auf die geringste Art sein Elend zu erleichtern. Er klagte seine Noth in den beweglichsten Ausdrücken, dabey manche wehmütige Thräne aus seinen Augen floß, und Balneo hörte ihn aufmerksam zu, bis er zu Ende war. Er that manche Frage, welche der Arme so beantwortete, daß er vollkommen zufrieden seyn konte. Seine Vorsorge verschafte ihm ein Bette, welches er lange nicht gehabt hatte, und als er weggehn wolte, drückte er ihm ein Stück Geld in die Hand, von welchem er eine gute Weile leben konte. Der Arme war durch die Gutthätigkeit seines Wolthäters

so

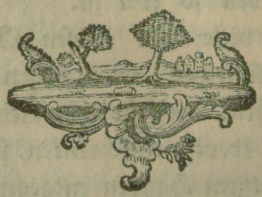
so gerührt, daß seine Thräne mehr sprach, als der Mund, denn Traurigkeit und Freude umringten zu gleicher Zeit seine Seele. Er schämte sich von seinem Wolthäter mehr zu fodern, als er schon erhalten hatte, aber Balneo unterließ nicht, sich fleißig nach ihm zu erkundigen, und da er noch nähere Nachrichten von seiner wahren Bedürfniß eingezogen, ließ er ihm durch die dritte Hand wöchentlich reiche Almosen reichen.

Aus eben diesem Grunde verdient Ballandes so viele Hochachtung. Er hat das Vermögen nicht, daß er für den Unterhalt vieler Armen sorgen kann, aber er hat ein zärtliches und mit Mitleiden durch und durch erfülltes Herz. Weil er selbst nicht so viel geben kann, als er gerne will, so samlet er bey allen seinen Freunden, und hilft manchen auf, der sonst unter dem Druck der Armuth umkommen müste. Sein redliches Herz leuchtet auch daraus mit besonderm Glanz hervor, daß er lange nicht so ängstlich für seine eigene Umstände sorgt, die doch auch nicht die glücklichsten sind, als für die Seufzer der Armen. Er ist vergnügt und in einem recht hohen Grade vergnügt, wenn er dieser angenehmen Pflicht ein Gnüge gethan, und bereitet sich von eben dem Augenblick an zu einer Handlung, die eben so edel ist.

Ich kenne viele von diesen Wohlthätern des menschlichen Geschlechts, denn diesen Namen verdienen sie vollkommen, weil sie ihre Liebe nicht auf ihre Familie oder auf wenige einschrenken, sondern allen Armen mit wohlthätigen Händen entgegen kommen. Sie

sind eines algemeinen Lobes würdig und ich würde unrecht thun, wenn ich ihrer nicht gedenken wolte.

Unter andern Bewegungsgründen, die uns zum brüderlichen Mitleiden und zur anhaltenden Barmherzigkeit ermuntern können, verdienen auch die Worte Davids im 41 Psalm unsere Aufmerksamkeit. Wohl dem, sagt er, der sich des Dürftigen annimt, den wird der Herr erretten zur bösen Zeit. Der Herr wird ihn bewahren und beym Leben erhalten, und ihm lassen wohl gehen auf Erden und nicht geben in seiner Feinde Hände. Der Herr wird ihn erquicken auf seinem Siechbette, du hilfest ihm von aller seiner Kranckheit. Wir können die künftigen Schicksale unseres Lebens nicht vorher sehen, und wie wohl wird es uns gefallen, wenn uns der Herr zur bösen Zeit errettet? Die Hand des Würgengels wird denn durch eine andere mitleidige Hand zurück gehalten, und die Drohungen des Unglücks werden in Freude verwandelt. Ueberfält uns eine entkräftende Krankheit, die unsere Knochen aussaugt, und alle Munterkeit unseres Lebens verzehrt, wie angenehm muß denn eine himmlische Erquickung seyn, welche die ermattete Seele durch neue Kräfte von ihrem Siechbette erhebt!



Der Tugendfreund.

Das 5. Stück.

Verlaßt die Welt! erhebt die Flügel
Dahin, wo auf dem goldnen Hügel
Der Gottheit Strahl den Geist erquickt,
Der durch die ungemeßne Ferne,
Durch jenen Vorhang stiller Sterne
In reiner Sehnsucht hingeblickt!

So sehr ich als ein Freund der Tugend eine jede Wahrheit schätze, so nahe geht es mir wenn ich sehen muß, daß der Mensch in dem Reich der Wahrheit gleichsam eine Empörung der einen wieder die andere anrichten will. Und wenn eine Wissenschaft, es mag nun die Weltweisheit, Beredsamkeit, oder Dichtkunst seyn; wenn eine einzige Wissenschaft ist, welche eine Wahrheit erhebt, um eine andere zu verdrengen: so würde die Welt eine solche Wissenschaft, wenigstens in der Person die sie also mißbraucht, gar wohl entrathen können. Vielleicht macht jemand von meinen Lesern hiebey den Einwurf: daß ich von einer Sache rede, die nicht zu be-

sorgen ist. Wenn aber manchesmal sich ein Wiederspruch zweyer Pflichten finden kann, zu deren Ausübung ich sonst verbunden bin: so muß es ja auch überhaupt möglich seyn, daß man die Vorstellung und Ausführung einer Wahrheit zum Nachtheil einer andern zu hoch treiben könne. Es liegt an der Denkungsart, es liegt an der Empfindung der Menschen. An und für sich ist freylich kein Wiederspruch der Begriffe zu besorgen, zu deren Einsicht wir von einem Wesen tüchtig gemacht sind, in dessen unendlichem Verstande sie alle als die vollkommenste Harmonie nur eine Wahrheit ausmachen.

Hauptsächlich gehört ein wichtiger Begrif, der die Angelegenheiten aller Sterblichen betrift vorjetzt in diese Abhandlung. Es ist allen Menschen natürlich, sich ein Leben zu wünschen, welches auch der Dauer nach werth wäre, ein Leben zu heissen. Der alte Jacob war nicht der erste, und er wird auch nicht der letzte seyn, dem bey der Berechnung seiner Tage der Gedanke einfält: sie sind wenig und böse. Wir sehen daher auch einem fernern Leben jenseit der Zeit entgegen, und es komt uns betrübt vor, wenn wir daran gedenken, ob nicht vielleicht, wenn der Hauch in unserer Brust erstirbt, unser ganzes Daseyn abgebrochen werden solte. Und es kann nicht anders seyn, als daß auf diese Weise das Leben und die Geburt eines Menschen keinen Werth behalten würde, so wie es bey den Thieren und Würmern eben dadurch die Achtung des Menschen verliert, weil er glaubt, die frühere oder spätere Ertödtung derselben sey allemal gleichgültig,

tig, wenn nur keine Folgen daraus entstehen könten. Aber nicht allein die Nichtswürdigkeit eines auf diese Weise unreif geendigten Lebens macht uns den Gedanken der Vernichtung unangenehm, denn dieses allein würde bey uns den gegenwärtigen Vergnügungen eben so wenig schaden, wie es denselben bey Thieren schadet. Sondern daß wichtigste hierbey ist die uns ertheilte Vernunft, die Kraft, welche voraus denket, und nach welcher der Mensch sich in künftigen Jahren betrachtet, die noch für ihn nichts weiter offenbaren, als was blosse Muthmassungen erreichen können. Diese Vernunft muß sich nothwendig bey allem was angenehm ist das nahe Ende vorstellen, und auf diese Weise fehlte allem was auf Erden ist das Beste. Es ist unstreitig wahr, daß jede vernünftige Seele die Vernichtung scheuen muß: die rechtmäßigste Liebe zum Leben würde nicht angehört werden, der Mensch würde in eine erstaunend große Welt gesetzt; überließe er sich den Lastern, so reifte sein Unglück über ihn und andre ehe er stürbe; wolte er der Tugend nacheifern, so unterzöge er sich einer sauren Mühe, und in der Stunde des unvermeidlichen Schicksals wäre er nichts mehr, als was der Wurm ist, den wir zerdrücken.

Ist also für uns ein künftig beständiges Leben übrig: so sind wir von der Furcht, von dem beständigen Vorwurf unserer Nichtigkeit befreyt, und von einer angenehmen Hofnung versichert.

Diese Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seelen erkent die Vernunft, ein natürliches Nachdenken bringt uns darauf, und sie erhält ihren Platz unter

den Grundsätzen, die uns bey stiller Betrachtung der Welt unsern Beyfall abfodern. Aber es geht mit dieser, an und für sich richtigen Einsicht, wie mit andern, die wir aus Betrachtung der Welt als Beweise unserer Aufmerksamkeit und Belohnungen unsers Fleisses ansehen wollen. Anstatt daß sie auf unsere Seele einen lebhaften Eindruck machen solten, den Willen zu neigen und unsern Geschmack und Empfindung so zu gewöhnen, wie uns Gott durch alle mittelbare oder unmittelbare Offenbarungen gewöhnen will: so werden sie zu nichts bessers gebraucht, als Vorwürfe des Witzes zu seyn, den wir gern zeigen wolten. Ich rede jetzt nur davon, wenn man andern nichts weiter von der Ewigkeit beybringen will, als daß die Vernichtung ein Gedanke wäre, wovor vernünftige Wesen erzittern müsten. Es klingt prächtig, und die Beredsamkeit macht sich gerne an solche Beweise, die aus der Natur hergenommen sind und der Menschheit viel Ehre zu bringen scheinen. Was erst aus der Barmherzigkeit Gottes geschlossen oder derselben überlaßen werden muß, das scheint dem natürlichen Stolz des Menschen zu niedrig, indem die höchste Stuffe der Seeligkeit ihm eben dadurch gleichgültig wird, weil sie ein Geschenk der freyen Gnade um eines fremden Verdienstes willen seyn, und er sie mit der kindlichsten Demuth nur bittweise erlangen soll!

Wie gern wolte ich mich in dieser Betrachtung geirrt haben! Wie gern wolte ich den Vorwurf wiederrufen, den ich der Beredsamkeit hier gemacht habe, oder vielmehr denen die sie so unrechtmäßig gebrauchen!

chen! Aber ich sehe nicht, was uns dieser Beweis der Wahrheit vom ewigen Leben unserer Seele hilft. Hat der thörigte Mensch bisher nicht sonderlich drauf gedacht, wie sein künftiges Leben beschaffen seyn werde, so wird er bey Anhörung dieses Beweises gewiß nicht mit mehrerer Sorgfalt daran denken. Sein Herz wiederlegt die oben festgesetzte Anmerkung: daß unsere Vernunft sich an das nahe Ende eines jeden Glücks nothwendig erinnern und selbiges betrauren muß, dieses ist ihm bey seinen Vergnügungen noch nie eingefallen. Er hat der verdorbenen Sinnlichkeit so weit die Herrschaft gelassen, daß ohngeachtet aller Einwendung der Vernunft das ganze Glück, welches er wünscht, nur darin besteht: auf Erden in den ungezähmtesten Wollüsten zu rasen, und alsdenn, wenn dergleichen Stillung unordentlicher Begierden im künftigen Leben ja nicht verstattet werden solte, lieber in das nichts verwandelt zu werden, woraus ihn Gott zum Daseyn gerufen! Wenn mir also die Unsterblichkeit meiner Seele aus keinem andern Grunde eine Erquickung wäre, die alle Schwermuth sanft überwindet, als deswegen, weil ich auf diese Weise der Vernichtung entgehe: so wird sie mir sehr gleichgültig bleiben.

Ja ich will noch mehr sagen, die Nachricht von der künftigen Fortdauer unserer Seelen wird uns höchst unangenehm seyn, wenn sie nicht zugleich auf die Frage antwortet: wie es uns alsdenn gehen werde, wo wir seyn werden, was wir zu hoffen, was wir zu fürchten haben? Die Offenbaruug komt uns hier vollkommen zu Hülfe. Sie benachrichtigt uns

von einer Ewigkeit des Geistes, der durch nichts anders als durch die schaffende Entschliessung des göttlichen Willens entstanden ist, und durch nichts als durch die Wiederrufung dieses Entschlusses vernichtet werden kann. Aber sie vergißt hierbey niemals uns sorgfältig zu erinnern, daß wir in der Betrachtung unsers Wesens uns ja nicht in die Stelle des allgenugsamen Gottes setzen sollen, dessen bloßes Daseyn zu seiner eigenen, und aller Millionen möglicher Welten Seeligkeit vollständig hinreicht. Sie jagt ein heilsames Schrecken in unsere Seele, wenn wir kühn genug seyn wollen die Vernichtung zu verabscheuen. Sie zeigt wie dieses nur bey denen möglich seyn werde, welche wartend gestanden haben, und sich bereit gehalten, auf die eben so unvermuthete als völlig gewisse Zukunft des Richters der Lebendigen und der Todten. Von den andern prophezeit der allwissende Geist Gottes, daß ihre jetzige Furcht vor der Vernichtung als eine thörigte Prahlerey in der ungestümsten Angst werde wiederrufen werden, wenn kein entsetzlicher Fels mehr im Stande seyn wird ihnen ein mitleidiges Grab zu eröffnen, wenn die grosse Stunde kommen wird, die allen Wahrheiten erst ihr Siegel, und zwischen dem was die mehresten verlacht, und nur wenig Verständige von Herzen geglaubt haben, den grossen Ausschlag geben soll. Wie viele Vorstellungen häuft die Schrift, uns an diese Betrachtung des Endes beständig zu gewöhnen! Wie bedenklich redet sie davon, daß man viel zu leichtsinnig an die grosse Zukunft denke, wenn man nicht Zeitlebens darnach

trachtet

trachtet, mit dem ewigen Erhalter unsers Daseyns je eher je lieber darüber eins zu werden, ob für uns, in gegründeter Hofnung eines gegen ihn ganz kindlich gesinnten Herzens, eine ewige Dauer zu wünschen sey, oder ob wir davor erschrecken müssen!

Was ist also aller menschlicher Witz, wenn er von dieser Denkungsart Gottes künstlich abweicht? Wie viel Seelen werden gebessert werden, wenn ich ihnen den Zweck ihrer Schöpfung verstümmelt, und die Mittel dazu gar nicht anweise? Befielt nicht die Demuth, von der künftigen Ewigkeit bekümmert zu schweigen, bis sich die Seele durch göttliche Bearbeitungen Freudigkeit schenken läßt, die selige Hoffnung derselben als ein Geschenk seiner Gnade bewundernd anzunehmen, und darüber im Lobe seiner unglaublichen Erbarmung ausser sich gesetzt zu werden?

Je wichtiger nun diese Sache ist, desto mehr sind wir verbunden, allenthalben wo daran gedacht und davon geredet wird, zu unserer mangelhaften Erkentniß das hinzuzusetzen, was die göttliche Offenbarung noch hinzugethan hat. Wir lassen sonst das Beste weg, wir gewöhnen sonst die Gemüther unserer Leser oder Zuhörer eine Sache gleichgültig zu betrachten, die eben dadurch schon ihren Zweck verfehlt, wenn sie auf unsere Seelen den nöthigen Eindruck nicht machen kann. Wir machen uns des wichtigen Vorwurfs schuldig, eine Betrachtung welche hätte stark werden können, aus nichtigen Gründen geschwächt zu haben, und andern die schönen Augenblicke geraubt oder wenigstens verdorben zu haben,

in welchen ihr Herz vielleicht das lebhafte Bild ihres letzten Zustandes begierig aufgefaßt haben würde.

Sonderlich ist es für Gelehrte und Studirende eine grosse Versuchung, wenn ihre Neigung eine Wahrheit weiter treiben will, als ihre Grenzen gehen. Und es ist eine Probe eines zur Besserung fähigen Herzens, wenn unsere Einsichten mit möglichster Behutsamkeit vor allen dem eitlen bewahrt bleiben, worauf der eingeschrenckte Verstand des Menschen nur zu leicht verfält. Ich will jetzt gar nicht von dem Zusammenhange reden, in welchem nothwendig alles eingesehen werden muß, wenn es bestimt und richtig werden soll. Denn auf diese Weise würde ich einigen in der gelehrten Welt, welche nichts lieber hören, als was ihnen bloß die Natur von der Ewigkeit sagt, den Vorwurf der Unwissenheit machen: da doch das menschliche Herz nicht so leicht beleidigt wird, wenn man es eitel nennt, als wenn man ihm die Unwissenheit schuld giebt.

Ich erkenne es also mit Dank, daß mich die Natur anweiset, es würde betrübt seyn, wenn mein Leben mir nichts weiter verschafte, als den mangelhaften Anblick der Dinge auf der Welt zum ersten und letzten mal. Aber nun gehe ich weiter, und frage nach, ob es mir auch in Wahrheit nützt, daß Gott in der ganzen Welt geoffenbaret hat, er wolle mich nicht vernichten? Hier erschrecke ich vor dem Anblick vieler tausend Seelen die den Tod suchen werden, der vor ihnen fliehet, ich suche den Grund dieses entsetzlichen Auftritts in der Vergessenheit des Todes, unter welcher

cher ihr spielendes Leben verflogen ist. Ich lerne daraus, daß es auf Erden das allernöthigste Geschäfte sey, sich anzuschicken, daß wenn uns die Zeit einmal unerbittlich in die zukünftige Welt wirft, wir alsdenn vor der ganz unglaublichen Veränderung aller Dinge nicht erblassen, nicht Fremdlingen gleich sind, die in eine einsame Wüste gerathen, wo das allergeringste was sie zu befürchten haben, dieses ist: hier werden wir uns verlieren!

Wenn meine Leser in dieser Betrachtung die folgende Ode durchlesen wollen, so werden sie hoffentlich billig genug seyn, die Fehler in derselben zu übersehn.

Die

erwünschte Unsterblichkeit der Seelen.

Wie lange soll der Schlummer nun noch dauren
Eh er der Seelen selbst zum Eckel wird?
Wenn wachst du auf, mein Geist, es zu betrauren,
Daß du in öder Sicherheit herumgeirrt?
Nie wird des Grabes Nacht dem hellen Lichte gleichen,
Das jene Himmelsbürger schmückt:
Und wenn man aus Egyptens schwarzen Seuchen
In das beblümte Gosen blickt,
Drengt sich alsdenn das Blut nicht zu dem Herzen,
Und fühlt der Ungeduld und Sehnsucht heisse Schmerzen,
Auch in ein Land zu gehn, das lauter Licht umfließt,
Wenns möglich ist?

Heut hüpft das Herz, und morgen schlägts geschwinder,
Denn morgen ist ein andrer neuer Tag.
Voll banger Furcht beym Umgang wüster Sünder
Verändert sich das kurze Schauspiel tausendfach!
Nie völlig im Genuß der allerreinsten Freude,
In welche sich kein Seufzer mengt;
Und oftmals hingestreckt im Gram und Leide,
Das auch der Hofnung Trost verdrengt,
Must du, mein Geist, von einer Zeit zur andern
Des Elends Hütten baun, durch Wüsteneyen wandern!
Du lebst, o Mensch, doch nie gewiß auf längre Zeit!
Kaum, kaum auf heut!

Eilt der Gerechte gern aus Sodoms Thoren,
Die schon die Gluth vom Schwefelregen frißt:
So werde auch in dir ein Trieb geboren,
Der alles Wohl und Weh der Eitelkeit vergißt,
Und den erhabnen Geist zu seinem Theil sich wählet,
Der ewig in sich selbst beglückt,
Dems nie an reicher Seeligkeit gefehlet,
Womit er Tausend schon beglückt!
Er hat ja auch für mich noch einen Seegen,
Er wird auch auf mein Haupt noch seine Hände legen,
Nur noch die große Furcht, der Zweifel fält mir ein!
Wirds möglich seyn?

Nie drengt mein schwacher Blick sich durch die Sterne,
Ihr tausendfacher Strahl bricht ihn zurück:
Unendlich viel ist jene Welt zu ferne,
Was findt sich da für mich? ists Unglück, oder Glück?

Des

Des Schöpfers reines Bild ist in mir nicht zu kennen,
Und also werd ich wohl gewiß
Dem Urtheilstag, der Quaal entgegen rennen,
Und jenes Pfuhles Finsterniß!
Bejamre mich? Gott, den gebundnen Sünder = =
Und hast du dort vielleicht noch angenehme Kinder = =
Und können Menschen nicht in ihren Reihen stehn = =
Laß sie vergehn!

Zwar widerspricht der Geist der Furcht zu sterben,
Sucht aber doch aus Furcht im Tode Ruh:
Unsterblich seyn, bewahrt mich zum Verderben,
Und schließt die starcke Thür unwiederruflich zu.
Und, Seele, traure nur, kan ich es gnug beweinen,
Wenn ich zum Tod geboren bin?
Kein heitrer Tag wird künftig dir erscheinen,
Gib dich der finstern Schwehrmuth hin,
Und seufze nur der Stunde stets entgegen,
Der du entgegen eilst auf grauenvollen Wegen,
Die in dem letzten Stoß den morschen Leib zerbricht,
Und dich vernicht!

Erlößter Geist, vergiß die Trauerlieder,
Und lösch die Züge der Verzweiflung aus!
Erbleichtes Feld, O grüne prächtig wieder,
Und sey ein Paradies, ein ewig Friedenshaus!
Und stimmt, ihr Engel, an, singt zum Triumph der Leichen,
An denen nichts als Tod zu sehn,
Die doch in der Verklärung Siegeszeichen
Zur Lammes Hochzeit auferstehn!

Schau

Schau sie bewundernd an, verjüngte Erde,
Ihr Himmel, die ihr durch ein neues Wort: es werde,
Im tausendmal verschönten Glanz die Stadt umfließt
Die unser ist!

Vergangne Zeit, sey ewiglich begraben,
Der Lebensfürst führt mich zur Ewigkeit!
Und da wir selbst sein Blut zum Pfande haben,
So freuen wir uns schon, in Unvollkommenheit
Und in den Todesleib noch mühsam eingekleidet
Bis uns des Königs Stimme ruft!
Bis daß das Licht erblaßter Sonnen scheidet,
Bis die verdeckte enge Gruft
Vom schnellen Riß entflohner Welten spaltet!
Wir haben hofnungsvoll die Hände schon gefaltet
Und sehn ins Licht, und in den goldnen Tempel hin
Mit heiterm Sinn!

Verliert sich das Gesicht nicht bey so vielen
Und ihrer Klarheit in des Vaters Reich?
Wird nicht das Ohr betäubt, wenn Engel spielen
In sanften Tönen, die dem Hauch der Gottheit gleich?
O seht! wie sie zuerst zum hohen Trone fliegen - -
Hört der Anbetung Jubelton!
Seht wie gebückt sie vor der Allmacht liegen,
Und vor dem Gott, dem Menschensohn!
Wen wünschte doch der Geist wol ehr zu finden,
Als den, nur den, der ihn von Millionen Sünden
Durch seinen sanften Zug zum neuen Leben zog
Und überwog!

Wie

Wie mercklich sind nicht hier schon seine Triebe,
Da Sünde uns noch täglich niederzieht!
Wie viel entzückender wird dort die Liebe,
Die, den sie nie gesehn, nunmehr mit Augen sieht!
Sonst sind des ganzen Himmels Schätze viel zu wenig
Zur Lust die da den Geist erfreut!
Der Seelenfreund, des Himmels holder König,
Die Fülle der Dreyeinigkeit,
Das längstgewünschte Ziel, das nun errungen,
Die Schwermuth, die der Strohm der Seligkeit verschlungen,
Der Mittler, der ihn nun aus seinem Arm nicht läßt,
Dis hält ihn fest!

Und nur sein Gott macht ihm dis Leben frölich,
Wie wär ein Himmel möglich ohne Gott!
Mit ihm vereint, ist selbst der Sünder selig,
Und ohne seine Huld das Leben mehr als Tod!
Die Seele schwurs auch schon auf Erden, doch mit Thränen,
Weil sie den Reitz der Sünden sah:
Allein an ihren Gott sich zu gewöhnen.
O endlich ist die Stunde da,
Wo alle Furcht den Schwur zu brechen weichet!
Ihr Himmels Könige, O was habt ihr erreichet!
Wie heilig schlägt das Herz, wie rein ist eure Brust
Und eure Lust!

Wir kennen ihn, den Vater der euch küsset,
Noch nie hat seine Gnade ihn gereut.
Wer seinen hellen Tron mit heiterm Blick begrüsset,
O, mehr als er geglaubt, wird seine Brust erfreut!

Nie

Nie wird es möglich seyn was bessers zu verlangen,
Ihr kriegt was Gott euch zugedacht:
Ihr wünschet nicht noch glänzender zu prangen,
Weil er dem Sohn euch gleich gemacht;
Nie dürstet euer Geist nach größerer Ehre,
O hört! ists möglich? euch bewundern Engelchöre!
Durch Perlenthore eilt ihr zum crystallnen Meer
Mit Gottes Heer!

O Land der Ruhe, solt ich dich verlassen!
So ruft entzückt die heilge Freude aus.
O seht! wie sie die Brüder sich umfassen,
Ein jeder zeiget hier sein ihm erbautes Haus!
Nun ruft er sie zu sich, der auf dem Stuhle sitzet:
Geseegnete, komt her zu mir,
Der schnelle Strahl der sonst auf Sünder blitzet,
O glaubts! der blitzet nicht mehr hier;
An Menschenkindern hab ich meine Lust gefunden,
Und eure Seele ist so fest an mich gebunden,
Daß ihr, so wie ich euch, mich ohne Ende liebt
Und nie betrübt.

O seliger Vertrag! Was ists, was fehlet?
Wo ist nunmehr der Schmerz = sagt, wo ist nun der Tod?
Der Würger der die Sterblichen entseelet = =
Nun ist er nicht mehr hier = hier ist der Lebensgott!
Wie kann des Vaters Herz die Kinder sterben sehen
Die er zu seiner Lust gemacht:
Und wenn sie schon in Zions Mauren stehen,
Und wenn die Allmacht sie bewacht;

Wie

Wie könte sie der Tod noch ferner tödten?
Wo findt sich alte Schuld, vor welcher sie erröthen?
Sie leben im Triumph, und was die Seele weiß,
Ist Ruhm und Preiß!

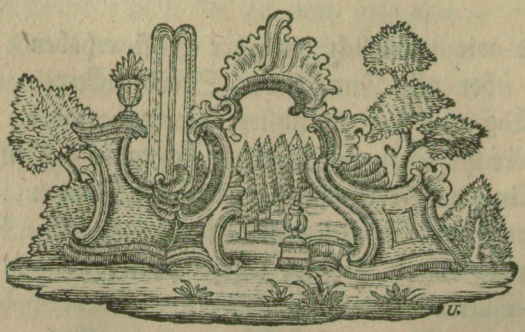
Kein sterblicher Regent ists dem sie dienen;
Die Ewigkeit regieret hier allein:
Vom Kronengold, von blitzenden Rubinen
Wird diese Eigenschaft gewiß die erste seyn.
Ein einzger Hauch erschuf die große Zahl der Zeiten
Und unser sterbliches Geschlecht,
Das Ende komt, nun schaft er Ewigkeiten,
Und mit der Kraft die nie geschwächt
Kann er den Todesleib der Nichtigkeit verklären,
Weil Tod, und Gruft, und Staub die Schöpfersstimme ehren:
Der erste Blick von ihm macht ihre Leiber schön
Ihm gleich zu sehn!

Und wie unendlich wird der Geist erhaben
Weit über alle Furcht der Sterblichkeit!
Kein Tag wird hier in finstrer Nacht begraben,
Nie hört die Seele auf, weil sie sich gnug gefreut,
Denn in dem ewigen ist ihre Ruh und Freude:
So lang er selber seelig ist,
So lange blühet auch die frische Weide
Die der verklärte Geist genießt.
Der Freude schwindelt selbst vor ewgen Jahren = =
Und dennoch wird sie nie den letzten Punkt erfahren

In

In welchem endlich sich die lange Reihe schließt, Weil keiner ist!

Zur Ewigkeit erhabne Erstgebornen,
O kämen wir doch alle balde nach!
Seyd ihrs allein, seyd ihr die Auserkornen
Für die des Mittlers Mund am Creutze sterbend sprach?
O nein, auch unsre Brust bewohnen theure Seelen = =
Ein Blut hat uns und euch erkauft,
Und uns von Jugend auf euch zuzuzehlen
Sind wir im reinen Strom getauft = =
Ja eilet nur, die Grenzen sind schon nahe = =
Was war das für ein Stern, den ich dort schimmern sahe?
Das war ein Seliger = so glänzt er für und für
Und blickt nach mir = =



Der Tugendfreund.

Das 6. Stück.

Und welch ein Anblick schlägt mich nieder?
Wie zittern die erstarrten Glieder!
Wie klopft das ungewisse Herz!

Ich war an einem Abend, da die Einsamkeit alles um mich herum stille gemacht hatte, mit Durchlesung einiger Blatter beschäftiget, die mir ausnehmend wohl gefielen. Meine ganze Aufmerksamkeit war darauf gerichtet und ich merkte es nicht, daß Stunden vergingen, und der Abend geschwinder verfloß, als ich glauben konte. Ich behielt die Munterkeit meines Geistes lange, und hofte, weil ich noch Kräfte genug hatte, das Buch bis zu Ende durchzulesen. Aber plötzlich bemächtigte sich ein angenehmer Schlummer meiner Augen, und verwieß meine Betrachtung in ein anderes Feld, als ich vorher gesehen hatte.

So deckt der Schlummer meine Glieder
Und Träume sinken zahlreich nieder,
Und foltern den verlaßnen Geist,
Sie hüllen ihn in Dunkelheiten,
Er muß mit Abendtheuren streiten,
Bis ihn der frohe Tag der letzten Wuth entreißt.

Ich träumte und die Einbildungskraft war feurig genug, daß sie mir schreckhafte und ergötzende Bilder in grossem Ueberfluß vorstellen konte. Zuerst befand ich mich in der traurigsten Gegend von der Welt. Der ganze Gesichtskreis war in den dicksten Wolken gekleidet und vergönte mir nicht die geringste Aussicht in das Land, das ich betreten hatte. Um mich herum entdeckte ich viele feuerspeiende Berge, deren entbranter Schlund mit schwarzem Dampf, aus dessen Mitte Feuer blitzte und Flammen in die Höhe schlugen, umgeben war. Wenn einer ruhete und sein donnerndes Getöse einige Augenblicke aufhörte, so stürzte ein anderer mit krachendem Geräusch eine entsetzliche Menge glühender Steine heraus, die oftmals ganz nahe bey mir sausend niederfielen. Und in dem Augenblick goß ein anderer einen schweflichten Strom von der steilen Höhe herunter, welcher, wie die Lava des Vesuvs, alles was ihm vorkam, mit sich fortriß, und zischend nach dem Meer zueilete. Die ganze Luft war mit Rauch erfüllt und machte wegen des schweflichen Geruchs das Othemholen sehr beschwerlich. Kriechend saß ich in einer Höhle, ich kann aber nicht sagen durch welchen Zufall ich dahin gerathen war, und überdachte mein Schicksal.

Sie

Sie ging tief in einen Fels herunter, dessen Spitze bis jetzo noch kein Feuer von sich gegeben hatte. Doch hörte ich das erschreckliche Heulen der unterirdischen Winde, welche ihr tobendes Brüllen ohne Aufhören fortsetzten. Es kam mir nicht anders vor, als wenn man aus einem finstern Walde das wüste Geschrey der wilden Thiere hört, welche sich in einen Hauffen versamlet haben, und mit vereinigten Kräften heulen. Mein Aufenthalt schien hier ziemlich gefährlich zu seyn. Es waren nicht nur meine Ohren, die von dem rasenden Geräusch betäubet wurden, sondern ich muste auch besorgen, daß dieser Berg den andern nachfolgen, dem Feuer eine Oefnung machen, und mich mit seinen glühendem Eingeweide zugleich auswerfen würde,

Hier wältzen sich nur Finsternisse
Und taumeln durch der Berge Risse
Zum bodenlosen Abgrund hin,
Es klatscht und braußt die stolze Welle
Und unter ihr verschlingt die Hölle
Der Menschen Hofnung und Gewinn;
Nur Feuer glüht auf ihrem Wege,
Und macht der Erde Häupter rege.

Ich entschloß mich die Höhle zu verlassen, und wenn es anders möglich wäre, einen sichern Ort aufzusuchen; aber wie erstaunete ich, als ich heraus kletterte. Die in die Höhe schiessende Flamme entdeckte mir an dem Fusse der Berge ein sehr schmales Land, auf welchen viele Meerwunder herumirreten, die nicht anders aussahen, als wenn sie mich alle verschlingen

wolten. Doch besann ich mich bald, denn ich wuste, daß auch die grösten Meerthiere eine Furcht vor dem Menschen haben und stieg völlig herunter bis an das Ufer. Es erfolgte würklich so, und innerhalb drey oder vier Minuten sahe ich kein einziges mehr. Aber nun waren noch die feuerspeienden Berge übrig, die mir nicht wenig Sorge machten, denn sie umgaben mich von allen Seiten und ich fand keinen Ausgang. Mit Zittern erwartete ich unter den schrecklichsten Vorstellungen eine Flamme, welche mich verschlingen, oder eine Wolke Rauch, welche mich ersticken würde. Plötzlich eröfnete sich wieder ein Berg, dessen Anblick eben so viel Furcht erregte, als die vorhergehenden, doch war ich so glücklich bey dieser Glut einen schmalen Fußsteig zwischen den Felsen zu entdecken. Ich eilte mit ängstlichen Schritten aus dieser gefährlichen Gegend, kletterte mit Händen und Füssen in die Höhe, und erreichte den Fußsteig.

Es war ein schmaler Weg, der mir kaum den Durchgang verstattete. Zuweilen gerieth ich in eine Tiefe, aus welcher ich mich so geschwinde als ich konte, wieder in die Höhe hob. Zuweilen schien es, als wenn der Weg aufhörte, aber ich kam doch weiter, welches wie man leicht glauben wird, mit vieler Schwierigkeit geschahe. Hinter mir hörte ich noch immer das Lermen der Vulcane und das Brausen der Wellen, und oft kam es mir vor, als wenn mich eine unsichtbare Gewalt wieder zurück ziehen wolte. Aber das machte nur meine Füsse desto eilfertiger. Ich flohe weil ich meinen Untergang besorgte.

Ich

Ich erreichte endlich den Ausgang des Weges, nachdem ich mich durch viele Krümmungen durchgeschlungen hatte, und wie wunderte ich mich, da auf einmal eine ganz andere Gegend meine Augen belustigte. Es war Tag, die Sonne schien helle, und das Land das ich sahe, war in Vergleichung der Gegend die ich verlassen hatte ein Lustgarten. Anmuthige Wälder, grüne Wiesen und weitläuftige Felder fielen mir allenthalben in die Augen. Die ganze Gegend, deren Ende ich nicht erkennen konte, war mit Menschen bedeckt, welche ausnehmend frölich und vergnügt zu seyn schienen. Einige spielten auf Instrumenten, einige tanzten und noch andere sungen dazu. Nur wenige waren mit dem Ackerbau beschäftiget, die meisten hatten nichts weiter zu thun, als sich zu freuen. Auf den Triften gingen große Heerden Vieh, welches ein vortrefliches Ansehen hatte.

Ich betrachtete die anmuthige Lage mit Erstaunen und konte es gar nicht begreiffen, wie so unterschiedene Gegenden so nahe bey einander lägen. In diesen Gedanken stieg ich den Berg herunter, mich nach der Beschaffenheit des Landes weiter zu erkundigen.

Ein Mann, der sehr ernsthaft aussahe, nahete sich zu mir, und bewillkommete mich auf eine sehr liebreiche Art. Er redete mich in einer Sprache, die ich wohl verstand, auf folgende Art an. Angenehmer Freund, wie kommen sie hier her. Welche unglückselige Hand hat ihnen diesen Weg gezeigt. Sie irren, wenn sie sich hier ein Land der Glükseligkeit vorstellen. Nichts

weniger als das. Eilen sie zurück, denn hier werden sie mehr Traurigkeit als Freude finden. Ich antwortete ihm mit einiger Befremdung. Aber wie? Ich habe ja schon viele Auftritte der Fröhlichkeit gesehen, alles scheint zu lachen, alles zu leben, was ich sehe ist schön, und ich weiß also nicht, ob ich ihnen so gleich trauen soll. Das ist, sagte er, ein Zeichen, daß sie noch niemals in diesem Lande gewesen sind. Es ist das Gebiet der Unwissenheit, welche in dieser Gegend mit erstaunlicher Gewalt herrscht. Hier dürfen sie ihren Augen nicht glauben. Die Zeichen der Freude, welche sie gesehen haben, sind nur Vorbereitungen zu einer desto größeren Traurigkeit. Viele Laster haben sich hier niedergelassen, und leben sicher, aber die Tugend wird verfolgt, und so würde es ihnen auch gehen. Sie können es versuchen hier zu bleiben, aber glauben sie mir, es wird ihnen leid werden.

Ich dankte für den gegebenen Unterricht, und bat mir einige nähere Beschreibung des Landes aus, wozu er auch gleich bereitwillig war. Dis Gebiet sagt er, ist noch nicht ausgemessen, und man weiß also die Größe desselben nicht anzugeben. Einige glauben, daß es bis ans Ende der Welt geht, weil sie weit gereißt sind, ohne die Grenzen erreicht zu haben. Es ist an manchen Orten sehr fruchtbar, an andern aber eine ungebauete Wüste. Die Einwohner bestehen aus verschiedenen Nationen, deren Namen sie nicht alle behalten werden, wenn ich sie gleich nennen wolte. Der Himmel ist mehrentheils trübe, und nur selten siehet man die Sonne recht helle leuchten. Im ganzen Lande ist

kein

kein klares Wasser, alles ist unrein, stinkend, von widrigem Geschmack und mit Würmern erfült. Ein jeder lebt nach seinen Kopf ohne sich an Gesetze zu binden, und erwehlt die Lebensart die ihm am besten gefält. Der Sitten sind alle sehr wild, unbändig, rauschend und abgeschmackt.

Man hat, fuhr er fort, in diesem Lande keine Wissenschaft noch Erkentniß zu suchen. Ein Gelehrter ist in ihrer Sprache ein unbekantes Wort, das keine Bedeutung hat. Die Sprache ist nur eine einzige, und man bekümmert sich nicht ob auch mehrere in der Welt sind. Diese Unwissenheit wäre noch zu entschuldigen, wenn sie nur nicht so arm wäre, daß ihr viele nothwendige Begriffe fehlten. Sie können zuweilen durch nichts anders als durch Zeichen mit der Hand, die noch dazu sehr übel ausgedacht sind, mit einander reden. Ueberhaupt wissen sie kaum, wozu sie ihre Sprache gebrauchen sollen, denn was sie sagen, sind Gedanken die unverständlich und finster sind. Es scheint oft als wenn sie gar keine Sinne hätten, sie sind blind und taub, und wissen nicht, daß sie in der Welt leben. Von ersten Augenblick ihres Lebens bis auf den letzten holen sie Othem, welches alles ist was man zu ihren Ruhm sagen kann. Sie essen und trinken alles und überlassen es den Fremden Namen zu ihren Eßwaren zu erfinden, welche sie hernach in ihrer Sprache verewigen. Der Schlaf währt hier länger als die Nacht. Sie lieben die Ruhe und Bequemlichkeit im höchsten Grad, denn sie sagen der Mensch sey erschaffen dieses Lebens zu geniessen.

In ihrer Religion herrscht die gröbste Unwissenheit. Viele haben gar keine Erkentniß von Gott, und die wenigsten wissen, daß ein Erlöser der Menschen ist. Wenn man ihnen was von dieser Wahrheit erzehlt, so komt es ihnen vor, als ob man mit jenen Apostel neue Götter verkündigen wolte. Sie glauben Religion genug zu haben, wenn man nur von ihnen sagen kan, daß sie Verschwendung, Hurerey und andere Laster hassen. Ihr Begrif vom Gottesdienst gehet nicht weiter als bis zur äußern Ehrbarkeit, denn mit diesem Wort wollen sie alles ausdrücken, was sonst den Namen der Gottseligkeit führet. Sie wissen von keinen Tempeln oder gottesdienstlichen Verrichtungen, welche die Christen vorzunehmen pflegen. Es sind unter ihnen einige Aussagen bekant, die sie von ihren Voreltern erhalten haben, und welche darum wahr seyn müssen, weil sie ihre Großväter geglaubt haben. An Untersuchung der Wahrheit wird gar nicht gedacht.

Aber so wird man unter ihnen, antwortete ich, und einem Heiden, der Stein und Holz göttlich verehrt, keinen sonderlichen Unterscheid machen können. Vielleicht sind ihre Begriffe von Gott und göttlichen Dingen aus einer Quelle geflossen. Sie haben ganz recht, mein Herr, antwortete mein Führer. Es ist wahr, daß sie es sehr übel nehmen, wenn man sie Heiden nent, oder nur mit ihnen vergleicht. In der That aber sind sie nicht besser, denn da sie von keiner nähern Offenbarung wissen oder wissen wollen, und ihre Vernunft so schlecht gebrauchen, daß man fast zweifeln solte, ob sie eine hätten, so haben sie gar keine Vorzüge vor ihnen. Sie

sind

sind so kühn die gewissesten Wahrheiten, die man ihnen vorlegt, lachend zu verleugnen, und dis ist kein Wunder, wenn man an die engen Grenzen ihres Verstandes gedenkt. Es haben sich viele Fremde, welche in diesem Lande gewesen sind, Mühe gegeben, ihnen die ersten Begriffe der Religion begreiflich zu machen. Aber ihre Bemühungen sind fruchtloß gewesen. Wenn es auch schien, als hätten sie was ausgerichtet, so ist es doch mit ihnen so gegangen, wie mit den Isländern, die nach ihrer Lebensart den Thran eines Seehundes, den besten Gerichten eines Dänen vorziehen werden.

Ich werde nicht viel Proben ihrer Tapferkeit anführen können, es müste denn seyn, daß ich ihnen erzehlen wolte, was für Wortkriege seit einigen Zeiten geführt worden sind. Das Register dieser Wörter erfoderte allein einige Tage, wenn ich es in einem Othem hersagen könte. Und wie weitläuftig würde nicht die Erzehlung ihrer Schlüsse und Antworten seyn, wenn ich ihre Geduld damit ermüden wolte? Die Wahrheit zu sagen, so sind sie in der Kunst zu schliessen vollkommen unerfahren, und führen von ihren Gedanken Beweise, die nicht feiner ausgedacht sind, als die Gedanken selbst. Ein lauter Ausruf der die andern übertäubt, entscheidet mehrentheils den Streit, oder verursacht doch einen Waffenstillstand, damit sie sich wieder erholen können. Denn sie werden leicht müde, und müssen ein paar mahl ausschlafen, ehe sie sich wieder besinnen können.

Ich weiß nicht, mein Herr, ob ich ihnen mit einer so weitläuftigen Geschichte der Unwissenden beschwerlich falle, wenn es aber mit ihrer Erlaubniß geschicht, so will ich fortfahren. Ich versicherte ihm meine vollkommene Zufriedenheit über seine Unterredung, und bat mir noch mehrere Nachrichten aus. Dis Volk sagte er hat viele sehr seltsame Meinungen. Sie glauben, daß ein Mensch nicht besser als ein Lastthier sey, als ein solches gebohren werde, und eben so sterbe. Es sey gut, wenn man müßig leben, nicht arbeiten und ganze Tage träumen könne. Es sey auch gut, wenn man sich durch nichts in seinem Vergnügen stöhren lasse. Man könne leben wie man wolle. Die Unterweisungen des Gewissens zuhören, sey thöricht. Je weniger Vernunft einer besitze, je mehr sey er ein Mensch. Man könne ohne Verstand reden. Der Widerspruch sey eine Wahrheit, die nur der begreifen könne, der wenig Vernunft habe. Ein Traum und eine Wahrheit wären nur den Worten nach unterschieden. Man habe nicht nöthig an das Zukünftige zu gedenken. Ich bin schon verdrießlich ihnen mehr dergleichen anzuführen, sie können aber daraus auf die Gemüthsart dieser Leute schliessen. Es wird nicht leicht ein lächerlicher Gedanke seyn, der unter ihnen keinen Beifall finden solte.

Sie machen mir, war meine Antwort, keinen gar zu vortheilhaften Begrif von diesem Volcke, und ich beklage mich selbst, daß ich in diese Gegend gerathen bin. Eine Unwissenheit die so vorsetzlich ist, verdient wenig Mitleiden, und was würde diesen Leuten der

beste

beste Unterricht helfen, wenn sie ihn verachten? Ich besorge, daß die Anweisung der Jugend in diesem Lande entweder ganz versäumt, oder doch sehr nachläßig getrieben wird. Sie irren nicht, erwiederte er, man weiß hier gar nichts von Schulen, oder von einem nützlichen Unterricht. Ein jedes Kind wächst unwissend auf, und sie werden nicht zehen finden, die lesen oder schreiben können. Beides zusammen genommen ist die gröste Gelehrsamkeit dieses Volks, sie können sich aber leicht vorstellen, daß solche Gelehrte, wenn es ihnen anders beliebt sie so zu nennen, wenig oder gar nicht geachtet werden, weil sie zu klug sind. Dis ist die vornehmste Ursach, warum man lieber unwissend bleibt.

Die Handlung hat noch keinen Eingang in dis Land finden können, ob es gleich an und vor sich sehr bequem dazu ist. Die Faulheit und Unachtsamkeit des Volks ist viel zu groß, als daß sie durch mühsame Reisen ihren Ort verändern, oder etwas von den Gütern des Landes verarbeiten solten. Sie leben in einer sorglosen Stille, und sind zufrieden, wenn ihnen Fremde das bringen, was sie nothdürftig brauchen. Ein Spiegel und einige Korallen, machen ihn eben so viel Freude, als den Wilden, wenn sie damit beschenkt werden. Wenn sie die Wahl unter mehrern Waren haben, so erwehlen sie oft dasjenige, was ihnen am wenigsten nützlich ist, als Bänder, Blumen, Spitzen, Schleufen ꝛc. und dergleichen. Haben sie viel davon, so bilden sie sich mit ihrem Aufzuge nicht wenig ein, und verachten andere, die nicht so viel haben.

Ihre

Ihre meisten Beschäftigungen sind der Fischfang und die Jagd. Sie müssen doch was zu leben haben, denn das Rindvieh, welches im Lande ist, will nicht hinreichen, sie alle zu versorgen, und daher erwählen sie Netze und Bogen, welches ihnen die wenigste Mühe macht. Wenn ihnen ein Wild zu weit läuft und sie ermüdet, so essen sie einen Fisch, an welchen sie den größten Ueberfluß haben.

Wir waren beyde in unsern Gespräch vertieft, als eine Rotte dieser Unwissenden mit vollen Geschrey auf uns zulief, und uns mit Keulen, welche sie in die Höhe hoben, zu tödten droheten. Wir suchten uns so gut zu retten, als wir konten. Aber sie kamen uns immer näher, bis wir handgemein wurden. Endlich hatten sie uns umringt, und wolten uns eben ergreiffen, als ich so viele Bewegungen mit meinen Stuhl machte, daß ich darüber erwachen mußte. Weil ich mir alles lebhaft vorstellen konte, was ich geträumt hatte, und auf einmal ganz munter wurde, so schrieb ich den ganzen Traum so auf, wie er gewesen war.

Die Nachteule.

Eine Fabel.

Es war ein sehr finsterer und trauriger Tag gewesen. Dicke Wolken hatten das Angesicht der Sonne verhüllt, und undurchsichtige Nebel schwebten über den Feldern der Erde. Es schien, als wenn Tag und Nacht zusammen geflossen

flossen wären, und diese neblichten Stunden gebildet hätten. Alles hatte ein betrübtes Ansehen und die Vögel selbst blieben furchtsam und scheu in ihren Nestern sitzen, weil sie glaubten, es würde eine lapländische Nacht vom Himmel herunter kommen, und die Erde auf ewig verfinstern. Nur die Eule, dis heulende Nachtthier, war ausnehmend vergnügt. Zehnmal flatterte sie um ihr altes Schloß, das von tausenderley Ungeziefer bewohnt ward, herum, und lobte mit kratzendem Geheule die Schatten, die Vorhänge der Nacht und die Finsterniß.

„Möchten doch, sagte sie in ihrer Sprache, ewige Finsternißen über die Erde ausgegossen werden, und der Firstern, der seine verwünschte Strahlen, so oft in meine Wohnungen wirft, auf ewig verlöschen. Ich hätte ein größeres Reich, und würde mehr Beute machen, wenn mir nur die Nacht günstiger seyn wolte. Aber immer kommt mir ein Tag dazwischen. Wäre doch niemals ein Tag gewesen! Ich liebe die Nacht, sie ist meine Gehülfin, wenn ich dem Raube nachfliege. Wenn ich bey Tage meine Flügel erhebe, so schreien die andern Vögel, die Lieblinge der Sonne, als wenn ich eine Mißgeburt wäre, und ich bin doch viel besser als sie. Nur Licht und Sonne kann ich nicht leiden. Mir graut noch, wenn ich daran gedenke, wie sie mich neulich empfingen. Diese Unthiere! zur Unzeit kam ich in ihre Gesellschaft, und verlor durch ihren räuberischen Schnabel fast alle meine Federn. Noch fühle ich den Schmerz in allen meinen Gliedern. Ich will sie hassen und verfolgen, diese schädlichen Thiere, die

nicht

nicht von unsern Geschlechte sind. Genug ich kann den blitzenden Lichtstrahl nicht leiden, und eben darum auch diejenigen nicht, die ihn lieben. Solte es wieder Tag werden, wie ich doch nicht hoffe, so will ich den dunkelsten Keller aufsuchen, und in langer Traurigkeit, mein Leben beschliessen. „

Sie wuste es nicht, daß viele Menschen eben so denken wie sie. Indessen setzte sie ihr kühnes Plaudern bis nach Mitternacht fort, und man kann nicht mit Gewißheit sagen, ob sie mit sich selbst, oder mit andern von ihrer Art, gesprochen hat. Endlich flog sie mit flatterndem Geräusch nach ihrer Höhle, wo sie ihren Kindern mit eulenmäßiger Beredsamkeit die Begriffe von Licht und Finsterniß, Tag und Nacht beyzubringen suchte.

„Hört, sagte sie, lieben Kinder, das Licht ist ein arger Feind unsers Geschlechts. Ich weiß zwar nicht, was es ist, aber doch kann ich euch sagen; es verblendet, hemmet den Flug, und machet sehr ungesund. Viele von unsern Voreltern die das nicht glauben wolten, haben darüber ihre Höhle, ihre Gesundheit und ihre Augen eingebüßt. Ich mag an diese traurige Begebenheiten nicht gedenken. Jetzo bebt mir mein Herz. Ach möchtet ihr doch niemals nach dieser Klugheit trachten, das Licht zu sehen! Ach wie unglücklich würdet ihr seyn! Lieben Kinder, bleibt nur unwissend, liebet die Finsterniß eurer Höhle, und seyd der Nacht gehorsam, denn eine Eule braucht nicht viel Verstand zu haben, und ist niemals glückseliger, als wenn sie von der Sonne am weitesten entfernet ist. Kann sie heulen,

so

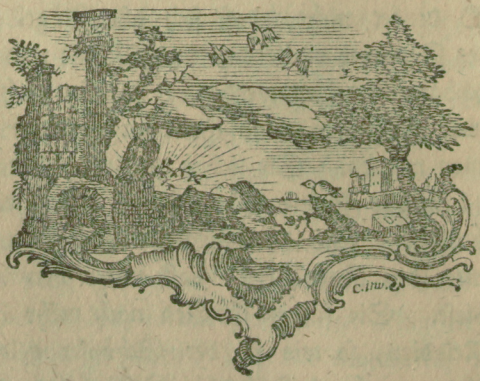
so weiß sie alles, was sie zu wissen nöthig hat, und das habt ihr so ziemlich gelernt.„

Indessen erhob sich die Morgenröthe über den Gesichtscreis, und die Sonne folgte ihr mit feurigem Fluge nach, einen recht schönen Tag zu machen. Ein Heer ruhig versammleter Lerchen, die im Grase den kommenden Tag erwarteten, schwungen die Flügel und sungen ihr Morgenlied. Die Eule heulte dazu, flatterte noch immer, und kroch in ihre Höhle. Eine Lerche, die sich verspätet hatte, hörte sie noch klagen und über den Tag schreien. „Und euch Unwissenden zu Gefallen, sagte sie, solten vielleicht Finsterniß und Schatten, die Erde auf ewig vergraben? Ihr sähet es gerne, wenn keine Morgenröthe den Traum verjagte, und kein Licht die Gewalt der Nächte einschrenkte. O denket nicht, daß sich alle Vögel in euer zerfallnes Gemäuer verlieben, und Mäuse und Ratten zu Nachbarn erwehlen werden. Denket nicht, daß sie so wie ihr heulen, und ihren angenehmen Gesang verleugnen werden. Sie lieben den schwanken Zweig, an welchem das schöne Blatt weht, und ihre Wohnung bedeckt. Sie durchfliegen das Feld und sitzen bald unter den Kornähren, bald unter den Blumen der Wiese. Sie singen ihr Lied nach mehr als tausend Melodien, so wie sie der Schöpfer gelehrt hat. Ich bedaure euch, daß ihr die Schönheiten der Natur nicht sehen könt, und hochmüthig genug seyd, sie zu verachten. Möchtet ihr nur die Augen öfnen! Möchtet ihr, wenn es auch nicht mehr wäre, nur einsehen lernen, daß ihr unwissend seyd, so würdet ihr

nicht

nicht nöthig haben mit den Vögeln des Tages in Feindschaft zu leben. Aber = = „

Die Eule war über diese Ermahnungen von einem so unansehnlichen Thier, als die Lerche war, sehr böse geworden, machte viel Einwendungen, schlug die Flügel zornig zusammen, und knarrete mit dem Schnabel, den sie zugleich einigemal an einen harten Stein strich. Und in diesem Augenblick wolte sie die Lerche überfallen, und ihr den Rest geben, die sich aber gleich in die Höhe schwung, und ihren Schwestern half, ihr angenehmes Lied, welches sie beynahe ausgesungen hatten, zu vollenden.



Der Tugendfreund.

Das 7. Stück.

Wie solt ich dir ein Lob versagen,
Geliebte Unschuld! deinen Tagen
Scheint ein verklärtes Sonnenlicht:
Du schlummerst ruhig, wenn der Rächer
Mit Stralen wider die Verbrecher
Aus schwarzen Ungewittern bricht!

Soll ich das Lob wiederrufen, welches ich der unschuldigen Jugend zu bringen angefangen? Soll ich dieses Lob gleich zum ersten mal umsonst verschwendet haben, da ich den ersten Versuch machen wolte, in wie fern es mir möglich seyn würde, das Versprechen zu erfüllen, womit ich mich aus Freundschaft gegen die Tugend verpflichtet habe, sie zu loben, wo ich sie finde?

Wie lange bleibt ein Kind in der liebenswürdigen Schönheit seiner noch unverführten Seele? Ist es nicht möglich, das so herrlich angefangene Wesen bis ans Ende feste zu behalten, und solte Gott als das höchste Gut, andern vergänglichen gleich seyn,

die wir nur lieben, so lange wir sie nicht recht kennen, und derer wir gleich überdrüßig werden, sobald wir mehr von ihnen haben, als die bloße Empfindung?

Einzelne Personen giebt es wahrhaftig, die noch sagen können, was ehemals der Hofmeister des abgöttischen Königs in Israel zum Propheten sagte: **Dein Knecht fürchtet den Herrn von seiner Jugend an!** Aber die allerwenigsten stehen die Probe aus, wenn sie nun im Gebrauch ihres Verstandes zeigen sollen, ob sie aus völlig freyer Entschliessung der Seele lieber den stillen Frieden Gottes Zeit Lebens schmecken, und was dawider streitet mit heiliger Enthaltsamkeit großmüthig entbehren, oder ob sie rasend genug werden wollen, ein minutenlanges Vergnügen der Sinnlichkeit mit dem Verlust ihres Antheils an Gott niederträchtig zu erkauffen. Und ist es nicht zu bedauren, daß den mehresten Menschen von allem Reichthum der Gnade nichts weiter übrig bleibt, als der bloße Name des Getauften, der sie an ehemalige Seligkeiten erinnert! Was müssen wir uns auf diese Weise von der Veränderung vorstellen, zu welcher es doch billig mit allen Bundbrüchigen einmal kommen muß? Wie schwer wird die Sünde des übertretenen Bundes mit GOtt, in den Augen dessen der ihn erneuren soll! Ist also eines Kindes früher Tod mehr zu beweinen, oder seine Geburt, und sein zur Dauer sich anlassendes Leben? Wer beantwortet mir diese grosse Frage?

Sind wir von unsrer großen Bestimmung lebhaft überzeugt und gerühret, so werden wir viele Bedenklichkeiten bey Entscheidung dieser Frage finden.

Ja

Ja ich will mehr sagen, unser Tritt wird allemal gleiten, bis wir hingehen ins Heiligthum Gottes! Im Ganzen = was keine menschliche Muthmassung und Scharfsinnigkeit durchforschen kann, was seiner Einsicht allein heilig bleibt: das sind die Grundsätze, nach welchen der Beherscher aller Creatur bald eine Blume hier ausreißt, und sie in sein Paradies verpflanzt, bald eine andere, die man ihm gerne überlassen würde, stehen läßt, und doch alle bearbeitet und pfleget, ohne eine einzige Seele auch nur im geringsten zu versäumen.

Der Begriff der besten Welt hat es wahrlich nicht verdient, wenn man sich damit brüstet, und ihn zu nichts bessers gebraucht, als zur Erhebung der allgemeinsten Erkentniß einer tiefsinnigen Beurtheilungskraft. Wir haben ihn ja doch zuerst aus dem Urtheil erlernen müssen, welches das allsehende Auge Gottes nach vollendeten Wundern der Schöpfung vom Ganzen fällete. Er sahe das Ganze an, was er gemacht hatte, und siehe da, es war alles sehr gut. Der Christ verdankt seinem Gott diese Offenbarung demüthig. Denn nun ist er im Stande, die Fragen von sich abzulehnen, deren Beantwortung niemand von ihm fodern kann. Er darf ja für das Ganze nicht stehen. Was also aus einzelnen Wahrheiten die er erkent, nicht kann entschieden werden, was nur erst alsdenn offenbar werden kann, wenn Gott Menschen die wir nie gesehn und gekant darstellen, wenn er den verschwiegenen und verborgenen Rath der Herzen offenbaren wird; wenn er durch vollständige Aus-

führung aller Absichten seiner tieffen Weißheit, die Mittel dazu vor allen vernünftigen Wesen rechtfertigen wird: dieses alles kann der Christ ohne Kummer mit stiller Demuth unbeantwortet lassen. Ja er kann seinem Gott kindlich zutrauen, er werde alles so auszuführen wissen, daß man entweder ihm danken, oder vor ihm wird verstummen müssen. Alsdenn wird man ihn für Tod und Leben loben, vollkommen überzeugt, daß Weißheit, Güte und Gerechtigkeit aus dem allgemeinen Anblick des Ganzen das nahe oder kurze Ziel einzelner Theile gefunden, welches abzustecken, für jeden geringern Verstand eine unauflößliche Aufgabe gewesen wäre.

Es ist ja schon lange gesagt, und dem Weisen bekant gewesen, daß der Mensch, eigentlich zu reden, immer nur Augenblicke lebt; daß dieses seine Schritte zur Ewigkeit sind; daß kein einziger dem andern völlig gleich ist; daß die gantze Reihe sich nicht eher übersehn läßt, bis sie durchlauffen ist, weil von forne zu, immer einer hinter dem andern, und alle hinter dem jetzigen versteckt liegen. Wir wissen ferner, daß ein jeder Gedanke in gegenwärtigen Augenblicken seine unausbleibliche Würkung auf den folgenden, und die ganze, so bestimte Reihe der Lebensabschnitte eines jeden Sterblichen, wieder eben eine so gewisse Würkung auf das Leben eines andern hat. Und wer kann die unzähliche Menge übersehen, durch welche dieser erstaunende Cirkel endlich in der Welt herumkomt? Es ist also unstreitig, daß jeder Mensch sein ganz Schikſal eines Theils im Zusammenhange der ganzen Welt, andern

dern Theils aber auch vornehmlich in den Folgen, seiner eigenen, entweder thörichten, oder klugen Wahl zu suchen hat, die Gottes Allwissenheit längst voraus gesehen. Hat nun Gott alles gewust, wodurch ein jeder Mensch sein Wohl befördern oder vernichten würde: so heißt seine Erbarmung uns sicher glauben, daß er das bestimte Lebensalter eines jeden Sterblichen eben in die Reihe der Zeiten mit eingeflochten, wo ihm seine Thorheit am wenigsten schaden, und sein redlich kluges Herz am besten helfen könte.

Zu diesem rätzelhaften Lauf, (den unter zehentausenden kaum zehen nur in etwas, und unter allen Lebendigen kein einziger recht kennet) wird ein Kind auf diese Welt geboren, und den trit es auf Gottes Barmherzigkeit an. So unerkant sie ist, die Ewigkeit, zu welcher dieser Lauf gehen soll: so hat doch von allen Kundschaftern, die wir in dieses versprochne Land vorausgeschickt, kein einziger die Beschreibung widerlegt, in welcher Moses und die Propheten sagen, Daß es unaussprechlich schön sey, für alle, die nur nicht in der Wüste sterben wollen! Und in Absicht des Ziels, wozu wir in diese Welt gesetzt werden, ist also ein jedes Kind selig zu preisen.

Nur die Reise dahin, komt uns wenn wir zurücksehen, gar zu fürchterlich vor! Sind wir glücklich hindurch, so betrachten wir den Weg gleich einem Wandrer, der am Morgen sich mit Grauen glücklich schätzt, daß er am späten Abend nicht sehen konte, wie schmal der Steg, wie tief der Abgrund war, da ihm jetzt indem er den Weg betrachtet, die Furcht seinen Fuß zit-

ternd und seinen Tritt gleitend machen würde, weil derselbe nur so zurück gelegt werden müssen, wie Mondsüchtige mit verschlossenen Augen die Wände hinanklettern.

Muß nicht der sorgfältige Christ, im evangelischen Vertrauen auf die Barmhertzigkeit des Erlösers, wofern dieses Vertrauen nicht in eine strafbare Sicherheit ausarten soll, alle Morgen mit seinen Augen, in Gegenwart der allwissenden Zeugen im Himmel, den Bund machen: Daß sie den Tag über auf nichts achten sollen, was ihn bethören könte, seine zur Ewigkeit fliegende Sehnsucht zurückzuhalten, und sein Ziel zu verlieren? Soll ich Bilder suchen, das Leben auf diese Weise kennen zu lernen? Soll ich sagen, daß es dem ängstlichen Lauf eines Mörders gleicht, den der Bluträcher mit rachgieriger Geschwindigkeit zur Freystadt jagte? Wolte er sich retten, so muste er in jedem Dorfe nur so lange sich verweilen, bis er ein wenig Speise zur Erhaltung seiner schon halb verlornen Kräfte zu sich genommen: blieb er aus Lust und Gemächlichkeit länger, so ergriff ihn sein schneller Feind, und er war des Todes! Oder soll ich sagen: so lange der Mensch den Erdboden betrit, gleicht er dem Schiffer, der über den schnellen Strudel des tiefsten Stroms fahren muß, wofern er sein Vaterland sehen will! Hier gilt nichts als die äusserste Geschwindigkeit! nichts, als die unermüdete Arbeit aus allen Kräften! Wird er träge, so dreht der Strom sein leichtes Schiff in schiessende Wirbel = er dreht es hinab = der Elende schreit = und fährt in rasender Angst ohne Hoffnung in den Abgrund des Todes!

Doch

Doch was suche ich Gleichnisse! Bekennet es, sterbliche Gefährten auf unser gemeinschaftlich großen Reise: müssen wir gleich unser Urtheil vom frühen oder späten Tode des Menschen in Demuth zurück halten, weil das nur dem Allwissenden zukomt; so ist es doch kaum der schwachen Natur zu verübeln, wenn sie den Tod der Unschuld für das grösseste Glück der Lebendigen hält! Oder wenn ich noch zuviel gesagt habe, so rechtfertiget oder widerlegt mir wenigstens den Wunsch: Meine Seele sterbe einmal des Todes dieser Gerechten.

Beschaut sein Kleid = man sieht keine Blöße = Er hat Gold gekauft, das im Feuer geläutert war, er hat weisse Kleider empfangen, als das Loos so lieblich für ihn ausfiel = wie strahlen die ehemaligen Flecken dessen, der nun angezogen = den neuen Menschen! O so durchdringe denn die Macht aus dem Munde der unmündigen Kinder und Säuglinge, auch wenn sie bald in die andere Welt gefodert werden, meine verwöhnte Seele! Daß ich an diesen Kolen das verloschene Feuer, die Glut der ersten Liebe selig wieder anzünden, daß ich wenigstens unschuldig genug werden möge mich nach dem Feyerkleide, welches ihnen Gott anlegt, bis in mein Grab bußfertig zu sehnen!

Wenn ihr bey allem wilden Scherzen,
Unsichtbar, im gequälten Herzen
Den Richter scheut, den ihr verlacht;
Wenn ihr im Hauffen euch versteckt,
Weil euch die Einsamkeit erschrecket,
Weil ihr euch selber grauend macht:

O Sünder, lernt die Unschuld kennen!
In welcher andre Flammen brennen,
Als die, wenn Gottes Rache glüht,
Wo Gott der Altar aufgebauet,
Auf welchen er hernieder schauet,
Und stets ein reines Opfer sieht!

Doch der unvergleichliche Anblick der Unschuld wird uns nicht allemal entrissen. Wenn gleich die mehresten das Vergnügen der Welt eben so wenig ertragen, als junge Blumen die übermäßige Mittagshitze: so sind es doch die sterbenden Kinder nicht allein, bey welchen sich die Erde glücklich schätzen muß, sie getragen zu haben, und die Bewohner der Erde, daß sie dieselben in ihre Reihen eingeschlossen. Und wie billig ist es, daß ich die überbleibende Unschuld der andern gleich an die Seite setze, welche Gott würdig gefunden hat, bald heimgeholt zu werden! Zwar diese Zierden des sonst verkehrten Geschlechts gehen mehrentheils vor unsern Augen unbemerkt vorüber, sie sind den Sündern ein Gespötte, und der Leichtsinn glaubt nach den Kinder Jahren keine mehr anzutreffen. Aber wenn derjenige nicht mehr zu ihnen gehört, der ihrer spottet, und der eine siebenzehenjährige Unschuld für ein Hirngespinste hält: sollen denn deswegen alle Lebendigen verführt seyn? solte es der Kraft des Höchsten unmöglich seyn, die Lampen, die sie selbst angezünder, auch selbst brennend zu erhalten?

Mit Freuden will ich mich zur Betrachtung derer wenden, die als Pflanzen dem Herrn zum Preise heranwachsen! Sie gehn durch ein fremdes Land eilfertig

fertig in das versprochene Reich, das nicht von dieser Welt ist. Erst nach und nach müssen sie die Begriffe des Guten und Bösen kennen und unterscheiden lernen, indessen ist ihnen ihre reine Empfindung ein richtiges Gesetz, das erstere zu erwehlen, und das letztere zu verwerfen. Sind andere glücklicher, deren Verstand diese Wahl anstellen soll? Ist es möglich das Böse gewiß zu verabscheuen, wenn ich weiß, es ist böse, und wenn diese Erkentniß das einzige ist, wornach ich mich richten soll? Laßt den, der alle Augenblicke von reitzenden Gestalten geblendet wird, bloß nach seiner Erkentniß urtheilen, wie sehr wird er zweifeln! Das Laster komt allemal erst hinter den Boten her, die es voraus gesand hat, müßige Seelen lüstern zu machen, die Sinne, die Leidenschaften zu erregen, und alsdenn dem fertigsten Verstande eben so sicher auszuweichen, wie ein Dieb dem schlafenden Wächter.

Wer so lange geirrt, gefehlt, gesündigt hat, als alle und ein jeder unter den Sterblichen, der solte ja wohl die Entstehungsart der Sünden beßer kennen, als daß er glauben könte: Einsichten wären vollkommen hinreichend die Seele zu beßern. Wenn ich eine große Anzahl von Sünden zu nennen, und sie alle in ihrer Strafbarkeit und üblen Folgen hinlänglich zu beschreiben weiß: ist es alsdenn wohl möglich, ein Verhältniß zwischen der Anzahl der mir bekanten, und zwischen der ganz unglaublich größern Anzahl der andern anzugeben, die meine schärfste Aufmerksamkeit verfehlt hat? Und kann ich gleichgültig dabey seyn, daß andere aus Unwissenheit geschehen, wenn ich auf diese

Weise der unseligsten Gewohnheit mit jedem begangenen Fehltritt näher komme? Doch es ist ja nicht einmal nöthig diese Vorstellungen so weit zu treiben, so lange der einzige Satz wahr bleibt: ein Herz das keine Lust zur Ausübung des Guten hat, hat auch keine Lust dasselbe kennen zu lernen. Sie sind alle betrogen worden, die sich im sichern Vertrauen auf das reiffe Urtheil ihres Verstandes unbesorgt mitten in die Verführungen der großen Welt gewagt haben! Sie haben erfahren müssen, daß sie nicht im Stande gewesen, mit ihrer ganzen Scharfsinnigkeit die allermerklichsten, und mit aller ihrer Geistesstärcke die schwächsten Angriffe des Lasters zu überwinden!

Die Unschuld braucht aber dazu keine lange Ueberlegung. Kent sie das Böse nicht, so macht selbiges auch ihr Herz noch nicht zur Empörung wider die Tugend rege, und nie wird sie so weit gehen wie der reiffe Verstand gegangen ist, zwischen dem, was gut und böse seyn soll, noch Mitteldinge zu entdecken, oder gar die Ausübung des schändlichen Lasters in manchen Fällen für unvermeidlich zu halten. So viel es Gründe giebt, wodurch der Mensch vom Bösen zurück gehalten werden kann, so viel giebt es auch Gründe, diese Zurückhaltung entweder zu loben oder zu tadeln. Laßt uns nur die einzige Frage beantworten: welches ist doch wohl der äusserste Grad der Boßheit? Nennet die Greuel vor welchen die Natur erröthet, nennet das Verbrechen, welches der kluge Gesetzgeber jener blühenden Stadt nicht nennen wolte, weil er besorgte, die Menschlichkeit möchte es noch nicht kennen, und die

Un-

Unmenschlichkeit möchte es aus seinem Verbot erst lernen, nennet den Vatermord, nennet die entsetzlichen Thaten, bey welchen der Missethäter wohl tausendmal mit sich selbst uneins ist, ob er sie begehn soll oder nicht, und nachdem er seine Hand allezeit zitternd zurückgezogen, endlich in der Raserey über die Schrancken springt, die Gott und die Natur so fest verriegelt! Es ist wahr, die Boßheit hat erstaunende Namen und fürchterliche Gestalten! Wenn sie aber nur einfach ist, wenn die bittre Quelle nur auf verschiedenen Seiten ausfließt, wenn die That nur durch die Umstände verändert wird, worin sie geschieht: so ist ja das äußere noch nicht hinreichend ihre Abscheulichkeit zu bestimmen. Laßt also das äussere weg, je mehr es wegfält, je mehr bleibt die Sünde allein im Herzen, und was sollen wir sagen, wenn dieses böse Herz, durch nichts, durch gar nichts mehr kann gebändigt werden, als durch die äusserste Unmöglichkeit! Warum entsetzen wir uns vor einem Hunde an der Kette? Nicht wahr, dieses Bild lehrt uns, wie wir eben da den fürchterlichsten Anblick der Boßheit finden, wo die ganze Natur entgegen treten muß, wo das Laster nur deswegen nicht ausbrechen kann, weil sonst die Allmacht aufhören müste allmächtig zu seyn?

Aber das ist eine selige Enthaltsamkeit, wenn in der reinen Seele die Sünde darum unmöglich wird, weil der neue Mensch aus Gott geboren, weil ganz andre Lebenstriebe in allen seinen Handlungen würksam sind, und eine heilige Furcht durch alle Glieder zittert, damit im Schaffen der Seligkeit nichts möge ver-

verabsäumet werden. Wie schön ist die Röthe, womit ein noch reines Blut die Unschuld unter der Versamlung der Bösen kentlich macht! Wenn ich nur glücklich wäre in Beschreibung dieses großen Unterscheides zwischen Unschuld und der unverschämten Boßheit, wie könte ich alsdenn das Lob verfehlen, wozu ich mich anheischig gemacht habe!

Sie flieht, entfernt vom bittern Zwange,
Das Laster, das mehr als zu lange
Des Menschen Heiterkeit verstellt:
Weil man bey Gottes reinen Kindern
Den Unterschied von tollen Sündern
Ganz unverbrüchlich beybehält.

Je fester diese edelmüthige Entschliessung, alles Böse zu hassen nnd zu fliehen, sich einer jungen Seele eindrücken kann: desto zuversichtlicher kann sie sich auch in die Veränderungen der Welt hineinwagen, weil sie mit dem Herrn derselben so gut bekant, und von seiner Gewogenheit so unwidersprechlich versichert ist. Könten Christen mit gutem Gewissen neidisch seyn, gewiß, hier hätten sie Ursache! Wie mancher muß nun schon lange Jahre über sein Herz klagen, das immer noch so tückisch bleibt zum kindlichen Sinn gegen seinen Gott, und gleichwohl sieht er täglich, wie nöthig ihm ein so furchtsamer Wandel sey, wenn sein wanckelmüthiges Herz aus der Bahn der Gottseligkeit nicht ausschweiffen soll! In dieser Absicht sind die Vortheile der Jugend ganz unbeschreiblich. Ein leicht zu bewegendes Herz zu haben, ein so leises Gefühl des Gewissens

zu

zu haben, da bey der sanftesten Bestrafung die ganze Seele erweicht wird = noch frey von Verführungen, nur zur zarten Liebe, nur zur wehmüthigen Reue, nur zur Offenherzigkeit, zur dankbaren Empfindung der Wohlthaten, und sonst zu keinen Leidenschaften fähig zu seyn = sagt, Christen, was ist seliger?

Wem sein Gott von Jugend auf niemals schrecklich wird, wer sich zum Umgange mit ihm beständig gewöhnen kann, und ihm nachfolgt wo er hingehet; wie ruhig ist dessen Herz, wie bald, wie reichlich schmeckt der die Freude!

Ob es gleich allemal seinen Grund in einiger Unzufriedenheit mit den Wegen hat, worauf uns Gott gesetzet: so ist es doch nichts ungewöhnliches, daß Menschen manchesmal sich wünschen, zu einer Zeit gelebt zu haben, in welcher nähere Offenbarungen der Freundlichkeit, und eine sichtbare Gewißheit der Gegenwart Gottes zu hoffen war. Wer sich gewöhnt, die Freude und die angenehmen Empfindungen seines Gemüths aus der heilsam stillen Betrachtung der Wahrheiten vom Reich Gottes zu schöpfen, der findet oft so viel Anmuth, daß er sich das Vergnügen nicht versagen kann, ein wenig bey dem Sinnlichen stehen zu bleiben. Was entsteht in der Seele, wenn sie den Erlöser mit seinen Jüngern reisen, freundlich sich besprechen, ihre Gemüther mit göttlicher Sanftmuth einnehmen und beherrschen sieht? Er betet mit ihnen = O warum bin ich es nicht, der hier mit ihm vor Gott liegt, und die Gewalt der heiligen Liebe fühlet? Warum sind meine Gebete so kalt, daß ich oft keine andere Frucht davon verspüre, als den

Ver-

Verdruß über mich selbst und eine kraftlose Betäubung! Er weint = Wie schwimmen die Augen derer die um ihn herum stehen = wie quillt die Wehmuth des zarten Herzens zur seligen Vereinigung göttlich geheiligter und menschlicher Empfindungen! O warum kann ich in diesem Anblick meine schalckhaften Augen vom freundlichen Anlachen der Sünde nicht auf ewig entwöhnen? Er freut sich im Geist = er preiset den Vater = Er sagt: eure Namen sind angeschrieben im Himmel! Warum soll ich nur diese Erzehlung lesen? warum sollen diese Gottesversicherungen mir nur in Gedancken gegeben werden, wo es so sehr schwer ist, richtig zu unterscheiden, was göttlich, und was menschlich war? Er wird verkläret = Er wacht allein und blutet in den Stunden des Gerichts = Er stirbt = Auferstanden tröstet er, wo er schelten könte, und nach vollendeten Wundern der Offenbarung alles dessen was göttlich ist, fragt er = Hast du mich lieb? Warum ist es mir nicht vergönt gewesen im heiligen Erstaunen vor ihm zu stehen, ihn anzuschauen, und auf diese Fragen bußfertig zu verstummen?

O wäre ich nur im Stande jetzt recht von der Seligkeit der unschuldigen Jugend zu reden, wogegen alles was ich vorher gesagt, mir ganz verschwindet! Wer ist ein Jünger Jesu! Was ist das Reich Gottes? Und in welchen Personen ist es? Was schadet uns die sichtbar entzogene Gegenwart des Erlösers, wenn sein Geist die Liebe Gottes ausgiessen kann in unschuldige Seelen? Gleich einer Braut, die ihr Geliebter herausruft, stehen sie auf = sie entfernen sich =

sie

sie suchen die Einsamkeit = ihr Herz war voll = wie könten sie sich enthalten es auszuschütten = ihr Erlöser ist ganz gegenwärtig = und nun möcht ich noch wissen, was der Himmel wäre?

Was sind hiebey die Dinge dieses Lebens? Es ist leicht zu begreiffen, daß ein so geheiligtes Herz sich nicht daran hangen wird. Aber es wird auch leicht zu zeigen seyn: wie die Unschuld erst das Leben zum rechten Leben macht. Ist die Seele geheiliget, einem verschlossenen Garten gleich zu seyn, so wird ihr Herr der sie besitzt, auch selbst darum eifern, daß nichts fremdes, nichts unreines hinein kommen kann. Sagts, die ihr in lachender Freude taumelt, was verdirbt den Sterblichen alle ihre Ergötzung! Würden sich Mücken im Lichte verbrennen, wenn sie es verstünden, in gehöriger Entfernung mit der Wärme zufrieden zu seyn? Die Unmäßigkeit der Menschen hat es beständig verursacht, daß Gottes Güte in Ausstreuung der Reitzungen sparsam seyn muß: und nur zu oft gehen wir in thörigten Begierden der Wollust bis zu dem Grade fort, auf welchen die Tollheit jenen König getrieben, als ihn Gott auf einer Wage wog, und zu leicht befand!

Aber laßt uns auch behutsam seyn, wenn wir untersuchen wollen: welche Seelen im Stande sind Maße zu halten. Diese Sache fodert freylich eine weitläuftigere Ausführung, doch ich will hier soviel davon anzeigen, als nöthig ist die Natur der Mäßigung zu beschreiben. Die Mäßigung ist allemal eine Art der Verläugnung. Wenn ich nur dieses sage, so weiß ein jeder schon, daß der Mäßige sich geringerer Ergötzlichkeiten

keiten enthält um größere zu genießen. Und nun muß ich der Stärke der Wahrheit recht geben. Empfindet ein Mensch das größte Glück in einer Welt voll Vergnügungen, so ist es der, dessen Seele noch rein genug ist, auch nachdem er die Welt kennen gelernt, mit Gott im Bunde geblieben zu seyn. Wie kann ich mich nun entschliessen, das beste Christenthum für ein Gefängniß zu halten, worin die Seele versperrt lieget, niemals die Sonne zu sehen? O daß mir mein Fleiß gelingen möchte, das Glück kennen zu lernen, welches den Geist überströmt, wenn er reine und offene Augen hat, in allem was dieselben an sich zieht, nichts geringers zu finden = als Gott selbst!

Der Unschuld Herz wird bald durchdrungen,
Wenn frohe Freunde sich umschlungen,
So lernen sie ihr Glück von ihr:
Denn sie verewigt unsre Freuden,
Sie tröstet uns bey trüben Leiden,
Durch sie getröstet hoffen wir.
Sie macht uns jede grüne Wiese
Zum Heiligthum, zum Paradiese,
Wo die Natur so reitzend lacht;
Weil da, wo keine Laster quälen
In stillen Gott ergebnen Seelen,
Die Gnade selbst allmächtig wacht.

Der Tugendfreund.

Das 8. Stück.

Sie schlafen noch die künftgen Zeiten,
Ein Nebel schwebt auf ihren Seiten:
Was wird der Mensch doch endlich seyn?

Die liebreiche Vorsicht hat uns die Aussicht in das Zukünftige, so viel unserm gegenwärtigen Zustande vortheilhaft ist, eröfnet, aber auch noch vieles, welches sterbliche Augen nicht erreichen, hinter einem Vorhang verborgen. Die menschliche Neubegierde ist ganz ausschweifend, das was unbekant, verdeckt, und in Dunkelheiten verhült ist, einzusehen, und wir würden diese Begierde an sich nicht tadeln können, wenn sie nur in ihren Schranken bliebe. Sie ist die Mutter so vieler Erfindungen, die sonst niemals das Licht würden gesehen haben, wenn sie nicht ein forschender Geist hervorgebracht hätte. Sie entwickelt Wahrheiten, vortrefliche Wahrheiten, deren gesegneter Einfluß das ganze Geschlecht der Menschen belebt, die aber ohne eine sorgfältige Nachfrage,

der Einsicht vieler Gelehrten entgangen wären. Und was will man sagen? Sie ist ein Geschenk des Himmels, das wir eben so wenig verachten dürfen, als ihren göttlichen Urheber.

Aber sie ist einem tadelhaften Mißbrauch unterworfen, der dem menschlichem Geschlecht schon vielen Schaden gethan hat, und noch ferner thun wird, wenn man ihn nicht bey Zeiten erkennen lernt. Wenn ich in einer Ebene bin, so kann ich weit um mich sehen, und die Spitzen der Thürme und Waldungen erblicken, die um mich herum liegen. Besteige ich einen Hügel, so wird meine Aussicht erweitert, alles fält mir besser in die Augen, und der Gedanke meiner Seele wird grösser. Auf einen hohen Berge ist mein Gesichtskreis noch vollkomner, und entdeckt mir ganz weit entlegene Landschaften, Flüsse, Anhöhen und Gebüsche in angenehmer Mischung. Aber wenn mein Gesicht stumpf ist, so ist mir der ganze Anblick nur eine blaue Wolke, oder der ganze Schauplatz scheint mir mit Nebel umflossen zu seyn, obgleich ein anderer als ich, der schärfere Augen hat, deutlicher sehen und wohl unterscheiden würde. Aber können wir auch über den Gesichtkreis wegsehen? Oder können wir von einem niedrigen Standpunkt, die blühenden Gegenden erblicken, welche hinter jenen Felsen, die bis in die Wolken reichen, ausgebreitet sind? Auch der Scharfsichtigste muß endlich seine Schwäche erkennen, und wird so gar durch die Bilder, welche ihm von weiten ins Auge fallen, oftmals betrogen.

Alle

Alle Bürger der Welt befinden sich auf solchen Schauplatz, wo es ihnen erlaubt ist, nicht nur den Weg, welchen sie zurück gelegt haben, zu betrachten, sondern auch einen guten Theil ihres Weges, welchen sie noch zu gehen haben, voraus zu sehen. Einige haben schon beschwerliche Felsen überstiegen, steinigte Oerter durchwandelt, gefährliche Waldungen durchirrt, und endlich haben sie nach mühsamer und beschwerlicher Arbeit ihren ermüdeten Fuß in einem anmuthigem Thale niedergesetzt. Andere haben nur wenige Schritte gethan, und sehen ihren Weg als den leichtesten von der Welt an, weil ihnen noch keine Hinderniß Unruhe gemacht hat, und die noch künftigen wissen sie nicht. Doch, sie sehen alle noch ein Feld vor sich, welches bey einigen sehr viele, bey andern aber gar keine oder doch sehr wenige Gedanken hervorbringt. Ein großer Geist, dessen Verstand von grossen Umfang ist, übersieht vieles, wobey einem schwachen Verstande schwindelt, weil seine Grenzen nicht weit reichen. Er ist wie ein Strom der viele Länder durchläuft, da dieser nur einen kleinen Bach vorstelt, der hinter einem Dorfe langsam verfließt. Mancher rühmet sich beßere Augen zu haben, und giebt vor, daß er alles sehe, wenn er gleich nicht halb so viel erkent, als sein Freund. Diese falsche Erkentniß die er nur geträumt, aber niemals gehabt hat, macht ihn stolz, daß er sein Haupt weit über andere Leute emporhebt. Diejenigen von diesen Leuten, die so viel von dem Zukünftigen wissen wollen, was sie unmöglich wissen können, ohne Engel oder Geschöpfe von anderer Art zu seyn, sind unter allen am unerträglichsten.

Menschen die entweder durch eigenes Nachforschen, oder aus den betrüglichen Erfahrungen anderer, ihre künftigen Veränderungen erkennen wollen, verdienen hier eine kleine Erinnerung. Mit ängstlichem Nachgrübeln untersuchen sie die künftigen Begebenheiten, welche ihnen in traurigen Aufzügen erscheinen, und ihre ohnedem schon niedergeschlagene Seele noch mehr beunruhigen. Höchst bejammerungswürdige Schicksale anderer Menschen, die in der Welt wenig erfreuliche Tage zehlen konten, sind ihnen immer gegenwärtig, und sie bilden daraus ihren eigenen Lebenslauf, der nothwendig eine eben so schreckhafte Gestalt annehmen muß. Ich beklage oft den Orphil, einen Mann der gute Einsicht und viel Verstand hat, aber mit diesen Untersuchungen viele Zeit verschwendet, und sich dadurch zu seinen Geschäften ganz untüchtig macht. Er blühete sonst wie eine Rose, Leben und Munterkeit lachten aus seinen Mienen, und eine dauerhafte Gesundheit erhob die Kräfte seiner Natur. Aber wie sieht er nun aus! Sein Gesicht ist hager und abgefallen, er vertrocknet über den gantzen Leib, und unfreundliche Runzeln verstellen sein sonst angenehmes Wesen. Er ist nicht mehr der liebreiche Orphil. Traurig und mißvergnügt schleicht er über die Strasse, und ist wo er hinkomt verdrießlich und voller Unruhe. Er liebt die Einsamkeit, aber nur darum, sich mit Gedanken zu martern, und den fürchterlichen Riß, den er von sich selbst entworfen hat, völlig auszumahlen. Mich deucht, Orphil handelt nicht klüger als ein Mensch, der ganze Tage in einer dunklen Höhle zubringt, und von nichts als Gespen-

stern

stern, die seine Einbildungskraft hervorbringt, schwermüthig träumt. Und hat er denn die Bücher des Schicksals gelesen, oder hat er Offenbarungen von seinem traurigen Zustande in dieser Welt gehabt? Er glaubt sie gelesen zu haben, und er glaubt auch einer Art der Offenbarung zu geniessen, denn so ausschweifend ist seine Einbildung schon geworden. Aber mit dem allen erhält er doch weiter nichts, als daß er sich selbst zur Last lebt, von seinen Freunden bedauert, und von andern die ihn nicht weiter kennen, verachtet wird. Möchte doch Orphil diese Sorgen in den Schoos Gottes werffen, wie glücklich, wie ruhig und vergnügt würde sein Leben seyn!

Andere nehmen zu Büchern ihre Zuflucht, und sind so leichtgläubig, alles was ein müßiges Gehirn erdacht hat, für unstreitige Wahrheiten zu halten. Man hat gewisse Calender, welche diesen Personen ganz ungemeine Dienste thun. Sie finden darin ihr künftiges Schicksal, nach Monaten und Tagen darin sie geboren sind, vollkommen entzieffert. Einige Traumbücher sind Erklärungen darüber, denen man Beyfall giebt, ob sie gleich aller gesunden Vernunft widersprechen.

Ach niemals wird er es erreichen!
Er lerne Worte, mache Zeichen,
Und glaube alles was er ließt.
Nein, er wird doch im Dunkeln irren,
Sich selbst verführen, sich verwirren,
Und wird viel thörichter als er gewesen ist.

Aber viele geben sich diese Mühe nicht. Sie sind zufrieden, wenn sie die Aussprüche weiser Leute, denn so wollen sie doch heißen, samlen, und daraus den Entwurf des zukünftigen machen können. Diese unnütze Begierde läßt ihnen keine Ruhe, sie erzehlen andern mit einer sehr beschwerlichen Beredsamkeit, was sie für Gedanken von sich haben, und bitten sich zugleich ihren Rath aus. Haben sie den bekommen, so gehen sie weiter, und bekommen einen andern, der nicht besser ist, als der erste war. Es wird ihm übel gehen, sagt der eine, das ist bedenklich, ruft ein anderer aus, und noch eine andere Stimme setzt hinzu, es hat nichts zu bedeuten. Diese Personen sind sehr sinnreich, sie wissen über alles Auslegungen zu machen, und solche Auslegungen, die andern, welche auch denken können, gar nicht einfallen. Denn sie deuten alles auf sich oder ihre Familie, und werden darüber von Herzen bekümmert. Es wäre ihnen zu rathen, daß sie sich eine arbeitsame Lebensart erwählten, damit ihnen keine Zeit zu solchem überflüßigen Nachforschen, das nothwendig die Gemüthsruhe stöhret, übrig bliebe.

Nun soll ein Mensch den Ausspruch thun,
Denn werdet ihr zufrieden ruhn,
Nicht länger seufzen, nicht mehr klagen:
Er thuts, ihr hörts und zittert schon,
Das war der Klage erster Ton;
Nun quält ihr euch mit neuen Fragen.
Ihr werdet doch nur Unglück sehn,
Und was ihr wünscht, wird nicht geschehn.

Ich

Ich komme zu einer andern Gattung von Menschen, welche es noch weiter treiben, und sich bey dem niederträchtigsten Gesindel, um die Kunst sich selbst zu quälen, sorgfältig bekümmern. Sie lassen sich aus ihrem Gesicht und ihren Händen wahrsagen, und wenn nur jene eine bedeutungsvolle Miene machen können, so erhalten sie alle Glaubwürdigkeit, die sie sich nur wünschen.

Er träumt und glaubt, nun sey es wahr,
Läuft sinnloß, drohet nur Gefahr,
Verkündigt Pest und schwere Zeiten:
Jetzt deucht ihn, daß die Erde bebt,
Jetzt wieder, daß ein Berg sich hebt,
Und Flammen sieht er schon von weiten.
Das Schrecken bebt von Haus zu Haus,
Mit Zuversicht glaubt man den Lügen,
Und lacht doch, die sich selbst betrügen,
Und die nicht weiser sind, mit spröder Miene aus.

Diese Kunst, ist von einigen Leuten, die keine Lust hatten ernsthafte Arbeiten vorzunehmen, erfunden worden, Brodt zu verdienen. Fast alle welche darin erfahren sind, haben die Gestalt der Betler, und gehören mit den Adepten in eine Reihe, denn beyde rühmen sich mehr zu wissen, als andere Menschen. Der traurige Aufzug solcher Personen könte uns warnen, ihren Reden nicht zu viel zu trauen, aber die große Begierde das zukünftige zu wissen, bezaubert unsern Vorwitz, daß er sich alles leicht überreden läßt. Ich weiß viele Personen, die durch diese uneingeschrenckte Neubegierde ihr Leben eingebüßt haben. Sie wolten ihren

Stand, ihre Verheirathung, ihren Tod u. s. w. wissen, und man erzehlte ihnen etwas willkührliches, welches aber einen so starken Einfluß in ihre Seele hatte, daß sie darüber schwermüthig wurden, und ihr Leben frühzeitig verloren. Menschen die sich dazu gebrauchen lassen, mit einer zuversichtlichen Hauptneigung ihre Einfälle für Wahrheiten zu verkaufen, sind nicht anders als Betrüger zu betrachten, die uns nicht nur das Geld entwenden, sondern auch die Ruhe und Zufriedenheit der Seele rauben. Sie sind wie Schlangen, die uns nach vielen Wendungen unvermuthet einen Stich beybringen. Man solte sie um so viel mehr meiden, je grösser die Gefahr ist, welche daraus entstehen kann. Es ist nichts anders als eine Versuchung Gottes, durch eine Wolke zu sehen, die doch dasjenige bedeckt, was uns fürchterlich ist. Wir verhalten uns darin als unruhige Kinder, die das, womit sie sich Schaden thun können, und ihnen von weiten zu glänzen scheint, ungestüm von ihren Eltern begehren, und wenn sie es erlangt haben, es zu nichts weiter gebrauchen, als sich zu verwunden.

Man solte nicht denken, daß der menschliche Verstand so sehr ausarten, und sich in solche Thorheiten bis zur Narrheit verlieben würde. Aber die Erfahrung stellt uns eine Menge solcher elenden Geschöpfe vor, welche auf diesem Wege ihre Beruhigung suchen. Man kann hier mit Recht sagen, die Anschläge der Menschen sind verloren. Sie sehen es mehr als zu gut ein, oder können es doch wenigstens einsehen, daß alle diese Nachrichten eine Kette von Betrügereien sind, womit

man

man ihren Verstand zu fesseln sucht. Sie räumen es ein, daß sich andere betrogen haben, und daß sie selbst nicht glücklicher gewesen, aber doch sagen sie, man könne nicht alles verwerfen. Wer so oft nach einen Schatten greift, wird doch wol endlich gewahr werden, daß er kein Körper ist. Wie tief können sich nicht Thorheiten in unser Herz einwurzeln, und wie viel Jahrhunderte gehören dazu, ehe man sie ausrotten kann!

So ist denn alles, was die Zukunft enthält, vor unsern Augen verschlossen? Das können wir nicht behaupten. Was wir thun und lassen, gibt uns zu sehr wahrscheinlichen Vermuthungen aufs zukünftige Gelegenheit, welche zuweilen so stark werden, daß sie die Stelle einer vollkommenen Gewißheit vertreten. Aber Glück und Unglück, oder ganz ausserordentliche gute und böse Zufälle sind nicht von der Art, daß sie mit vollkommener Gewißheit vorher gesagt werden können.

Ein Mensch der die Tugend, den Fleis und wohlanständige Sitten liebt, und sich dis alles, so viel in seinen Kräften ist, eigen zu machen sucht, kann einen vortreflichen Grund aufs zukünftige legen, und mit muthiger Erwartung der folgenden Zeit entgegen sehen. Sein Gewissen wirft ihm keine lasterhafte und ohne Ueberlegung unternommene Handlung vor, die von denen noch kommenden Tagen mit Reue, Scham und Beschimpfung geahndet werden müste. Als ein Christ weiß er die Pflicht, die er seinem Fürsten schuldig ist, und er weiß sie nicht nur, sondern bestimmet auch sein Verhalten darnach, und mit dieser Gemüthsfassung untersucht er auch die übrigen Pflichten, wozu ihn

sein Stand, und die Lebensart, welche er erwehlt hat, verbinden. Ich ergötze mich, so oft ich den Alcalis betrachte. Er weiß wie viel auf sein gegenwärtiges Verhalten ankomt, und dis macht ihn klug, bescheiden und vorsichtig. Er wird niemanden mit Vorsatz beleidigen, und wenn er glaubt, daß es aus Versehen geschehen sey, seinen beleidigten Freund zu versöhnen suchen. Man wird ihn wenig reden hören, aber was er sagt, ist wohl überdacht und zeigt von seinem Verstande und von der Liebe zur Tugend. Er wird sich niemanden aufdringen, aber alle, die es würdig sind, hoch schätzen, und ihre Freundschaft suchen. Dabey ist er gar nicht so sclavisch gesinnt, daß er durch niederträchtige Schmeicheleien und gezwungene Verbeugungen um die Gunst der Großen anhalten solte. Wie sehr würde seine Tugend darunter leiden, und wie viel würde er thun müssen, das wieder sein Gewissen wäre! Alcalis kann viel günstige Vermuthungen vor sich haben. Er kann es mit Gewißheit ohne hochmüthige Prahlerey vorher sagen, daß es ihm wohl gehen wird. Durch Fleis und Arbeitsamkeit hat er den Grund zu einer wahren Zufriedenheit gelegt, und wenn es ihm gleich nicht in allen nach Wunsch gehen solte, so verliert er doch seine Tugend nicht.

Febrino kann sich eben dieser Vorzüge rühmen. Er hat einen sehr lebhaften Geist, der in weniger Zeit das übersehen kann, wozu ein anderer ganze Tage gebraucht. Er kennt seine Fehler, und auch die Fehler anderer mehr als zu wohl. Aber er ist nicht so gesinnt, daß er seine Brüder bey aller Gelegenheit durchziehen,

und

und sie lächerlich machen solte. Freundschaftliche Erinnerungen giebt er ihnen wol zuweilen, das geschicht aber niemals mit höhnischen Lachen oder stolzen Geberden, sondern allemal mit der Anführung seiner eigenen Fehler und einer demüthigen Bitte, seiner gar nicht zu schonen. Mit sich selbst geht er sehr scharf um, und hält sich keine Fehler zu gut, weil er überzeugt ist, daß ihn diese Nachsicht lasterhaft machen würde. Er setzt ihnen bis in die verborgensten Winkel nach, und giebt sich nicht eher zufrieden, bis er seine Feinde erreicht, und sie aufgerieben hat. Febrino bekomt eine angenehme Aussicht in die Zukunft, da er mit solchem Fleiß an der Ausbesserung seiner Seele arbeitet, und nach den grossen Entwürfen seines weisen Urhebers alle seine Gesinnungen einrichtet.

Aber wir werden ganz anders urtheilen müssen, wenn wir uns einen lasterhaften Menschen vorstellen, der an seine Pflicht gar nicht gedenkt, und nur darum lebt, damit er alle seine Bosheiten auslassen kann. Er komt mir als ein Mensch vor, der mit stürzender Gewalt von einem Berge herunter taumelt, bis er sich endlich nicht mehr halten kann, niederfält und den Hals bricht. Was kann er sich von dem zukünftigen Leben versprechen. Saugen nicht die Laster seinen Leib aus, daß alle Kräfte verzehret werden, so wie das Gras von einer heftigen Hitze verwelket? Gehet er nicht mit seiner Gesundheit, wie mit einer Sache um, die man alle Tage verlieren und wieder erhalten kann? Solten wir seine Seele sehen können, so würde sie uns wie die erschrecklichste Einöde vorkommen, die niemals einen Anbauer

bauer gesehen hat, alles würde unfruchtbar, trocken, dürre, und nur mit Unkraut bewachsen seyn. Er mag also wenn er will seine Augen nach dem Zukünftigen richten, und er wird es, wenn er anders ernsthaft seyn will, niemals ohne Zittern thun können.

Deliotalis ist ein verschwenderischer Jüngling. Er hat schon einige tausend verzehrt, ohne daß man sagen könte, daß er dafür auch nur die geringste Weisheit gekauft hätte. Er ist so unwissend, als er in seinem achten Jahre war, und kann mit genauer Noth seinen Namen schreiben. Wenn er viel Geld hat, so verschwendet er viel, und wenn er nichts hat, ist er ohne Sorgen. Oft haben seine Eltern die bittersten Thränen über ihn vergossen, und gewünscht, daß sie niemals einen Sohn gezeugt hätten. Sie haben bisher alles gethan was in ihrem Vermögen gewesen ist, aber nun nahet sich die Armuth, und sie wissen nicht mehr wovon sie leben sollen. Unglückseliger Mensch, habe ich oft gedacht, wie viel traurige Folgen wird dein gegenwärtiges Verhalten haben! Wie sauer werden dir die Seufzer deiner jammernden Eltern werden! Wie vergeblich wird endlich die Reue seyn, ohne jene verlorne Jahre, oder die verweßten Gebeine deines gottseligen Vaters wieder zurück zu rufen!

Der Christ hat noch eine andere Aussicht in jene Welt, und kann von dem was auf ihn wartet eben so gewiß seyn, als von seinem gegenwärtigen Zustande. Und ist es nicht erlaubt, recht und billig, sich um diesen Zustand zu bekümmern? Können nicht die Umstände des gegenwärtigen Lebens, wenn sie uns nie-

der-

dergeschlagen und verzagt machen wollen, ungemein sehr erleichtert werden, wenn uns die Hofnung so reitzende Bilder in der Ewigkeit zeigt? Wir würden uns dieser Hofnung, die uns nicht umsonst gegeben worden ist, völlig unwürdig machen, wenn wir sie nicht als ein Licht gebrauchen wolten, mitten in den Dunkelheiten dieses Lebens, den sichersten Weg zu gehen.

Der Zustand des Menschen in jener Welt wird aus dem gegenwärtigen fliessen. Ein Mensch der nach den heiligen Absichten seines Gottes gelebt hat, ein Freund der Tugend gewesen ist, und mit allen göttlichen Aussprüchen über sich zufrieden war, ein solcher Mensch gehet durch einen kleinen Schatten in die Welt des Lichts, wo ewige Belohnungen auf ihn warten. Wenn der grausame Verwüster des menschlichen Geschlechts, seiner zerbrechlichen Hütte den Untergang drohet, so siehet er diese Verwüstungen mit lachendem Muthe, weil er bald ein Haus beziehen soll, dessen Schöpfer und Baumeister Gott ist. Wenn die heftigsten Schmerzen in seinen Adern wühlen, und ein jeder Augenblick ein neuer Peiniger ist, so lebt in ihm doch der große Gedanke, ich bin unsterblich. Wie bald würde diese Hofnung ihre Stärke verlieren, wenn sie nicht auf einer gewißen Kentniß der zukünftigen Welt gegründet wäre! Solte dieser Gedanke nur ein Traum, eine Einbildung, ein Gedicht und nichts wahres seyn, so würde er unsere Hofnung mitten unter den Beängstigungen des Todes nicht verewigen können. Es ist wahr, wir haben in diesem Stande der Niedrigkeit, da unser Verstand noch so schwach und mit vielen Irthü-

thümern umgeben ist, keine vollkommen deutliche Erkentniß von diesem allerseligsten Zustande. Wir können nicht alle himmlische Vergnügungen, ehe wir selbst Zeugen davon gewesen sind, mit himmlischen Bildern beschreiben. Es bleiben noch immer Fragen übrig, die auch ein heiliger Paulus nicht anders beantworten wird, als: ich hörte unaussprechliche Worte. Aber die Sache selbst verliert dadurch nichts von ihrer ewigen Wahrheit. Der, der die Schwachheiten unserer Natur und die Grenzen unserer Einsichten kent, hat sie uns in den schönsten Bildern vorgemahlt, und wir müssen bekennen, wenn wir anders unpartheiisch seyn wollen, daß alles hohe, vortrefliche und angenehme in diesem Begriffe vereiniget worden ist, uns das ganze Reich Gottes in einem recht göttlichen Glanze zu zeigen. Sind unsere Augen zu schwach etwas mehr zu sehen, als einige Stralen: sie können stärker werden, auch mehrere Sonnen ohne Verblendung anzusehen. Fehlt es unserer Sprache an recht hohen und edlen Ausdrücken: sie kann vollkommen werden, wenn sie zu einer Sprache der Engel erhoben wird. Deucht den einen, daß er zu wenig davon erkent oder erkennen kann: diese Erkentniß soll sich nach wenigen Zeiten bis über die Grenzen der Sterblichkeit erweitern. Glaubt der andere, daß er viel davon wisse, so wird doch einmal ein Tag kommen, da ihm alle seine Einsicht, nur als ein Tropfen gegen das Weltmeer vorkommen wird.

Wenn wir uns einen andern Menschen vorstellen, der nur zur Beschimpfung seiner selbst gelebt hat, und ein treuer Knecht der Laster gewesen ist, so werden wir

auch

auch anders von ihm urtheilen müssen. Er geht, da er diese Welt verläßt, aber alle seine Befleckung mitnimt, in eine andere Welt, wo ewig unwiderrufliche Strafen auf ihn warten. In seinem Tode kann er die Beruhigung nicht haben, die ein wahrer Christ hat. Der Tod entwafnet ihn vollkommen, daß er von allen seinen Rüstungen gegen den Himmel, auch nicht einmal den Schatten übrig behält. Die Ewigkeit kann ihm nicht anders vorkommen, als ein schwarzes Gewitter, welches auf den Flügen des Sturmwindes daher rauscht, und ihn mit Blitz und Donner in unaufhörlichen Schlägen unwiderstehlich überfält. Kann sein Laster eine beßere Ewigkeit zeugen, oder verspricht sich seine boßhafte Seele, eine bessere Aufnahme als sie verdient hat? Sie selbst peiniget sich mit Erwartung des Zukünftigen, und wird auch unter den Schrecken Gottes in Ewigkeit arbeiten.

Es ist uns jetzo eben so wenig möglich, die Größe dieses Elendes zu bestimmen, als die Glückseligkeit des allervollkommensten Zustandes auszusprechen. Die Bilder, welche die Gottheit gebraucht hat, das schreckhafte, entsetzliche, und verzweiflungsvolle dieser Ewigkeit vorzustellen, sind hinreichend, uns einen Begrif davon zu machen. Als das Gegentheil einer seligen Vollendung, muß sie uns als im finstern Abgrund erscheinen, dahin kein Stral des göttlichen Trostes mehr fallen kann. Verbrecher haben es verdient, daß sie gestraft werden. Menschen die Gott beleidigen, verdienen Strafen, die seiner Größe gemäß sind. Und **wer ist ihm gleich? wer hat sich so hoch gesetzt?** wer verdienet mehr Ehrfurcht?

furcht? Es ist Herablassung genug, daß er uns eine Bedenkzeit gegeben, und die Bestrafung so lange aufgeschoben hat.

Alles dis ist uns vorher verkündiget, und ein kurzes Nachdenken kann uns lehren, wie nützlich es ist, auf diese Art in die Zukunft zu sehen. Wie hohe und erhabne Begriffe muß es uns von Gott geben, wenn wir mit lebhafter Ueberzeugung einsehen, daß er uns nicht zum Untergehen, sondern zum ewigen Leben erschaffen hat! Wie angenehm muß dem erleuchteten Christen der Umgang mit Gott werden, wenn er die großen Reichthümer sieht, deren er durch diesen Umgang theilhaftig wird. Dis wird ihn lehren, jede Sache nach ihrem Werth zu schätzen, und dasjenige höher zu halten, was er länger besitzen kann. Er wird die Gerichte Gottes stillschweigend bewundern, und aus Liebe zu andern wünschen, daß sie Gottes unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit, möchten erkennen lernen. Mit freudigen Schritten wird er dem Winke des Todes folgen, und mit gewissen Erwartungen, die Süßigkeiten des Himmels ewig zu schmecken, wie ein König zu seiner Krönung mit triumphirender Miene in die andere Welt eingehen.

Der Tugendfreund.

Das 9. Stück.

Empfindet gleich ein zartes Herz die Schmerzen,
So kehrt doch auch zu solchen Herzen
Die Ruhe und die Freude ein;
So ist es beßer, schwach, als hart und stolz zu seyn.



Ob ich gleich der Tugend die Pflicht schuldig bin, ein Feind zu seyn von allem was nicht Tugend ist: so habe ich doch die gute Hofnung, daß ich als ein Freund der Tugend noch ziemlich ruhig bleiben werde.

Derjenige Freund ist doch immer glücklicher zu schätzen, der mit der Liebe seines Freundes, und in Erfüllung der Pflichten gegen ihn sich beschäftigen kann, als ein anderer, der immer bereit seyn muß, die zufällige Mühe bey der Freundschaft zu übernehmen, daß er um derselben willen die Feindseligkeiten anderer erfährt, und sich dagegen vertheidigt.

Wenigstens will ich mich so viel möglich friedfertig aufführen, und alles vermeiden, wodurch

den Feinden der Tugend Gelegenheit gegeben werden könte, mit mir anzubinden und mich ihre Feindschaft empfinden zu lassen. Denn dieses ist allemal der Tugend Art gewesen. Und wie würde sie sich durch alle Weltalter, wenn oft die Anzahl ihrer Freunde sehr klein und bedrängt war, wieder den Schwarm der Laster haben schützen können; wofern sie sich nicht immer leidentlich verhalten, den Angrif ihrer Feinde stille erwartet, und sich also in ihrer Unschuld auf den unausbleiblichen Schutz des Himmels sicher verlaßen hätte?

Jedoch alle Wahrheit widerspricht dem ihr entgegen gesetzten Irthum nothwendig: und wenn sie als Wahrheit erscheinen soll, so muß sie genau bestimt, sie muß unterschieden werden, von allem, was wahr zu seyn scheint, und was sonst für wahr angenommen wird. Ich werde mir also wol gefallen lassen müssen dasjenige zu widerlegen, was unter dem Schein einer guten Uebereinstimmung in der That dem ganzen Begrif der Tugend widerspricht, zumal wenn viele Menschen sich verführen lassen, auf solchen Abwegen sich mit der Hofnung zu schmeicheln, sie würden ihre Herzen nun bald nach den Gesetzen der Tugend gebildet haben.

Es ist nicht allen Menschen unangenehm, wenn ihnen gesagt wird, die Tugend erfodere eine strenge Mäßigung der Liebe und Neigung gegen die sichtbare Welt und gegen das Vergnügen der Sinne.

Sehr viele nehmen dieses Gesetz willig an, aber sie vergessen, daß dieses noch nicht hinreicht, sondern

daß

daß diese gemäßigte Liebe zu dem schlechtern, nothwendig durch den Genuß des bessern, des vollkommensten Gutes, unterhalten, und vollkommen befriediget werden muß. Die Einbildung komt dazu, und überredet sie, ihr Herz hätte die unmäßige Neigung gegen das Vergnügen der Sinnen längst überwunden.

Laßt aber den stoischen Ueberwinder der menschlichen Natur nur immer die Bewunderung seiner schwachen Brüder an sich ziehen! Es ist wahr, es klingt prächtig: in großmüthiger Bändigung eitler Triebe der Natur so weit gekommen zu seyn, daß andere in der Bewunderung dieser erstiegenen Höhe zugleich die Hofnung aufgeben müssen, jemals in ihren Siegen diese Stuffe zu erreichen. Doch man wird die Stärcke oder Schwäche, das rühmliche, nachahmungswürdige oder fehlerhafte menschlicher Thaten und Gemüthsneigungen, niemals entscheiden können: wo man nicht ihren Zusammenhang mit den Trieben untersucht, die den Zweck des Menschen wählen, und ihre Tauglichkeit selbigen zu erreichen. Die Sinne haben noch nie den Posten der Schiedsrichter moralischer Schönheit behaupten können.

Woher komt also die strenge Verläugnung aller Empfindungen, die andern Menschen so erwünschte Ziele ihrer Bemühungen sind? Der Verstand kann doch den Willen zu keiner Entschliessung bringen, wo nicht entweder ein wahres Gut die Seele kräftig reitzet, beweget und überredet, oder ein falsches ihre Scharfsichtigkeit spielend verblendet. Das letztere darf ich in diesem Fall ja wol gar nicht einmal gebrauchen, die Triebe

der Beherrscher ihrer Leidenschaften zu untersuchen. Denn darum verläugnen sie eben die stärksten Empfindungen, damit ihre Seele ja niemals berauscht seyn möge, in der Wahl des wahren und Verwerfung des eitlen, sich auf irgend eine Weise zu irren.

Es scheinet als wenn diese Art von Weltweisen glauben, der Mensch würde um so viel vollkomner, je mehr er ohne fremde Hülfe nur bloß an sich selbst genug zu haben suchet. Sie lassen also andern Menschen ihre Thorheit, und bedauren sie, daß sie außer sich selbst ein Glück und eine Verbesserung suchen, wovon sich der schärfste Verstand keine Vorstellung machen kann.

Nun aber muß ja doch die Vollkommenheit, die man durch eine solche Schärfe der Beherrschung seiner selbst suchet, nothwendig entweder im Menschen selbst, oder ausser ihm sich befinden. Ich kann also nicht anders, als diese beyden Fälle, jeden für sich betrachten, und nun ausmachen, ob es der Mühe werth sey, wenn man durch die schärfsten Gesetze sein Leben fast über menschliche Kräfte einschränkt, und ob dieses ein wahrer, oder auch nur ein möglicher Weg zur Glückseligkeit seyn könne.

Soll in mir selbst ein Glück liegen, welches ausgewickelt werden soll, so muß mein Wesen selbst schon die Anlage dazu haben, meine Kräfte müssen so beschaffen seyn, daß sie nur nach ihrem verschiedenen Gebrauch mir entweder ganz unvergleichlich nützen, oder ganz unersetzlich schaden können. Dieser Spur will ich folgen. In dem Menschen ist sein Verstand. Ohne mich in die seltsamen Begriffe und Meinungen einzulassen, wel-

welche sich der Mensch vom Menschen macht; daß alles bloß mechanisch zugehe, oder daß eine Seele jetzt denkt, hernach schläft, gleich von Erschaffung der Welt, oder erst bey Erzeugung des Leibes entstanden sey, mit demselben in einer bloß vorher bestimten, oder gegenseitigen Würkung verbunden sey, und so weiter: ohne diese Fragen und Hypothesen zu entscheiden, kann ich doch vom Verstande des Menschen reden, weil sich niemand denselben wird absprechen lassen.

Dieser Verstand gleicht einer offenen Schatzkammer, er kann mit dem erstaunlichsten Reichthum erkanter Wahrheiten und festgesetzter Urtheile unersätlich angefült werden. Vielleicht ist dieses eine von den vornehmsten Absichten derer, die ihre Schwachheit beständig bekämpfen. Und wer kann diesen großen Zweck für eine Thorheit erklären? Eben dadurch unterscheidet sich der vernünftige Mensch von sinnlichen Thieren: diesen ist die Welt kaum ein Traum, wenn jener wachend die Dinge bis zu den Begriffen ihrer innern Möglichkeit scharfsinnig durchschauet. Selbst unter dem großen Hauffen derer, die diesen Vorzug vor dem Vieh so gar nicht achten, ist es der Welt zu ihrer Vollkommenheit unentbehrlich, daß sich noch Kluge erheben, und nicht zufrieden sind, die Oberflächen der Cörper anzustarren, von ihnen berührt, ernährt und sinnlich belustigt zu werden; sondern die Welt in ihrem Begriff kennen zu lernen, und das Ganze in reiffer Einsicht zusammen zu fassen suchen.

Doch der geschäftige Bergmann wühlet das Gold und das Silber mit unsäglicher Mühe, so lange er lebt

aus entsetzlichen Klüften der finstern Erde hervor; und wenn er es ans Licht bringt, so ist es nicht rein, es ist umhüllt und ganz unkentlich verunstaltet. Soll es rein und lauter in das leere Gewölbe getragen werden, so gehört wieder anderer Menschen ganze Lebenszeit dazu, es zu scheiden und ihm die gehörigen Gestalten zu geben. Mich deucht dieses Bild braucht wenig Erklärung. Der forschende Weltweise sucht Wahrheit, er findet sie, aber seine Sinne bringen sie ihm beständig im Kleide der Träume. Die Larve abzuziehen, das ist Weißheit, das ist edel genug, für die Menschlichkeit anständig zu seyn. Aber wenn wir die erstaunende Geschwindigkeit betrachten, mit welcher unsere offene Seele gleich einem Thor, den beständigen Uebergang, Durchzug und Abwechselung immer verschiedener Bilder erdulden muß: wieviel wird sie denn Zeit behalten, eins anzuhalten, auszuforschen und kennen zu lernen? Wer nur immer einen Augenblick Zeit hat, sich mit einem Begrif, den er zu seinem Schatz versamlen und beylegen will, zu beschäftigen, wieviel wird der am Ende des nichtig kurzen Lebens vorräthig haben?

Will man sich nun aus dieser Verwirrung reissen, und ohne so große Mühe zu reifferer Einsicht der Wahrheiten gelangen, und von selbigen eine größere Anzahl in der Zeit zusammen fassen, die dem menschlichen Geschlecht in Betrachtung der Menge dessen was erlernt werden soll, so gar sehr kurz ist: so muß nun untersucht werden, ob die Unterdrückung der Sinnlichkeit uns dazu verhelfen wird. Ehe ich diese Untersuchung anstelle, muß ich meinen Lesern noch die Gedanken eröfnen, welche

che mir von der Vermehrung und Verbesserung menschlicher Erkentniß natürlich scheinen. Ich will einmal zugeben, daß derjenige das beste Gut gewählt hat, der in seinem Leben nur darnach trachtet, in sich selbst einen Reichthum gegründeter Einsichten der Wahrheit zu erblicken. Nun aber ist die Wahrheit eine erstaunend große Samlung von Begriffen, die alle an und für sich und in ihrer Verbindung, eben so sind, wie die Wesen der Dinge. Folglich hat diese gesuchte Wahrheit die zwey großen Eigenschaften: daß sie noch immer etwas behält, was alle menschliche Einsicht übersteigt; und daß sie nicht auf die Zeit eingeschränkt werden kann.

Dieses voraus gesetzt, können wir leicht begreifen, daß der ganze Gebrauch menschlicher Kräfte ein Mittel ist, welches den Zweck verfehlt. Doch ich will davon noch nicht reden, daß man, um die Wahrheit zu erkennen, und also der Seele ihre wesentlichste Glückseligkeit zu verschaffen, die eingeschränkten menschlichen, mit höhern, mehr als menschlichen Kräften gemeinschaftlich arbeiten, oder wenn auch dieses noch nicht hinreicht, sich der würkenden Allmacht ganz überlassen muß. Es wird vor jetzt genug seyn zu zeigen, wie derjenige einen falschen Weg zur möglichsten Verbesserung seiner Erkentniß erwählt, der auf die Unterdrückung der Sinnlichkeit beständig ausgeht.

Das schwankende Schiff bekomt auf der ungestümen See von der Gewalt der Wellen endlich eine Ritze. Das Wasser dringt hinein, und will es füllen. Alles Schifsvolk wird aufgeboten, Tag und Nacht zu pumpen, daß sie nur heraus bringen, was immer wieder

hinein läuft. Wenn werden sie die Waren wieder hinein legen können die das Wasser heraustrieb? Nicht eher, als bis sie es vom Wasser ausgeleert, und wenn werden sie es ausleeren? Wofern die Oefnung nicht verstopft wird, nicht eher, als bis sie ein günstiger Wind in den Hafen wirft! So suchet der Mensch in Bezwingung der Tumulte seiner Begierden die Seele zu geistigen Vergnügungen geschickt zu machen. Aber was um und neben ihm ist, dringt desto stärker hinein. Er mag so viel Fleiß anwenden, als er immer will, so werden die Thore doch nicht verschlossen seyn können, durch welche so vieles den freyen Einzug findet, zumal da die sich selbst noch nicht treugemachte Seele, unter allem Schein der Strenge, aus heimlicher Lust, wenigstens aus Unbeständigkeit, alles was sie zu einer Stunde verbannete, zur andern wieder zurückruft. Was ist also alle Beherrschung der Sinnlichkeit, wenn sie zur vollkommenen Erkentniß der Wahrheit führen soll? Nichts anders, als eine Reinigung der Seele von dem, was nicht wahr ist, und dieses dauret die ganze Lebenszeit hindurch. So hat der Mensch endlich seine Seele vielleicht ausgeleert, aber nicht angefüllt; und wenn ihn also sein unvermeidliches Schicksal von seiner Arbeit ruft: so ist er mit aller unsäglichen Mühe seines ganzen Lebens eben so weit gekommen, als an dem unseligen Tage, da er sie anfing!

Doch wenn ich mich auch durch das andere wolte blenden lassen, was die Einbildung dem Menschen süsser vormahlt, als den mäßigen und rechten Gebrauch der Sinne: so würden die vorigen Schlüsse doch nichts verlieren.

lieren. Bald muß es ein Fels seyn, der mitten im Meer alle Wellen zurück bricht die auf ihn zu brausen, und alle ihre Wuth in leeren Schaum verwandelt, ohne erweicht oder wanckend gemacht zu werden: Bald ist es eine Seule, die durch ihre eigene Größe und Schwere sich unbeweglich erhält: Bald sind es noch andere von Natur lebloß unempfindliche Dinge, die der vernünftige Mensch eben deswegen beneidet, weil sie ohne Empfindung sind! Der Begriff einer eigenen Größe des sterblichen Menschen ist ein offenbares Blendwerk. Wer auf sich selbst ein wenig acht hat, bleibt selten von der Versuchung frey, sie zu suchen, aber noch kein Lebendiger hat sie gefunden. Soll der Mensch selbst groß seyn durch seinen Verstand? Woher hat er denselben? Die alte Meinung der Griechischen Stoicker, die Meinung von dem Schicksal, sagt nichts weiter, als daß der Verstand eine Sache sey, die wir nicht von uns selbst haben. Wird mir geantwortet, wir können ihn bessern, und alsdenn haben wir diese Kraft uns selbst zu danken: so deucht mich, ich kann ohne wider die Wahrheit anzustossen behaupten, daß ein Kind seinen Verstand nicht bessern wird, wo nicht andere Personen dazu den Grund legen, und den Anfang machen? Das ist bey mir geschehen, aber würde es geschehen seyn, wenn ich in der Hütte der Armuth, oder von einem solchen Vater geboren wäre, dem hundert Thaler weit angenehmer sind, als das Glück seiner Kinder? Aber wenn sich auch ein Mensch rühmen könte, er habe seine Seele selbst zur Fertigkeit im Denken gebracht, so hat er dieses doch nur durch die Uebung in Begriffen erhalten. Diese Begriffe waren von den Dingen der Welt

hergenommen; Diese Welt hat er nicht selbst ersonnen, sondern sie war da, ehe er sie erblickte. Wenn also sein Verstand recht groß ist, so weiß er das, was ein jeder wissen könte, wenn er der Natur folgte. Auf diese Weise bleibt für den Verstand keine eigene Größe übrig. Wir wollen sie also im Willen und in den Neigungen suchen. Ein jeder sieht leicht, daß ich bey Betrachtung des Willens wol einige Eigenschaften werde anführen können, welche dem Menschen zu einer würdigen Gemüthsbeschaffenheit verhelfen. Aber sie setzen auch alle dasjenige voraus, was schon vom Verstande gesagt ist. Wer nach reiffer Ueberlegung Entschliessungen faßt, wovon er hernach nicht abgeht, es sey denn unter würklich veränderten Umständen, den nennt man standhaft: und ein solcher verdient es, daß man die Größe erkent, zu welcher er sich erhoben hat. Jedoch sobald man nur fragt; wie Menschen zu dieser Standhaftigkeit gekommen; durch welche Mittel sie dieselbige mäßigen, daß nicht endlich ein harter Eigensinn daraus werde; wie weit sich das Gebiet einer menschlichen Entschliessung erstrecken kann, wieviel Gewalt sie entweder über unsern Zustand hat, oder aus welchen Gründen wir gewiß seyn können, daß nicht eine ganz unvermuthete Veränderung uns zwingen werde zu vergessen, daß wir einen Willen haben: sobald man eine richtige Antwort auf diese Fragen geben will, so wird auch die vorige Größe wenigstens nicht mehr eigenthümlich bleiben. Und gesetzt, daß Menschen aus ganz eigener Kraft über die Empfindung des Bösen sich wegsetzen können, so kann ihre Größe doch alsdenn unmöglich in einem Zustande bestehen, worin sie müßig wären,

wären, denn hierin liegt kein Vorzug vor andern. Nur derjenige ist glücklich, der von Empfindung des Bösen so viel möglich frey, und dagegen mit allem Guten zum ungestörten Genuß hinlänglich versehen ist. Wenn wir also sagen wollen, daß die Seele noch in sich selbst ein Glück habe, welches nur heraus gesucht werden darf, so kann dieser Satz nur soviel bedeuten: sie kann fähig werden, ein Glück zu geniessen.

Wenn es nun nicht möglich ist daß die strenge Sittenlehre, ihren Zweck in vollkommener Unterdrückung der Sinnlichkeit, und in Entwickelung der Glückseligkeit erreicht, welche der Mensch in sich selbst wenigstens auf diese Weise vergeblich suchet: so muß ich den zweyten Fall vornehmen, da dem Stoicker noch ein Glück ausser ihm selbst zu gestanden wurde. Ich muß hiebey eben wieder die Fragen beantworten, wie ist es beschaffen? wo ist es zu finden? läßt es sich durch das dazu angenommene Mittel erreichen? und kann der Mensch dasselbe auch geniessen, wenn er es erlangen solte?

Ich bin zwar in den Grundsätzen der stoischen Weltweißheit nicht aus Erfahrung bewandert: doch vielleicht schildert sie meine Muthmaßung richtig.

Manche edelmüthige Seele gewöhnt sich bald dazu, daß sie auf die Triebe menschlicher Handlungen und angenommener Gesinnungen acht giebet. Hier findet sie, daß die mehresten Handlungen derer die Muster seyn wollen, nur von aussen gut scheinen, aber um so viel verächtlicher werden, sobald man ihre unreine Quelle entdeckt. Sie spüret alsdenn den Erfahrun-

rungen weiter nach, welche ihr einmal unläugbar geworden. Es zeiget sich bald, daß eine nicht genug gebesserte Gemüthsneigung falsche Absichten wählet, und den Verstand auch in seiner besten Einsicht beherrscht, selbige nur auf verbotene Mittel zu wenden, oder wenn dieses wegen der damit verbundenen Schande nicht gehen will, einen verbotenen Zweck unter guten Mitteln arglistig zu verstecken. Auf diese Weise wird einer solchen Seele die Tugend zuerst in tugendhaften Personen, und hernach nur zu bald überhaupt verdächtig. Dieses macht sie aufmerksam auf alles was in der Welt durchgängig angenommen wird. Die wichtigsten Sachen sind oft am wenigsten erklärt. Man streitet wol gar über Dinge, die vielleicht auszumachen wären, wenn man ohne Vorurtheile mit ruhigem Gemüth der Wahrheit nachdächte, und hernach in seinem ganzen Betragen zeigte, man sey davon gerührt. So leicht der Pöbel zu betäuben ist, so sehr schätzet ein feines Gemüth die Wahrheiten, welche es erlernen und annehmen soll, nach der Aufführung dessen, der sie ihm beybringt. Wenn nun der Philosoph oftmals die ganze Theorie des Vergnügens, der Pflichten gegen Gott, sich selbst und andere, nebst der Wissenschaft der Geister und Seelen mit seltsamen Hypothesen und unzulänglichen Beweisen vorträgt, um nachzusprechen, was seine Vorfahren entweder gemuthmaßet, oder wie er thut, längst erwiesen haben; wenn hiebey die Herrschsucht, ein nicht genug polierter Charackter, und manche andere grobe Fehler das Lehrgebäude wiederlegen, welches so fest gegründet war: so ist leicht zu begreifen, wie eine

feinere

feinere Seele sich entschliessen kann, nicht weiter die Dinge anzunehmen, welche so unzulänglich vorgetragen sind. Sie gleicht einen Kranken, der den Gebrauch schlechter Arzeneien bis zum Eckel fortgesetzt, und weil ihm alle bisherige Versuche fehl geschlagen, in sich selbst eine Arzeney suchet, solte es auch nichts weiter seyn, als die Geduld. Hierzu pfleget gemeiniglich noch das gedoppelte Unglück zu kommen; daß dem, der sonst noch zu bewahren wäre, die Personen nicht bekant werden, an welchen eine gesetzte Tugend schon von aussen zeiget, daß sie alles was uns Gott geoffenbaret hat, von Herzen glauben und empfinden. Denn wer einmal wieder die Wahrheit eingenommen ist, der wird gar zu bald an allen denen irre, die im geringsten nur den Schein haben, als wenn sie selbige liebten und glaubten. Dagegen gerathen solche Gemüther an andere, die mit feinem und leichtem Witze zuerst die Fehler der Lehrer, hernach die Wahrheiten selbst lächerlich zu machen, ihre angenehme Freymüthigkeit künstlich zu misbrauchen, und das wahre und falsche so leichtsinnig untereinander zu werfen wissen, daß die ganze Stärke aller Schlußreden und Beweise der Wahrheit eben deswegen entkräftet wird, weil sie lächerlich vorgetragen worden. Und nun erhebt man sich gemeinschaftlich zu einer Höhe des Geistes, welche in nichts weiter besteht, als in eben dem, weswegen andere niedrig heissen. Der geringste Pöbel ist gegen die Wahrheit unempfindlich taub, weil keine Verbesserung der Seele ihm Gelegenheit gegeben, zum Gefühl derselben fein genug zu seyn: und Geister, die die beste Anlage zur Größe

gehabt

gehabt hätten, erniedrigen sich selbst zur Fühllosigkeit, weil sie genug betrogen sind zu hoffen, das wäre die Höhe.

Ist nun diese bedaurenswürdige Höhe eigenmächtig erstiegen, so schaut man von derselben gelassen auf andere herunter, und macht sich das Vergnügen ihre Hofnung und Arbeit für thörigt zu halten. Man strebt dabey nach den leichtern Tugenden, an welche die ganze Fruchtbarkeit der Seele gewand wird: die also aus dem Grunde viel von der Achtung verlieren, welche sie verdienen würden, wenn sie nicht die einzige Zierde des Menschen seyn solten. Und weil Menschenliebe, Mäßigung im Vergnügen und eine gesetzte Ernsthaftigkeit dazu unentbehrlich sind, so wird auch die Seele in diesen Tugenden hauptsächlich geübt. Nach diesem Grundriß des ganzen Betragens, trösten sich solche Gemüther bey allen noch vorfallenden Schwachheiten, entweder damit, daß sie unbekant bleiben, oder doch wenigstens damit, daß sie wegen ihrer großen Allgemeinheit nicht sonderlich erheblich sind. Sie verzweiffeln daran, Gott jemals zu erreichen, unterdrücken alle Ueberzeugung, die sie oft im Verborgenen wehmüthig macht, und halten die Unsterblichkeit für ihre gewiße Belohnung.

Aber welche Unsterblichkeit? Dieses Wort ist sehr zweydeutig. = = Wie sehr wäre es zu wünschen, daß niemand die schlechtere Art derselben wählte! Unsterblichkeit, daß heißt in seinem nächsten Begrif, eine ohn Einschränkung zu gedenkende Fortsetzung eines im jetzigen Leben genossenen Vergnügens. Wenn nun die jetzige Cörperwelt mit allen ihren Verbindungen, mit allen

len darin möglichen Vergnügungen vergehn soll: so hat nur der eine Unsterblichkeit zu hoffen, wer sich entwöhnt hat von dem was nicht bleibt, um sein ganzes Glück in dem zu gründen, der mehr als alles ist; denn so hat er mehr, als die Trümmern der Welt begraben können.

Wem aber diese Art der Unsterblichkeit nicht übrig bleibt, für den sind unsere schönen Geister (ich weiß nicht wer der erste gewesen seyn mag) so besorgt gewesen, eine schlechtere Art der Unsterblichkeit zu erdenken. Und was soll diese seyn? Nichts anders, als der künftige Ruhm der Nachwelt, die nicht klüger seyn wird, als der Held ihrer Epopee. = = Ist das der Lohn für ein mühseliges Leben? Solte ich von der strengen Bekämpfung der Menschlichkeit, wo meine Tage mir im Verdruß über mich selbst ohne Freude vorüberflogen, nichts weiter haben, als den Ruhm der Sterblichen, der mir nicht einmal ganz gehört, indem das Heldengedicht nur darum geschrieben, weil der Eigennutz des Poeten, durch die Größe des Gegenstandes viele Bewunderer seiner Stärke in der Dichtkunst anlocken will! Habe ich im ganzen Leben mich auch noch unter das Schicksal eines Sclaven erniedriget, da dieser doch für die Verzehrung seiner Kräfte noch etwas genießt, ich aber bey aller täglichen Ermüdung meines Geistes, das Herz niemals habe hinzulaßen wollen, zu den Stärkungen Gottes: O so beneide ich den Wurm, der doch wenigstens die Qual nicht hat, zu sehen, wie vergeblich er auf Erden elend gewesen! Und jene, die immer trunken waren in sinnlicher Freude, wenn

Gott

Gott mich eben sowol wie sie, vor Gericht fodert, so haben sie doch wenigstens etwas von dem Glück empfangen, welches der Schöpfer über alle seine Werke ausschütten will = und ich = gar nichts!

Auf diese Weise wäre die Tugend in Wahrheit ein Unglück für menschliche Seelen. Aber sie ist ohne Schuld. Sie gebietet eine Mäßigung der Begierden und Neigungen, sie fodert aber dabey keinen blinden Gehorsam. Wie viel unter den Sterblichen so klug sind, daß sie überlegen können, ob derjenige zu bedauren ist, der die Welt braucht ohne sie zu mißbrauchen, damit er reine Hände behalte, in die ganze Fülle des reichen Schöpfers zuversichtlich hinein zu greifen: wie viel ihrer so klug sind dieses auszumachen, die fodert sie auf, in der Kraft unvergänglicher Hofnungen sich des Schlechtern zu enthalten. Wer das nicht ausmachen kann und will, den zwingt sie nicht. Aber sie bedauret alle, die sich quälen ohne davon Nutzen zu haben. Denn das ist Weißheit, sein ganzes Glück zu suchen: und das ist die Erfüllung aller Pflichten gegen den Schöpfer, wenn ich den ganz haben will, der mir schon in den ersten Pfändern seiner Macht, Güte und Weißheit, in der schönen Natur, wofern ich nur ein Mensch seyn will, liebenswürdig werden muß.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417/phys_0156
DFG

Der Tugendfreund.

Das 10. Stück.

Geheimnißvoll ist mir dein Wesen,
Ich wills mit heilger Ehrfurcht lesen,
Und forschend zu der Tiefe gehn,
Hier will ich mich vergnügt versenken;
Entdecke dich dem schwachen Denken,
Und laß mich nicht beschämt an diesem Ufer stehn.

Ich habe versprochen **das Verhältniß der Tugend gegen ihren Schöpfer zu** bestimmen, und ich bin jetzo Willens, diese Zusage zu erfüllen. Die Tugend würde ihr grösstes Ansehen und ihren vortreflichsten Werth verlieren, wenn man ihr diese Krone rauben, und den Zutritt, den sie zum Tron der Gottheit hat, versagen wolte. Denn zeigt sie sich erst in ihrer vollkommenen Schönheit, und die Stralen der Gottheit leuchten so stark und durchdringend auf sie, daß sie **von einer Klarheit zur andern verklärt wird.**

Ich würde die Grenzen meiner Abhandlung vergessen, wenn ich mir vornehmen wolte, ein so vollkommenes Bild auf einmal zu entwerfen, ohne das

geringste auszulassen. Die Tugend ist auf dieser Seite viel zu glänzend, als daß ich es wagen dürfte, sie in wenigen Zeilen nach allen ihren Verdiensten zu beschreiben. Ich werde mich dismal vornehmlich bemühen, zu zeigen, mit welcher Ehrfurcht und Liebe sie sich zu den Tiefen der Gottheit naht, und mit welcher dankbaren Erkentlichkeit sie von seinen Wundern redet.

Wenn es auch eine Tugend gebe, die alle Erkentniß hätte, und die verwornen Geheimnisse der Natur auflösen könte, so würde sie doch wenig Achtung verdienen, wenn es ihr an der Erkentniß Gottes fehlte. Sie würde wie ein goldner Ring seyn, in welchem der kostbarste Stein vermißt wird. Aber wenn sie in himmlischen Betrachtungen entzückt, die Größe Gottes und seine Majestät bewundert, so bekomt sie eben dadurch ein Ansehen, das ihr einen weit höhern Rang in unsern Augen geben muß.

Die Tugend naht sich mit heiligem Zittern zu dem großen Geheimniß, das auch ein Erzengel mit höchster Ehrerbietung anbetet. Sie weiß, daß ihr noch immer unendlich viel verborgen ist, wenn sie gleich die ausnehmende Ehre hat, ein Tempel Gottes zu heissen. Ihr Blick verliert sich in Gott, so wie es dem Auge geht, wenn es an den Ufern eines weiten Meers, den ungemeßnen Umfang übersehen will.

O Wesen! das der Welten Wege
Und ihren weiten Umfang kent,
Die Schöpfung bebt, die Welt wird rege,
So oft man dich Jehova! nent:

Und

Und ich, dein Knecht, will länger schweigen,
Da sich so viele Chöre zeigen,
Da dir die ganze Schöpfung singt?
Mir klopft mein Herz mit frohen Schlägen,
Ich will mich vor dir niederlegen,
Du nimst auch Opfer an, die dir die Schwachheit bringt.

Welch ein großer Gedanke! Gott ist ewig. Ehe die grundlose Tiefe bereitet, und der verschlingende Abgrund befestiget wurde, wareſt du da. Ehe die Berge eingesenkt, und die Felsen gegründet wurden, wareſt du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es brante noch keine Sonne, und keine Erde war sichtbar geworden, auch nicht einmal die finstere Tiefe war da, und du wareſt doch. Unerschaffen, von keinem gezeugt, von keinem gemacht, ohne Anfang der Tage, bist du gewesen. Und können Sterbliche, die alle nur Staub sind, deine Dauer einschränken? Kann die Welt, wenn sie gleich alle Kraft anwendet, deiner Ewigkeit Grenzen setzen? Wie ohnmächtig ist die ganze Natur, gegen dich, ihren Schöpfer! Ein Wort aus deinem göttlichem Munde kann sie verwandeln, und du wirst doch, auch auf den Trümmern der Welt, als der Erste und Letzte in majestätischer Herrlichkeit erscheinen.

Wenn wir unser Leben gegen die unvergängliche Dauer Gottes halten, wie kurz ist es! Laßt es auch achtzig oder hundert Jahr seyn: bey dem der ewig ist, sind tausend Jahr, wie der Tag, der gestern vergangen ist. Und doch wagt es ein so unvermögendes Geschöpf, gegen den, der im Himmel wohnt, zu toben, und den Stuhl Gottes anzurühren. Unbesorgt, was ihm noch

einmal begegnen, und wie sichtbar ihn zuletzt die göttliche Hand demüthigen kann, verlacht er alles, was göttlich ist, und zerreißt die Gesetze seines Monarchen. Die wahre Tugend ehrt den, der die Ewigkeiten bewohnt, mit heiliger Furcht und tiefster Hochachtung. Sie wünscht durch die Stärcke seines Arms über das Vergängliche erhoben, und zu einer seligen Unsterblichkeit verewiget zu werden. Das ist die Ursach, warum sie sein Auge scheuet, und sein Ohr nicht beleidiget. Sie ist überzeugt, daß der GOtt, der über alle ist, auch alles weiß, die Herzen und Nieren der Menschenkinder prüft, und die Finsterniß durchschaut, ohne daß ihm das geringste, was aller menschlichen Einsicht verborgen ist, unbekant bleibt. In diesem Lichte der Gottheit wandelt sie unerschrocken, mitten durch alle Gefahr, weil die Allmacht über sie schwebt, und ihre Schritte gewiß macht.

Ich kann mich oftmals nicht genug wundern, daß sich viele dadurch zu beruhigen suchen: ihre Bosheiten wären niemanden bekant, und könten auch daher niemals bestraft werden. Denken sie denn, daß der, der das Auge gemacht hat, nicht siehet, und der, der das Ohr gepflanzt hat, nicht höret? Oder überreden sie sich, daß er ihre Uebelthaten vergessen wird. Ich kann nicht anders urtheilen, als daß sie einen sehr niedrigen und unanständigen Begrif von Gott haben müssen, dessen Unrichtigkeit sie leicht erkennen könten, wenn sie eine liebreiche Unterweisung annehmen wolten.

Doch viele glauben es wol, daß Gott alles weiß, alles prüft, alles bestraft, aber die Strafen Gottes kom-

kommen ihnen sehr geringe vor, weil sie das Gewicht ihrer Vergehungen nicht erkennen. Diese scheinen ihnen so klein und unerheblich, daß Gott unmöglich darauf achten kann. Deßhalben besinnen sie sich auf tausend Entschuldigungen, ihren Thorheiten eine Farbe anzustreichen, und ihnen eine andere Gestalt zu geben, als sie würklich haben. Aber sie bedenken es nicht, wer Gott ist, und wer sie sind! Wie viel das geringste Vergehen gegen den Allerhöchsten auf sich hat! Wie genau unser Gehorsam seyn muß, wenn wir keine Strafen befürchten wollen, und wie selten wir doch unsere Pflichten, die nothwendigsten Pflichten, erfüllen!

Das hohe und edle, was ich in dem Verhalten des Dorimenes gefunden habe, verdient bey dieser Gelegenheit angezeigt zu werden. Er war unter den Händen weiser Eltern erwachsen, die keinen Fleis gespart hatten, das beste unter ihren Gütern sorgfältig zu bewahren. Sie verloren ihn niemals aus den Augen, und liessen es nicht zu, daß er in Gesellschaften ging, wo seine Unschuld Schaden leiden konte. Das gute Herz das er hatte, erwarb ihm bey allen, die ihn sahen, ein großes Vertrauen. Man vermißte ihn nicht gern in einer Gesellschaft, weil alles, was er that und redete, ungezwungen und einnehmend war. Dieser Liebe der Menschen suchte er sich immer würdiger zu machen. Er kam niemanden zu nahe, und wenn es aus Versehen geschehen war, konte er nicht Worte genug finden, seinen Fehler zu entschuldigen. Haß und Feindschaft konten nie in seinem Herzen Wurzel schlagen, und wenn ihn gleich andere auf eine recht

grobe Art beleidiget hatten, so verbarg er doch seinen Schmerz, und war der erste, der seine Hand zum Vergleich darbot. Die heftigen Aufwallungen des Zorns suchte er in der ersten Hitze zu dämpfen, ehe sich eine gefährliche Flamme in seinem Herzen ausbreiten konte. Er war allenthalben liebreich, holdselig, mitleidig und gutthätig.

Durch diese rühmliche Eigenschaften unterschied er sich von vielen, von welchen man gewohnt war, beßer zu denken, als von ihm. Sein Vermögen war ansehnlich, aber er liebte den Staat nicht, sondern kleidete sich sittsam, ohne vielen Aufwand zu machen. Seine Zeit hatte er so wohl eingetheilt, daß keine Stunde zu unnützen Geschwätzen und kindischen Spielen übrig blieb. Niemals ging er eher zur Ruhe, bis er alles gethan hatte, was er thun solte. Er war an heiligen Orten mit Ehrerbietung gegenwärtig, und hörte die Stimme der göttlichen Liebe gerne. Ein großer Schade war es, daß Dorimenes viele um sich hatte, die nicht so aufrichtig waren, als er. Sie lobten alles was er vornahm, wenn gleich zuweilen ein liebreicher Tadel nothwendiger gewesen wäre. Hiedurch verlor er viel von der Aufmerksamkeit auf sich selbst, ob man gleich nicht sagen kann, daß er jemals grobe Ausschweifungen begangen hätte.

Als er einmal aus einer aufgeräumten Gesellschaft nach Hause kam, fand er einen Trauerbrief auf seinen Tisch, dessen Anblik eine kleine Verwirrung in seiner Seele hervorbrachte. Er erbrach ihn mit zitternden Händen, und laß, daß sein Vetter, den er

ganz

ganz ungemein liebte, die Welt verlassen hätte. Dieser ehrwürdige Alte hatte den Dorimenes zwey Jahr bey sich im Hause gehabt, ihn mit vielen Wolthaten überhäuft, und als ein Vater für seine Wohlfahrt gesorgt. Seine Liebe erstreckte sich so weit, daß er ihn zum Erben seines ganzen Vermögens einsetzte, weil seine Kinder schon vor ihm in die Ewigkeit gegangen waren. In dem Trauerbriefe waren noch einige Zeilen von seinem Vetter eingeschlossen, worin er ihm von dem Testament, das er gemacht hatte, Nachricht gab, und einige freundschaftliche Ermahnungen beyfügte. Dieser Vetter kante ihn sehr wohl. Er wuste, daß er ungemein lenksam war, und durch gute Vorstellungen weit gebracht werden konte, wenn er ihnen Gehör gab: er sahe aber auch ein, daß es leicht möglich sey, ihn auf eine andre Seite zu neigen. So behutsam sich auch Dorimenes aufführte, und so geheim er seine Absichten hielt, so leicht errieht doch der Alte, der schon viele Erfahrungen gesamlet hatte, die Gedanken seiner Seele.

Dieser Brief war ein Stachel, der sein Herz sehr tief verwundete. Er laß ihn durch, legte ihn auf den Tisch nieder, und ging ganz zerstreut in seiner Stube herum, ohne daß er sich besinnen könte, was er zuerst vornehmen solte. Bald fiel ihm die Erbschaft ein, und wolte seine schlafende Freude aufwecken, bald gedachte er wieder an die holdseligen Erinnerungen seines verstorbenen Vetters, die er zwey Jahr lang von ihm gehört hatte. Mit dieser Unruhe ging er zu Bette, konte aber kein Auge zuthun. Das Vergangene und

Zukünftige stelte sich seiner Seele unter verschiedenen Bildern vor, die sein Gemüth mit heilsamen Schrecken und ernsthaften Gedanken erfülten.

Endlich konte er sich nicht länger halten, sondern rief, schwimmend in wehmüthigen Empfindungen aus. „Ich habe Unrecht, vollkommen Unrecht, mein Gott.! Kann ich mich entschuldigen, und womit denn? Bin ich rein? Habe ich alles gethan, was ich thun solte? Ich erstaune, wenn ich dich ansehe, Allwissender! Du hast mein Herz gekant, bis zur geheimsten Bewegung gekant, da ich mich noch gar nicht kante. Und wenn habe ich mich so vollkommen erkant, als ich solte? Wenn dis geschehen wäre, würde ich kein so hochmüthiges Geschöpf gewesen seyn. Im Staube der Niedrigkeit hätte ich deine Größe bewundert. Welche Majestät! Durch alle Ewigkeiten leuchtet sie. Welch ein Thron! Uber alle Himmel funkelt er. Welch ein Gebieth! Menschen werden es nicht ausmessen, und Engel nicht begreifen. Ach warum hab ich mich gewegert deinen Befehlen zu gehorchen! Und bin ich dir denn nicht gehorsam gewesen? Hab ich nicht = = O! rede nicht wider deine Empfindung. Nein es war kein Gehorsam, nur ein Blendwerk war es. So kanst du denn nur alle Kräfte der Natur bewafnen, einen Ungehorsamen zu verfolgen, oder nur ein Wort sprechen, so ist er nicht mehr! Ist es nicht billig, daß du so mit mir verfährst, mit mir, der ich noch kein reines Herz habe, und doch könte es rein seyn, wenn ich gewolt hätte? Und wie? Hab ich dis nicht geglaubt, und mich durch süsse Ueberredungen selbst

betro-

betrogen? Wie sehr irt doch ein Mensch, wenn er seinen Einfällen mehr glaubt, als Gott.

Ich erschrecke. Alle Strafen, alle ewige Strafen schweben vor meinen Augen. Ich habe sie verdient, und muß das Bekentniß ablegen: du bist gerecht. Aber was hast du für Freude, an den Schmerzen eines Elenden? Und jetzo wacht ein zärliches Zutrauen in meiner Seele auf. Du bist die Liebe. Jetzt verliert sich das Schreckliche deiner Gestalt, und indem ich den Fußstapfen meines Mitlers folge, sehe ich keinen drohenden Richter mehr. Doch welch ein heimlicher Schauder! Nim sie weg, Gott! nim sie weg die Beängstigungen meiner Seele! = = = Ich bin dein.„

Unter diesem Bekentniß wurde sein Herz leicht, und seine Seele ruhig. Gegen Morgen schlief er einige Stunden recht sanfte. Und mit welchem Vergnügen verließ er sein Bette! Wie gesetzt war seine Freude! Wie lebte sein Geist! Er konte es nicht länger verbergen, sondern erzehlte mir nach drey Tagen alles, was vorgegangen war. Ich wünschte ihm Glück dazu, und bat ihn, die Dankbarkeit gegen Gott seine Hauptbeschäftigung seyn zu lassen. Ich kann auch von ihm rühmen, daß er diese Pflicht bis jetzo nicht versäumt, und seine gröste Lust an stillen Betrachtungen seines Schöpfers hat.

In Wahrheit, wir sind Gott vielen Dank schuldig, insonderheit wenn er uns ein neues Licht aufgehen läßt. Wenn wir annehmen wolten, daß sich Gott, nach den Begriffen vieler Heiden, gar nicht um die Menschen be-

kümmerte, sondern sie einem blinden Schicksal überliesse, wie unglücklich würden sie seyn! Man könte sie in diesem Zustande als Blinde betrachten, die sich mitten auf der Heerstrasse befänden, und wohl zu recht finden würden, wenn sie ihre Augen gebrauchen könten, denen es aber an Führern und richtiger Anweisung mangelt. Wir können dem gütigsten Wesen nicht genug danken, daß es sich um die geringsten Veränderungen eines jeden Menschen so sorgfältig bekümmert, und uns nichts begegnen läßt, was nicht zu unsern Vortheil gereichen kann. Das Verhalten Gottes gegen die Menschen ist allemal untadelhaft, und verliert nichts von seinem Werth, wenn es gleich von vielen unbesonnen beurtheilt wird.

Aber woher rührt die Unempfindlichkeit der Menschen gegen Gott? Woher komt es, daß sie stum sind, wenn ihre Zunge das Lob des Höchsten besingen, und die Heiligkeit seines Namens bewundern soll? Woher rührt das sorglose Stillschweigen, wenn die ganze Natur rund um uns herum, zum Lobe des Höchsten aufwacht? Wir sind dieser Wohlthaten gar zu gewohnt; sie scheinen uns nothwendig zu seyn, oder wir selbst glauben etwas zu verdienen, dessen wir doch allezeit unwürdig bleiben.

Wenn wir mit forschender Begierde die Tage unsers vergangenen Lebens zurückrufen, und den Reichthum der göttlichen Wolthaten übersehen, mit welchen sie gekrönt sind, so müssen wir erstaunen, daß Gott so unendlich liebreich ist, und wir so kaltsinnig, und undankbar gewesen sind. Als ein Kind trug er mich auf seinen Armen, auf seinen allmächtigen Armen, in welchen

chen ich sicher und unbesorgt ruhen konte. Damals wuste ich nichts von Gefahren, Unglücksfällen und traurigen Veränderungen, und wenn etwas von diesen allen meinem Haupte nahe kam, hielt es seine wachende Liebe zurück. Die Sorgen des Tages, und die Unruhe der Nacht, waren von meiner Wiege entfernt. Was ich empfunden habe, weiß ich nicht mehr. Ich erkenne die Aufsicht seiner gnädigen Fürsehung. Wie viel hat sie gethan, Vergnügen, Ruhe und Zufriedenheit über alle Tage meines Lebens auszubreiten! Mir unsichtbar, aber durch die Wunder ihrer Liebe sichtbar, hat sie bis jetzo gewürkt. Ich wandle mitten unter den Denkmalen der göttlichen Güte! Wo ich hinsehe, sind sie so zahlreich, daß ich nicht Worte genug finden kann, sie zu erheben. Und ich solte schweigen, wie ein Thor, der Gott nicht kent, schweigen und nichts von seinen Wundern erzehlen?

Möchten doch meine Lippen niemals zu blöde seyn, sich zum Lobe des Ewigen zu öfnen? Möchte ich allezeit so groß, so edel, so erhaben denken, wie es ihm anständig ist! Möchte sich kein Zufall aus meinen Augen verlieren, der das Feuer der Dankbarkeit anzünden, und mich selbst zum Opfer der Gottheit machen könte!

Wie angenehm muß uns das Andenken Gottes werden, wenn er uns so oft mit wohlthätiger Liebe entgegen komt! Ist es auch möglich, einen Tag verschwinden zu lassen, ohne die Hand zu küssen, die uns gesegnet hat? Sie wird noch mehr Segen ausschütten, wenn wir ihr diese Ehrerbietung nicht versagen. Kann es ein Freund von den andern fodern, daß er erkentlich

lich ist, warum denn Gott nicht? Und wie schlecht ist unsre beste Erkentlichkeit? Alles was wir thun können, komt mit den göttlichen Wohlthaten in keine Vergleichung. Aber um so viel mehr soll unsere Seele, da sie sonst nichts geben kann, dankbare Empfindungen und Triebe zur thätigen Erkentlichkeit unterhalten, bis sie einmal gewürdiget wird, das Lob Gottes im Himmel auszurufen.

Die Tugend.

Ja, gönne mir, aus so viel Bildern,
O Tugend! deinen Glanz zu schildern,
Der Sterbliche zu Göttern macht.
Die Thorheit mag sich zierlich wenden,
Betriegen und die Augen blenden,
Indem sie schmeichelnd zärtlich lacht;
Dein göttlich Bild ist doch zu kennen,
Wenns Thoren gleich nicht kenbar ist,
Erlaube mir, dich oft zu nennen,
Weil du Gebieterin von meinem Herzen bist.

Du bist. Doch nicht von Menschen Händen,
Sie mögen allen Witz verschwenden,
Und keine Tugend wird entstehn.
Die Welt hat dich von Gott empfangen,
Vom Himmel bist du ausgegangen;
Mit uns ein Bündniß einzugehn.
So wie die Morgenröthe glühet,
Und festlich ihren Wagen schmückt,

Wenn

Wenn eine Nacht vorüber ziehet,
Und ihr besungner Stral ein kaltes Land beglückt.

Noch schlummerte in ihren Tiefen,
Die Welt, in welcher Sonnen schliefen,
Und um sie lag die älteste Nacht;
Da bist du, Hauch der Ewigkeiten,
Beherrscherin von allen Zeiten,
In deines Vaters Schoos erwacht;
Da wurdest du, das war sein Wille,
Gott sprach, ihn hat dein Ohr gehört.
O denke oft an jene Stille,
Die kein erwachter Sturm verdamter Laster stört!

O könt ich noch in jenen Auen,
Dich Kind des ewgen Vaters schauen,
In Ländern die kein Blut befleckt!
Da Unschuld deine Scheitel kränzte,
Und neben dir die Weisheit glänzte,
Die dich mit goldnem Schilde deckt!
Ach rief euch nur mein Othem wieder,
Ihr heilgen Tage erster Zeit!
So sänge ich jauchzend diese Lieder,
Und weihte euch mein Herz und meine Ewigkeit.

Doch, du bist kaum herab gekommen,
So wirst du uns auch schon genommen,
Ein Nebel hült dein Antlitz ein.
Von fern seh ich, gekrümt im Leide,
Den blanken Saum von deinem Kleide,
Und deiner Augen lichten Schein.

Laß

Laß holde Stralen niederfallen,
Da sich der Jammer vor dir bückt,
So solls vom Himmel wiederschallen,
Wie deine Majestät ein menschlich Herz entzückt.

Dem Thoren bist du nur entrissen,
Der schwarz im Herzen und Gewissen,
Unüberlegt den Lastern fröhnt,
Der noch die Zauberbinde träget,
Sich auf der Bosheit Seite schläget,
Und deinen Sitz, o Tugend! höhnt.
Noch niemals hat er sie empfunden,
Die Freiheit, die dein Volk ergötzt,
Da liegt der Sclave fest gebunden,
Bey dem der Untergang das Würgemesser wetzt.

Dort drohen dicke Finsternisse,
Hier nagen ihn Gewissensbisse,
Ihn, der die Tugend lästernd flieht;
Der bey der Fülle ihrer Segen,
Toll, rasend, sinnloß und verwegen
Den Fluch auf seine Seite zieht.
O lerne dich der Thorheit schämen!
Eh sie die Ketten fester schließt,
Und Qualen ihren Anfang nehmen,
Die ein gerechter Arm auf deine Tage gießt!

Bald nahet sich ein stürmend Wetter,
In welchem dir der Gott der Götter
Entbrant im Zorn, erscheinen soll.
O laß dir noch bey Zeiten rathen!

Bald

Bald ist das Maaß der Uebelthaten,
Und auch das Maaß der Strafen voll.
Ja lerne mit zerschlagnen Herzen
Im Staube um Erbarmen flehn;
Sonst blutest du in ewgen Schmerzen,
Und wirst kein heilend Blatt auf deinen Wunden sehn.

Wie mancher sucht dich nur vergebens,
Dich Tugend, Hofnung unsers Lebens,
Du süsser Strom aus jener Welt!
Er sucht und forscht auf finstern Wegen,
Und Schatten eilen ihm entgegen,
Die er für echte Tugend hält.
O sucht er dich in jenem Lichte,
Daß deiner Hoheit eigen ist:
So seh er dich von Angesichte,
Und glänzte auch wie du, und wäre, was du bist!

Nein, du verträgst kein kindisch Scherzen.
Ihr nähert euch mit kaltem Herzen,
Und tragt es halb der Tugend an.
Nur halb? zu schlecht für deine Liebe,
Du kenst sie nicht getheilte Triebe,
Wo deine Glut nicht würken kann.
Du wilst allein den Scepter führen,
Und stelst dich nicht dem Laster gleich.
O möcht uns deine Huld nur rühren!
So würde diese Welt dein auserwehltes Reich.

Der Jüngling schmäht auf deine Lehren,
Dergleichen kann sein Ohr nicht hören;

Bezau-

Bezaubert hört er seine Lust.
Du warnest; doch nur taube Ohren.
Du weinst; die Unschuld geht verloren.
Und Ottern füllen seine Brust.
Vom Gift und Laster aufgeschwollen,
Das schon das Mark der Knochen frißt,
Wird er vielleicht noch endlich wollen,
Vielleicht = wenn nicht der Wunsch zu spät gewesen ist.

Betagt und auch beschwert mit Sünden,
Hoft dich der Alte noch zu finden,
Und keichend sucht er seinen Stab.
Ach sie sind weg, die schönen Stunden!
Und Kraft, und Leben sind verschwunden,
Die Kraft die er dem Laster gab!
Umsonst reicht er die matten Hände
Der sonst verlachten Tugend hin,
Und o! wie schrecklich ist sein Ende!
Der Ewigkeiten Qual ist ewig sein Gewinn.

Der Tugendfreund.

Das 11. Stück.

Die Füsse lernten gehn durch Fallen,
Die Zunge reiffete zum Lallen,
Ich irte, fehlte, schlief und ward ein Mann.

von Haller.

Nicht allein in großen und wichtigen Dingen, sondern auch sogar in Kleinigkeiten, ist so sehr viel im menschlichen Herzen auszubessern, daß man oft nicht weiß wie das alles möglich zu machen seyn werde!

Wenn wir nur ganz wenig Zeit auf das Nachdenken über uns selbst verwendet haben, so wird uns dieses schon verdrießlich. Viele Jahre gehen hin, ehe es uns einmal einfält, unsern Zustand zu betrachten. Wenn hernach der Mensch sich bey mancherley Gelegenheit selbst ansichtig wird: so erschrickt er, und thut noch einen Blick auf sich, und erschrickt wieder, und verschiebt die nähere Untersuchung auf künftig folgende Tage. Theils besonders dazu be-

stelte und gedungene Personen, theils Eltern und Freunde, sagen uns Fehler, die wir in der Kindheit niemals für erheblich halten. Sehr oft geschieht es auch, daß der Eigensinn, die Unwissenheit, eine stürmerische Tadelsucht und ein verachtender Hochmuth, ihre Bitterkeiten in die Verweise mit einmischen, die uns sonst wircklich bessern könten. Und in diesem Fall wird auch ein zartes Kind in der That nur verschlimmert. Diese Erfahrung ist unläugbar. Oft denkt man in der Jugend gar nicht an das Böse, was würklich in unsern Reden und Handlungen lieget. Wenn wir aber darüber Verweise anhören müssen, so untersuchen wir uns gleich, ob das auch in der That unsere Absicht gewesen sey. Und was geht hernach im Gemüthe vor, wenn der Argwohn Unwahrheiten ersonnen, und das blosse Ansehen dessen, der uns tadelt, mehr gelten soll, als das gute Gewissen! Wie viel hat man verloren, wenn das bestrafte Kind sich heimlich beklagt, daß es ein Kind ist, und also seine Rechte nicht gültig machen kann! Doch wenn hernach die Jahre kommen, da man schon der Aufsicht der Republic übergeben wird, denn muß ein jeder selbst untersuchen, wie er durchkommen wird, ohne anzustossen. Was ihm eben keiner mehr sagt, das wird er nach und nach an sich selbst gewahr, wenn es ihm hie und da nicht nach Wunsch gehet, und niemand da ist, auf welchen die Schuld verfehlter Absichten geschoben werden könte. Aber wenn wir uns in der Kindheit nach der Unart des Herzens damit getröstet haben, wir würden

den bey reiffern Jahren uns selbst schärfer seyn, als unsere ersten Anführer, und mit der eigenen Bestrafung mehr ausrichten, als jene beßern konten: so müssen wir hernach zu unserm großen Verdruß wahrnehmen, daß diese Hoffnung eben so nichtig ist, als zuversichtlich sie war. Gleichwol ist es nicht möglich sich selbst zu beßern, wo man die Unart, die Boßheit und die Schwachheit noch nicht erkant hat. O wie weitläuftig und schwer ist also die Unternehmung, tugendhaft zu werden, da schon das allererste, was hierzu nöthig ist, so schlecht von statten geht!

Eben so wird man bey der würcklichen Verbesserung klagen. Nicht allein der Verstand ist es, der das mehreste von seiner Denkunsart ändern muß, der erst geschickt werden soll, Begriffe zu fassen, die ihm jetzt weniger als unbekant sind. Nein auch die ganze Gemüthsneigung muß von der Unlust gegen ernsthafte Beschäftigungen dahin gebracht werden, daß sie ihr wahres, ihr gewünschtes Vergnügen an allen dem findet, was die Tugend für ihre reichen Belohnungen fodert. Wozu sich überall Unvermögen und Widerwillen findet, das ist es eben, was gesucht und erhalten, und wenn es hernach erhalten ist, unverbrüchlich beobachtet werden soll. Will der Verstand einen Versuch machen, Wahrheiten begreiffen zu lernen, so machen ihm Zweifel und Erinnerungen alle Mühe fruchtloß. Setzt er dennoch seine Arbeit fort, so komt plötzlich eine ganz entgegen gesetzte Empfindung, bemächtigt sich der nachdenkenden Seele, hindert ihr weiteres Forschen, und entführt sie in ein anderes Feld,

wo nichts weniger möglich ist, als vernünftige Ueberlegungen. Sonderlich fällt die Begierde klug zu seyn, von Jugend auf, gemeiniglich auf den niederträchtigen Witz, der entweder die größesten und heiligsten Wahrheiten, indem er sie zu Vergleichungen mit schändlichen Bildern mißbraucht, zum Gespötte macht; oder doch wenigstens alle Schönheit und Kunst im Lächerlichen sucht, und dadurch auch die nachdrücklichsten Lehren entkräftet. Und wie sehr widerspricht eine solche Gemüthsart der Ernsthaftigkeit gebesserter Seelen! Auch der Zwang, den sich der Mensch anthun will, wider seinen Willen die Tugend zu lieben, ist eine Unternehmung, wozu die Bosheit mehrentheils lacht, weil sie wohl weiß, wie wenig daraus werden wird. Wie bald ermüdet die ganze Kraft des völlig überzeugten Geistes, wenn er eine Lust in sich findet, die ihr ungestümes Verlangen unaufhörlich, und eben so schmeichelnd wiederholt, als jene Buhlerin, die von dem Starken endlich das Geheimniß seiner Stärke herauszulocken wuste! Und hauptsächlich verdient das Schicksal der mehresten Menschen bedauert zu werden, indem sie sich durch eine unnöthige Furcht abhalten lassen, dasjenige zu suchen, was sie doch über alle Furcht endlich erheben könte. Man siehet die wahre Schönheit der Tugend, man trauret über sich selbst, daß man sie noch nicht an sich erblicket. Diese Wehmuth erweicht das Herz bis zu dem aufrichtigsten Wunsch: nun will ich sie auch aus allen Kräften suchen. Der Anfang ist mühsam, doch die Arbeit wird noch fortgesetzt. Unterdessen reitzet das natürliche Verderben

derben, den, der sich eben jetzt loßmachen will, beständig zur vorigen Kaltsinnigkeit: und wenn diese Triebe oft standhaft überwunden sind, so komt endlich die unselige Stunde, da die Seele verzweifelnd ins Zukünftige schauet. Da heißt es denn: du wirst ja doch nicht in der Gemüthsfassung bleiben, welche du jetzt mit so vielen Eifer suchest. Hernach bedauerst du nur deine Mühe, und den Zwang, den du dir angethan, und die Arbeit, die mit so vielem Kummer übernommen ist, und die sauren Stunden, die ganz ohne Nutzen kümmerlich zugebracht sind. Was hilft ein solches Leben! Es ist beßer, nichts Gutes anzufangen, als hernach durch begangene Untreue alles noch mehr zu verschlimmern!

Endlich haben die häuffigen Exempel der Boßheit so unzählich oft den besten Vorsatz wankend gemacht, und das beste Herz verführt! Wie kann man nun von einem Menschen fodern, daß er tugendhaft werden soll? Wie kann sich nun noch irgend ein Sterblicher entschliessen, so viel unsägliche Mühe auf die Verbesserung seines Herzens zu wenden, da die Hoffnung dazu so sehr betrieglich ist?

Sind nicht noch mehr Einwendungen wider die Tugend möglich? = In der That, ich kann aufrichtig versichern, daß ich anfing in mein Herz einen Verdacht zu setzen, da meine Feder so eilfertig war, die Klagen zu entwerfen, womit der arme Mensch sich immer noch entschuldigen will, wenn sein Herz noch nicht tugendhaft geworden. Es ist wahr, noch niemand hat mit leichter Mühe den Weg vollendet, der

zur Tugend führt. Das Herz muß gezwungen, die Lust unterdrückt, die Anfälle des Lasters nach standhaftem Kampf überwunden werden. In der Erkentniß seiner selbst lernt der Mensch das ganze Leben hindurch nicht aus: und die Einsicht in die Schönheiten der Tugend, ist oft nur durch den allergeringsten Umstand, durch einen Dunst unmöglich gemacht, den unsere Leidenschaften vor unsern Augen vorüber ziehen lassen. Die Triebe des Herzens können bis zu einer aufrichtigen Willigkeit die Tugend zu lieben gebessert seyn. Aber wenn es nun dazu komt, daß der Mensch seiner flüchtig ungewissen Neigung, indem die Tugend lockt, und das Laster die Sinne betäubt, auf einer Seite das Uebergewicht geben soll: so streitet er = und ängstet sich = und blickt seine alte Lust freundlich an = und zankt mit sich selbst = und seufzet = und faßt gute Vorsätze, und wird niederträchtig überwunden! = Dieses bedaurenswürdige Bild darf sich der Seele nur einmal vorstellen, so entfällt ihr der Muth, und sie bleibt bey aller ihrer Ueberzeugung den Lastern ergeben.

Aber wie ist es doch wol gekommen, daß der Verstand mit seinen Vorstellungen nicht durchdringt, und die Herrschaft über den Willen nicht behauptet? Auf diese Frage könte ein jeder Mensch aus Erfahrung antworten: und eben die Erfahrung könte ihn auf Mittel weisen, so schwer die Tugend ist, sie doch endlich zu erreichen. Den ersten Grund des Bösen erfahren wir selbst nicht, ich will also von selbigem hier nicht reden: unsere Erfahrung geht eigentlich nur von der

Zeit

Zeit an, da der Mensch nach und nach anfängt selbst zu denken. Hier ist seine Seele zu allen Eindrücken fähig. Zwar das Böse ist ihrer Beschaffenheit ähnlicher, und wird also auch ganz natürlicher Weise leichter und williger gefaßt, als das Gute. Doch auch dieses läßt sich oft zu großer Freude der Eltern dem zarten Herzen so leicht beybringen, daß man in Wahrheit sagen kann: Die Jugend ist dazu fähiger, als das Alter. Aber alle Menschen erfahren hierin fast einerley Schicksal. Sie sind zuerst in dem Zustande, da sie viele Empfindungen samlen, durch dieselben hernach zu Begriffen geleitet werden, und wenn sie sich damit versorgt, ihrer eigenen Wahl überlassen werden müssen. Man beobachtet diese Stuffen in der Welt. Aber wie ungleich klein, verhält sich die Anzahl der guten Empfindungen, welche in der Kindheit uns beygebracht werden, gegen die Anzahl der bösen! Wäre es mir aufgetragen, ein einziges Kind in dieser Absicht von Augenblick zu Augenblick zu beobachten; könte und solte ich wissen, was jedesmal in seinem Herzen vorgeht; könte ich die Grundlage sehen, welche heute darin gemacht wird, und das, was Morgen dazu komt, und das, was immer hinzugesetzt wird, bis das Laster ganz erscheinen kann: alles Nachdenken würde zu schwach seyn, bey dem Anblick dieses Verderbens noch Mittel zu finden, wie ihm gesteuret werden muß! Wie groß muß doch dasselbe seyn, wenn nur die Allwissenheit es übersehen, wenn nur die unumschränkte Weißheit es mit der zufriedenen Gewißheit betrachten kann: sie werde ihm abhelfen!

Ich will einen Versuch machen, ob ich meine Sätze in einem Bilde zeigen und deutlicher machen kann. Ein schönes Kind fängt an einige Wörter nachzustammlen, die man ihm vorspricht. Als es das erste Wort verständlich aussprach, konten die Eltern ihre unvermuthete Freude nicht bergen. Ein guter Freund komt, man erzehlt ihm dieses, das Kind wird geholt, die Eltern sprechen ihr Schiboleth vor, und ermahnen es, mit allen Liebkosungen, dasselbe nachzusprechen. Das Kind macht ihnen die Freude. Es empfängt dafür von den Eltern, und von dem Freunde die Belohnungen der unschuldigen Liebe, und zwar um so viel zärtlicher, je weniger das Lob würde verstanden werden, welches man ihm sonst gerne gäbe. Die angenehme Sprache wird wiederholt, und so auch die Belohnungen. Endlich stelt man es vor den Spiegel, wo es die Schönheit seiner Geberden eben so soll bewundern lernen, als andere sich darüber freuen. Das Reden geht mit der Zeit immer fertiger: und nun wird auch das Kind für andre zum Zeitvertreib geschickter. Doch dazu gehört auch ein Putz. Die Eltern kauffen neue Schuhe, und fodern, indem sie selbige dem Kinde anlegen, ihr Kind recht dazu auf, sich darüber zu freuen. Einem jedem, der in das Haus komt, wird das Vergnügen gemacht, daß das Kind ihm seine Zierde zeigen soll. Einige Tage darauf kömt ein Fremder, ehe das Kind angezogen ist: und nun ist es schon so klug, ihn nach dem Schrank hinzuweisen, worin die Schuhe verschlossen sind. Dieses ist eine neue Freude, und das Kind wird ganz ausser sich gesetzt, da jedermann

seine

seine Dreistigkeit und Klugheit mit allen möglichen Liebesbezeugungen billiget. Nun fängt es schon an, das Lob zu verstehn, und ordentlich einzusammlen, welches es hie und da erhält. Je weniger es die falschen Absichten merken kann, aus welchen dasselbe zum öftern fliesset, desto mehr verläßt es sich auf die Gunst derer, die es loben. Das neue Kleid, womit es abermals beschenkt wird, erhebet die Schönheit noch mehr, die schon vorher so liebenswürdig war. Zugleich vermehren sich auch die Lobsprüche. Es lernt nach und nach von erwachsenen Personen, sich vor dem Spiegel zu brüsten. Je länger der Beyfall dauret, desto schädlicher wird er: und nun darf sich nur die geringste Gelegenheit finden, so zeigt sich die Eigenliebe in ihrer vollkommenen Größe.

Wenn man sich zu den übrigen Fehlern und Lastern, um ihren ersten Ursprung und nachmaligen Wachsthum zu finden, auch solche Bilder suchen, oder das Allgemeine, was in dem jetzt vorgestellten Exempel lieget, herausnehmen will: so wird man ganz deutlich gewahr werden, daß der Mensch immer stuffenweise hinabsteigt, bis seine Seele endlich zu den elendesten Niederträchtigkeiten verfält. Nur die geringste Begebenheit, die an und für sich selbst gar keinen Zweck zu haben scheinet, darf eben dazu kommen, wenn eine Handlung, die auch noch geringe war, den Grund zu künftig großen Folgen gelegt hat: so macht sie schon weit mehr möglich, als vorher möglich war.

Die schnelle Zeit, bringt schnelle Veränderungen, und also auch einen schnellen Wachsthum des Bösen

zu wege. Dinge, vor deren Anblick man erstaunen würde, sind hernach ganz leicht: man begeht sie ohne Bedenken, wenn die Seele durch vorhergegangene Handlungen unvermerkt in den Stand gesetzt ist, daß das mehreste schon geschehen, was dazu nöthig war. So ist denn die Uebung, die bloße Uebung, im Stande, den Menschen so sehr zu verderben!

Aber eben diese Uebung kann uns auch zur fertigsten Tugend bringen, wenn wir nur so unermüdet darin werden wollen, als wir von Kindheit auf gewesen sind, uns verderben zu lassen. Wir dürfen nur diese Uebung in ihrer Natur genauer kennen lernen. Es muß allemal schon eine Kraft da seyn, welche in gewissen Handlungen sich üben, und dieselben so lange fortsetzen soll, bis entweder zum Guten, oder zum Bösen eine Fertigkeit da ist. Ob der Mensch gleich allemal sehr schwach, ganz unvermögend elend seyn will, so oft er zur Erfüllung seiner Pflichten angehalten wird: so kann man doch auch dem Bekentniß ganz sicher trauen, da wir uns Kräfte genug beymessen, wenn die Eigenliebe sich bey dem Vorwurf der Dumheit oder Thorheit schadloß halten will. Der Mensch hat in Wahrheit noch weit mehr Kräfte, als er haben will, um bey vorsetzlichen Vergehungen ohne Schuld zu seyn. Die Redlichkeit kann gewiß auf höhern Beistand hoffen. Doch nicht alles ist möglich, und unter vielen Handlungen, ist unserer Kraft nur immer eine zunächst möglich. Ein weiter Weg, den ich noch zu gehen habe, die Nacht, welche mich bald übereilen wird, und das Verlangen, wichtiger Ursachen wegen, an dem Ort, wo

ich

ich hingedenke, bald gegenwärtig zu seyn, macht mich aufmerksam auf die Schritte, die ich vorher nur in einem angenehmen Spatziergange langsam und gemächlich zurück legte. Hinter einem kleinen Hügel, glaube ich dem Ziel meines Weges schon ganz nahe zu seyn: indem ich aber denselben besteige, so sehe ich erst hinter vier Hügeln die Spitze des Thurms hervorragen, an welchem ich das Ende meines Weges erkenne. Es ist mir nicht möglich, auf einmal den ganzen Weg zu überhüpfen; und obgleich mein Verlangen durch die betrogene Hoffnung noch eilfertiger geworden: so macht mir doch dieses die Mühe nicht leichter, und den Weg nicht kürzer. Ich würde thörigt handeln, wenn ich verzweiffeln wolte, daß ich meinen Gang noch würde endigen können. Nein, das geht noch an: aber es geht nur auf diese Weise an, daß ich immer den nächsten Schritt thue, und meinen Weg immer um den kleinsten Theil verkürze, der vor mir liegt. Die Kraft zu gehen, darf nur immer zu dem nächstfolgenden Schritt angewendet werden. Habe ich von dem Hügel an zwey Schritte gethan, so gebrauche ich diese Kraft zu dem dritten; die ersten zwey kommen mir schon zu gut, und der hundertste Schritt setzt schon neun und neunzig voraus, zu welchen ich meine Kraft nicht mehr gebrauchen darf. Soll ich den Hügel hinauf, so wird mirs schwerer, aber es wäre Schade, wenn meine vorige Arbeit umsonst seyn solte. Geht es den Hügel herab, so lauffe ich, und bin froh, daß meine vorige Mühe ersetzt wird. Und endlich, je weiter ich komme, je mehr wird es möglich, den Ort, wo ich hingedenke, zu erreichen. So soll ich auch durch die

Uebung

Uebung endlich zu einem Ziel gelangen. Je weiter ich noch davon bin, je unbekanter es mir noch ist: desto zuversichtlicher überrede ich mich, es werde nun bald erreicht seyn. Aber wenn ich durch fortgesetzte Arbeit etwas klug geworden bin, es kennen zu lernen: so ist die Versuchung, alle Hofnung aufzugeben, eben so nahe, als ich vorher munter war, schon zu triumphiren. Die Handlungen, welche noch als nothwendige Pflichten, zwischen mir und der entfernten Tugend liegen, sind mir auf einmal viel zu schwer, ich darf es mir gar nicht in den Sinn kommen lassen, den Sprung zu thun. Sie sind nicht alle, und wenn ich es recht betrachte, keine einzige mit der andern von ganz gleicher Art. Eine ist immer eine Fortsetzung von der andern, die letzte setzet die ganze Reihe der erstern voraus. Ich kann also nicht wählen, welche ich will. Die leichteste ist immer die nächste. Und die, wozu mich eine gegenwärtige Hinderniß, oder der gute Fortgang meiner Arbeit verbindet, ist immer die natürlichste und leichteste. Jede Handlung, die mich zu meinem Zweck führt, komt mir zu gut, die folgenden setzten sie voraus, und konten nicht geschehn, wo diese nicht vollbracht war. Nun ist sie vollbracht. Sie erleichtert also meiner Kraft eine jede folgende, und belohnt mich sogleich mit dem unschätzbaren Vortheil, daß ich der Tugend immer näher komme, und in meiner Hofnung immer mehr befestiget werde.

Doch hier hört auch das Gleichniß auf, welches mir bisher so gut zu statten gekommen, die Uebung dadurch zu beschreiben. Wenn wir wieder auf unsern vorigen

Weg

Weg zurück gehen: so finden wir, daß unser Leib immer mehr ermüdet, und unsere Kraft immer mehr abnimt, je weiter wir gehen. Setzen wir uns einmal, oder suchen durch eine kleine Ruhe diese Kräfte zu ersparen, so wird uns die Zurücklegung des Weges höchstens nur in der vorgeschriebenen Zeit, nicht aber überhaupt unmöglich. Hiervon findet sich bey den Uebungen, die uns zur Tugend führen, gerade das Gegentheil. Zu jeder guten Handlung gehört eine Entschliessung, die aus überzeugender Einsicht des Verstandes, und aus lebhafter Empfindung des wahren Vortheils entstanden. So wie nun alle Ausübung unserer Pflichten, nach den vorher ausgewickelten Begriffen, genau zusammen hängen, daß eine nur immer ein Zusatz der andern ist: so wird auch die schon einmal in die Seele gefaßte Einsicht und Empfindung immer vermehrt. Auf diese Weise wird der Wille dem Verstand und der Empfindung des Guten immer mehr unterworfen. Die Seele erhält den großen Vortheil, daß sie weniger Zeit braucht, die Begriffe ihrer ganzen Pflicht aufzusuchen, weil das, was sie schon aus Erfahrung weiß, das folgende bestimt, und dieses also nur hinzugesetzt werden darf. Sie erhält ferner den Vortheil, daß ihr die Wege bekant sind, auf welchen sie fortgehen muß, um jede folgende Handlung genau zu überlegen und zu bestimmen: folglich darf sie sich nicht mehr so sehr ermüden, wie im Anfang. Hierzu komt noch, daß jede Ueberwindung reitzender Laster ihr einen neuen Muth giebt, daß sie sich nothwendig freuen muß, wenn sie standhaft genug gewesen, ein schädliches Vergnügen zu verläugnen. Es stand da, es glänzte, sie fühlte in sich die Lust, sich daran zu ver-

vergnügen: aber sie heftete ihre Augen auf ihr Ziel, der Glanz der Eitelkeit blieb reitzend vor ihr stehn, sie ging schnell vorbey, und genoß hernach den stillen Frieden nach diesem Siege. Ferner komt dazu, daß es bey dem redlichen Eifer für die Tugend immer Ermunterungen giebt, welche eben so nöthig sind, und eben so viel Kräfte geben, als die Herzstärkungen dem Reisenden und Kranken. Und so nimt die Kraft der Seele immer zu, je mehr sie geübt wird.

Aber diese herrliche Erleichterung verdient es auch, daß wir uns das Gesetz nicht verdriessen lassen: wer sich üben will, der darf in seinen Uebungen niemals einen Stillstand machen, sich niemals zum Guten unwürksam finden lassen. Krankheit, Ermüdung und Schwäche, entschuldigen die unterwegens gesuchte Ruhe des Wanderers, wenn er das Ende seines Weges später erreicht, als billig war. Wer ausser diesen Fällen sich ruhet, dem verargt man seine Weichlichkeit, und die Vergessenheit seiner Pflichten. Soll nun die Uebung unsere Seele immer weiter führen, in dem, was gethan, was übernommen, was geduldet, was erkant, was bekämpft, was genossen werden muß, wenn man zur Tugend erwachen will; ist dabey keine Schwäche, keine Krankheit, kein Abnehmen der Seelenkräfte zu besorgen: so fällt auch alle Ursache des Stillstandes und der Ruhe weg, und die Ruhe ohne Ursache wird eine strafbare Faulheit. Wenn man früher die gesuchte Tugend hätte erreichen können; und sie doch so ganz ohne Ursache, bloß aus Faulheit später erreicht: so ist keine Entschuldigung möglich. Ein angenehmer Weg, ein Weg, der eben, rein und lustig ist, fodert

uns

uns allemal zum munterern Lauffe auf, als ein anderer, auf welchem man matt werden muß. Doch es giebt noch weit stärkere Gründe, die uns alle Versäumniß der Uebung unser Pflichten gänzlich untersagen. Hier unterscheidet sich mein angeführtes Bild, hier unterscheidet sich Leib und Seele vornehmlich. Von starkem und eilfertigem Gehen ermüdet, kann ich mich auf dem Wege hinsetzen, ohne Gefahr mein Ziel aus den Augen zu verlieren. Ich kann den Ort, wo ich hin will, anschauen; ich kann in Gedanken da seyn. Wenn ich genug geruht, so stehe ich auf, ich setze meine Reise fort, ich verfolge den vorigen Weg, und wenn ich noch Zeit genug habe, so ist mir die genossene Ruhe ein wahrer Vortheil. Ganz anders geht es der Seele, wenn sie sich der Versuchung überläßt, die Arbeit einmal auszusetzen, welche eben jetzt die nächste war. Sie will also nun einmal so glücklich werden, sie ihrer Geschäfte zu entschlagen. Es könte ihr vergönt seyn, wenn es nur ihrer eigenen Natur nach, möglich wäre. Aber ihre müßige Einbildungskraft, steht nun vorjetzt nicht dem Guten offen, denn das ist zu mühsam, sie will ruhen. Doch eine ruhende Einbildung und Empfindungskraft ist ein Widerspruch. Der Geist des Menschen muß beständig etwas haben, womit er sich trägt; das Gute wird abgewiesen. = Wehe ihm! = Er nimt das Böse auf, und nun ist er in der allergrößesten Gefahr, alles zu verlieren. Denn die Ruhe gefält ihm, das Böse ist niemals reitzender, als beym Müßiggang; der jetzige Schritt, den er thut, gehört nicht in die Reihe derer, die zur Tugend führen; er vereitelt den vorigen, und vielleicht mehrere; und wenn aus Unvorsichtigkeit oder heimlichem

Wohl-

Wohlgefallen die Seele sich in diesen Umständen verweilt: so ist alle vorige Mühe verloren, alles muß von neuen angefangen werden, und die vorige Boßheit hat nun einen neuen Sieg über die ganze Tugend erhalten, worin die Seele schon geübt war. Fängt der Mensch den Lauf noch wieder von forne an: so geschieht es doch mit großem Kummer und Verdruß über sich selbst, daß er so untreu gewesen. Und mehr als zu oft geht es ihm, wie einem, der auf dem dünnen Eise immer einbricht, und wieder einbricht, und zwar schreitet, aber sich doch nicht erhebt, nicht von der Stelle kommen kann, und ängstlich arbeitet, bis er sinkt und jämmerlich umkomt.

Wenn ich nun die Natur der Uebung zusammen fasse, wenn ich sage, daß die Handlungen, welche sie vornimt, schon eine Kraft voraus setzen; daß aber derselben nur immer die leichtesten, nur immer die möglich sind, worauf Gott führet; daß man hierin allemal treu seyn, niemals stille stehen muß; und daß unter dieser Bedingung der ganze Lauf immer leichter, und immer frölicher, und die Tugend immer näher wird: so werde ich nach meinem Versprechen gezeigt haben, daß nichts weiter, als die blosse Uebung der Seelen nöthig sey, wenn sie zur Tugend sich erheben will. Ich habe also gewiesen, welcher Weg der rechte sey. Diesen Weg selbst stückweise zu betrachten, ist ein anderes Geschäfte, und wenn ich meine aufrichtige Meinung davon sagen soll: so wird es das Geschäfte eines jeden seyn, der sich entschliessen will, ihn zu gehen.

Der Tugendfreund.

Das 12. Stück.

Wer weiß die Zahl der Nationen,
Die auf der Erde Flächen wohnen?
Wer weiß wie jeder Wilde denkt?

Die Sitten der Einwohner unsrer Erdkugel sind so verschieden, daß man, wenn man wolte, mit ihren Nachrichten große Folianten erfüllen könte. Es sind nicht nur Länder und Königreiche, in welchen dieser Unterschied merklich ist, sondern man darf nur eine oder zwey Meilen reisen, wenn man andere Sitten der Menschen suchen will. Eine jede Stadt und ein jedes Dorf haben besondere Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten, von welchen sie den schmeichelnden Gedanken unterhalten, daß sie die besten sind.

Doch ist nicht zu leugnen, daß eine weite Entfernung, ein andrer Himmel, und eine uns fremde Lebensart, auch andere Sitten, die uns zum Theil thöricht und abgeschmackt vorkommen, hervorbringen müssen. Ein Indostaner wird sich ganz anders betragen,

als ein Spanier, und ein Mohr ganz andern Gewohnheiten ergeben seyn, als ein Chineser. Die Sitten sind nach den verschiedenen Völkern, unter welchen sie ihre Wohnungen aufgeschlagen haben, unterschieden. Sie können nicht alle gleich gut seyn. Einige werden mit Recht böse Sitten heissen, andere werden besser, und nur einige wenige die vorzüglichsten, und der menschlichen Natur am gemässesten seyn.

Ich will mich jetzo nicht über die ganze Erde ausbreiten, und die zerstreuten Sitten der Völkerschaften zusammensuchen, sondern nur ein Volk erwählen, und über die Sitten, die ich bey ihnen antreffe, einige Betrachtungen anstellen. Es sollen die Einwohner von Peru seyn, welche in den vorigen Zeiten, ein mächtiges und berühmtes Volk in Amerika ausmachten, von denen aber jetzo nur ein geringer Schatten übrig geblieben ist. Wir wollen sie bis in ihre Wohnungen verfolgen, ihre Lebensart betrachten, und mit unsern Sitten vergleichen.

„Die Indianer, welche sich unten in den Wäldern aufhalten, leben alle in sehr großer Einigkeit. Man hat nicht nöthig, sie durch scharfe Gesetze zu zwingen, und in Ordnung zu halten. Keiner wird leicht den andern beleidigen, und wenn es ja von ohngefehr geschehen solte, so wird doch dadurch die allgemeine Ruhe nicht unterbrochen werden. Man kann jede Dorfschaft als eine kleine Republic betrachten, welche von einem spanischen Pfarrer, und einem Stadthalter, der mit Zuziehung einiger anderer Indianer Urtheile fält, und Streitigkeiten entschei-

scheidet, regiert werden.„ Wie lobenswürdig ist diese brüderliche Eintracht! Würde sich nicht ein Indianer wundern, daß er in einem Staat, der auf so viel weisen Gesetzen gegründet ist, so viele streitige Parteien, die einander aufreiben, und so viel unversöhnliche Feindschaften, die durch ganze Familien währen, anträfe? Würde er glauben, daß man jemals die Süßigkeit eines friedfertigen Lebens gekostet, oder Versuche gemacht hätte, die allgemeine Liebe auszuüben? Würde er sich überreden lassen, daß es Menschen wären, die nach dem Ausspruch ihres großen Erlösers, ihre Feinde, Beleidiger und Verfolger lieben solten, oder würde er sich gezwungen sehen, ganz anders von uns zu urtheilen?

„Sie sind ehrliche Leute, die nichts weniger als mißtrauisch sind, und die auch von andern nicht glauben, daß man sie betrügen werde. Daher sind ihre Hausthüren immer eröfnet, und sie besorgen gar nichts wegen ihrer Kürbisflaschen, Baumwolle und andern Waren, die in ihren Häusern aufbehalten werden.„ So groß ist das Zutrauen zu einander, und so weit erstreckt sich die allgemeine Sicherheit. Es wäre zu wünschen, daß wir eben so wenig von Betrug, Hinterlist und Nachstellungen wüsten, und ein jeder dem andern auf sein Wort trauen könte. Aber man hat einer betrügerischen Verstellung den Vorzug vor der Aufrichtigkeit eingeräumt, und freut sich, wenn man nach ihrer Anweisung dem Nechsten Schaden thun kann. Wir müssen alle unsere Kostbarkeiten, Geld und andere Waren, die wir nicht gerne missen wollen, sorg-

fältig verwahren, wenn wir sie nicht der unverschämtesten Habsucht einiger Menschen Preis geben wollen. So sehr sind wir von diesen einfältigen Indianern unterschieden.

„Sie sind zu denen Handwerken, welche ihre Lebensart erfodert, sehr geschickt, und man thut nicht unrecht, wenn man ihnen einen Rang unter den Baumeistern und Zimmerleuten einräumet. Das Haus, welches sie bewohnen, und der Kahn, oder die Piroge, in welcher sie auf dem Wasser fahren, und fischen, werden nach den Regeln ihrer Baukunst eigenhändig verfertiget. Wenn sie ein größeres Gebäude aufführen wollen, als gewöhnlich ist, so bitten sie mehrere Indianer aus der umliegenden Gegend zusammen, bewirthen sie so gut, als es in ihrem Vermögen ist, und führen ihr Haus unter dieser Beyhülfe im einen halben Tage, oder in wenigen Stunden auf.„ Wie leicht würde es seyn, dis friedfertige Volk zu mehreren Handarbeiten anzuführen, und wie geschwinde würde ein anhaltender Fleiß, diese Gegenden mit Reichthümer erfüllen! Doch sie sind mit dem Wenigen zufrieden, das sie haben, und es fält ihnen nicht einmal ein, weit aussehende Anschläge zur Vermehrung ihrer Güter zu faßen. In diesem Zustande geniessen sie einer erwünschten Ruhe, und wissen von der quälenden Sorge nichts, der sich so viel Europäer von ihrer Jugend an bis ins späteste Alter aufopfern. Die Jagd und Fischerey versorgen ihre Tafel hinlänglich mit guten Essen, bey welchen sie sich recht wohl befinden. Zur Abwechselung geniessen sie auch zuweilen

eini-

einige Erdgewächse, die von ihnen selbst gebauet werden. Wenn nicht ein gewißer unbändiger Trieb nach dem Ausländischen und Raren, wornach wir nur gar zu lüstern sind, in unsern Adern walte, so vergnügten wir uns mit dem, was uns die Vorsehung im Ueberfluß gegeben hat, und so würde vielleicht unsere Gesundheit dauerhafter, und wenigern Zufällen unterworfen seyn. Aber viele leben nur ihre Zunge zu befriedigen, nnd ihren Magen zum Behältniß beyder Indien zu machen. Es wird ihnen keine köstliche Speise gerühmt, die sie nicht mit schwerem Gelde erkaufen, und mit großer Begierde verschlucken solten, ohne jemals aufzuhören, noch mehrere zu verlangen. Sie lernen nicht eher diese verschwenderische Lebensart verabscheuen, bis ihr Leib durch bedenkliche Zufälle erschüttert wird, und ihre Zunge die Unterscheidungskraft verliert.

„Sie haben mehrentheils eine starke Fleischfarbe, es mangelt ihnen aber, wie andern Amerikanern, der Bart, doch wachsen ihre schwarze Haupthare desto länger.„ Die Farben der Nationen sind nach dem Lande ihrer Wohnung unterschieden. Die Negers haben von ihrer Schwärze den Nahmen bekommen. Die Chineser und die meisten Einwohner von Ostindien sehen olivenfarbig aus. Der Amerikaner hat eine Fleischfarbe, und nennet die Europäer Blanke oder Weisse. Aus diesen Farben kann man nicht mit Gewißheit auf die Gemüths-Beschaffenheit dieser Völker schliessen, denn es kommen gar zu viel Ausnahmen vor, welche unsere Grundsätze umstossen. Die meisten Negers sind rachgierig, wild, unbändig und untreu, aber man würde dem ganzen Volke gar zu viel Schimpf an-

thun, wenn man es von allen behaupten wolte. Eben so kann man von den Persern, Japonesern, Tatern ꝛc. urtheilen.

„Die Indianer, welche in den Gebürgen wohnen, sind nicht so leutselig, freundlich und friedfertig, als die in der Ebene. Sie scheinen beynahe das Gegentheil von ihnen zu seyn.„ Solte man glauben, daß eine so kleine Entfernung, die nur wenig Meilen ausmachen wird, einen so merkwürdigen Unterschied zeugen könte? Hat etwa die kältere Luft, welche auf den Gebirgen weht, einen so starken Einfluß in ihre Seelen? Oder rühren diese Sitten von der Dienstbarkeit her, darin sie sich jetzo befinden? Es ist wahr, die Verwandlung eines freyen Menschen in einen Sclaven, kann eine traurige Zerstörung in seiner Seele anrichten. Das lebhafte, muntere und aufgeweckte, das sonst aus seinen Bewegungen hervorleuchtete, kann sich in eine finstere und melankolische Gestalt verändern, welche aller Lebhaftigkeit und Anmuth beraubt ist. Ein ganzes Volk, das in den Stricken der Knechtschaft liegt, und keine Möglichkeit sieht, sich loßzureissen, kann durch eine Art der Verzweiflung zu einer höchst unanständigen Niederträchtigkeit verleitet werden, die man in einer freien Lebensart nicht bemerken wird.

„Sie sind ungemein tumm, und wissen von Künsten und Handwerken nicht das geringste. In dieser Unwissenheit wachsen sie auf, und darin beschliessen sie auch ihr Leben.„ Man solte nicht glauben, daß es Menschen gebe, die so wenig vom Vieh unterschieden sind, und in vielen Stücken von ihm übertroffen werden. Wenn ein Mensch in seinem ganzen Leben,

Leben, seine Seele entweder gar nicht, oder nur zur Gottlosigkeit gebraucht, so bleibt der beste Theil seines Wesens in einer unfruchtbaren Dürre liegen, und macht den andern zugleich mit unbrauchbar. Solche Seele ist wie eine unreine Quelle zu betrachten, die ihr reines Wasser verloren hat, und nichts als Schlam und Unreinigkeiten ausgießt, oder wie ein Haus, das allenthalben verfallen, mit Spinneweben und Ungeziefer angefüllet ist, und von keinem vernünftigen Geschöpf bewohnt wird. Da Leib und Seele in einer so genauen Verbindung stehen, und so merkwürdige Würkungen in einander hervorbringen, so ist es nicht mehr als billig, daß wir nicht nur essen und trinken, sondern auch denken und urtheilen lernen.

„Aus Faulheit bringen sie ganze Tage auf einer Stelle zu, und sitzen nach Gewohnheit der Wilden auf ihren Fersen, ohne ein Wort zu sprechen.„ Muß sich nicht ein Mensch selbst zur Last werden, wenn er mit seinem Körper nichts anders anzufangen weiß, als ihn niederzusetzen, und hernach in einer gedankenlosen Stellung ruhen zu lassen? Aber es giebt solche träge Seelen, die kaum Lust haben den Mund aufzuthun, und ein Wort zu sprechen. Das Bette, der Lehnstuhl ꝛc. sind die klärsten Vorstellungen, welche sie haben, andere Gedanken sind bey ihm eben so selten, wie die Schwalben im Winter. Solche Menschen kommen mir in ihren reifern Jahren als Kinder vor, die lange vor dem Untergang der Sonne einschlafen, und erst denn, wenn der Mittag herannahet, wieder erwachen. Wenn sie nicht von Armuth und Mangel überfallen, und durch die Bedrohungen eines verzeh-

renden Hungers gezwungen würden, den Schlaf aus den Augen zu wischen, die schlaffen Nerven anzustrengen, und einige Kräfte anzuwenden; so würden sie Siebenschläfer, und bekümmerten sich weder um Mond noch Sonne mehr. Diese gute Erinnerung ist ihnen nöthig, weil sie sonst in ihrer Faulheit umkommen würden. Es komt hiebey viel auf die Erziehung an. Wenn man den Kindern gar zu viel müßige Stunden erlaubt, und immer besorgt ist, sie werden sich durch ihren Fleiß Schaden thun, und zu viel lernen: so können sie leicht, wenn sie älter werden, aus Mangel der Einsicht, eine solche verschlafene Lebensart für ein großes Glück halten.

Er wird nur beym Ofen sitzen,
Lange schlafen, sinnloß schwitzen,
Wenig oder gar nichts thun,
Und wol ganze Tage ruhn.
Sagt ihm nur nicht von Gedanken,
Daran hat er nicht gedacht.
Seht, er fängt schon an zu wanken,
Denn er hat sich krank gewacht.

„Die Reichthümer verachten sie mit großer Gleichgültigkeit. Man mag ihnen die besten Worte geben, oder noch so viel Geld bieten, eine Gefälligkeit von ihnen zu erlangen, so bleiben sie doch sprachloß, und ohne Bewegung auf ihren Fersen sitzen.„ Geld und Reichthümer, sind sonst die allgemeine Begierde der Menschen. Darnach wiegt man die Verdienste und die Glückseligkeit eines Menschen ab. Man übergiebt sich der entsetzlichsten Gefahr, man schonet seines Lebens gar nicht, man arbeitet mühselig bey Tage und bey Nachte, man entreißt sich allem Vergnügen, und warum geschicht das?

Nur

Nur darum, daß wir reich werden wollen! Diese Begierde der Menschen ist höchst unersättlich. Man wird sie eben so wenig stillen können, als es möglich ist, das Meer auszutrocknen. Die Indianer scheinen gar nicht eigennützig zu seyn, sie verachten das Geld, und wollen keinen Reichthum haben. Man könte dis für eine Tugend halten, wenn man nicht wüste, daß es darum geschehe, damit sie nicht nöthig hätten, es wieder abzugeben. Sie wollen es ihrem Oberherrn, oder andern, denen sie es schuldig sind, nicht gönnen, und bekümmern sich aus diesem Grunde gar nicht darum. So scheint manches tugendhaft zu seyn, das aber gleich die Gestalt des Lasters entdeckt, so bald wir es in der Nähe betrachten. Ormus samlet kein Geld, er will von andern nichts annehmen, sondern ist zufrieden, wenn er den Tag über zu leben hat. Was er erübriget, wird unter die Armen ausgetheilt. Dis scheinen Wirkungen einer recht tugendhaften Seele zu seyn. Aber er hat in der vorigen Zeit viel Schulden gemacht, und sie bis jetzo nicht bezahlt. Er weiß, daß seine Schuldner aufmerksam sind, und nur auf Gelegenheit warten, das ihrige wieder zu nehmen. Diese Freude will er ihnen nicht gönnen, und zerstreut daher sein Geld, ohne daß man weiß, wo es bleibt. Er könte mit leichter Mühe viel verdienen, und wird öfters darum gebeten, aber aus diesem Grunde läßt er seine Hände fast den ganzen Tag ruhen, und arbeitet nur, wenn es ihm einfält, aber ganz sorgloß und nachläßig.

„Sie haben ein gewisses Getränk aus indianschen Korn, das sie gerne im Ueberfluß gebrauchen, und hernach ihrer Sinne nicht mächtig sind.„ Es ist eine sehr

üble Gewohnheit, die sich bey allen Völkern eingeschlichen hat, daß sie die Grenzen der Mäßigkeit so weit überschreiten. Was ist ein Mensch, der seiner Vernunft nicht mächtig bleibt, und nicht weiß, ob er ein Vieh oder ein vernünftiges Wesen ist? Hat uns GOtt darum dis edle Geschenk gegeben, daß wir es unter dem übermäßigen Getränck vergraben, und die äusserste Begierde unserer Zunge höher halten sollen, als gesunde Gedanken? Kann man es verantworten, daß man sich auf mehrere Tage zu seinen Geschäften untüchtig macht, und allerley Unordnungen einschleichen lasse, die verhütet werden könten, wenn man nur bedenken wolte, daß man ein Christ ist? Es entschuldiget uns nicht, daß wir sagen wollen: wir werden dazu gezwungen. Die innere Lust und die heimliche Begierde ist nur gar zu stark darnach, und wenn diese nicht wäre, so würden wir allen äußern Zwang verachten. Wir lassen uns diese unsinnige Verschwendung sehr wohl gefallen, und wenn wir auch einmal die Folgen davon empfunden haben, so versuchen wir doch von neuen, unsere Gesundheit zu überschwemmen. Man darf sich hernach nicht wundern, wenn man sich gewiße Strafen zuzieht, die nothwendig damit verbunden sind, und es kann auch nicht fehlen, daß uns die göttliche Langmuth endlich die besten Güter entziehen, und uns darben lassen muß. Denn, wer wird sie zwingen, die Gaben ihrer Hand entheiligen zu lassen?

„In ihren Hütten fehlet aller Hausrath. Weil sie keine Freunde der Reichthümer sind, so vergessen sie auch, für die nothdürftige Bequemlichkeit in ihren Häuser zu sorgen.„ Ich irre nicht, wenn ich behaupte, daß

in

in manchen Häusern mehr Vorrath, mehr Zierlichkeit, und mehr brauchbare Gefässe seyn könten, wenn die Einwohner nur wolten. Aber so nachläßig, als manche in der Bekleidung ihres Leibes sind, so nachläßig sind sie auch in ihrem Hausrath. Es ist ihnen gleich viel, ob sie aus einer halben Schüssel, und mit einem hölzernen Löffel essen, oder ob sie ein ganzes Gefäß auf dem Tisch haben, und zinnerne oder silberne Löffel gebrauchen können. Ich will hier dem Uberfluß keine Lobrede halten, sondern tadele es vielmehr, wenn sich jemand über seinen Stand erheben will. Aber es giebt doch, die Ordnung in der Wirthschaft, die Reinlichkeit der Stuben, und die Hinlänglichkeit der Gefässe, einer jeden Haushaltung, sie mag so klein seyn, als sie will, eine besondere Zierde. Leute, die sich dazu gewöhnt haben, können viel vergnügter leben, als andere, die eine halbe Stunde suchen müssen, ehe sie ein Messer, ein Buch oder dergleichen finden können.

„Die Mestitzen in Peru sind wieder eine andere Art Leute. Sie entstehen aus der Vermischung der Spanier und Indianer. Man muß es an ihnen loben, daß sie arbeitsam sind. Die Spanier, welche in diesem Lande leben, sind viel zu vornehm dazu, daß sie mit der Hand arbeiten solten. Sie überlassen dis den Mestitzen, welche Geschicklichkeit genug besitzen, und Fleis anwenden. Sie treiben die Handwerke, und sind darin um so viel fleißiger, weil sie gleiche Vorrechte mit den Spaniern genieſſen.„ Der Hochmuth setzt sich mehrentheils über diejenigen, welche wir gemeine Leute nennen, weit hinweg, und begegnet ihnen oft, wenn sie es gleich nicht ver-

verdient haben, mit vieler Unfreundlichkeit. Aber man nehme diese nützliche Bürger aus einem Staat weg, man lasse alle Handwerke ruhen, welche allgemeine Klagen werden denn entstehen, und wie bald werden wir einsehen, wie nöthig und nützlich diese Leute sind! Man thut ihnen Unrecht, wenn man sie verachtet. Wenn sie das thun, wozu sie verbunden sind, und ihre Zeit nicht müßig zubringen, sondern für andere eifrig arbeiten: so verdienen sie vielmehr Aufmunterung darin fortzufahren. Je sorgfältiger und fleißiger sie sind, je nützlicher wird ihre Arbeit, und je mehr Lob werden sie auch von Auswärtigen erhalten.

Der Fleiß krönt unsrer Hände Werke,
Giebt ihnen Ansehn, Glanz und Stärke,
Und lobt sich selbst durch seine Kunst,
Ihr wolt verächtlich von ihm denken,
Und ihn durch schele Augen kränken?
O gönt ihm lieber eure Gunst!
So wird er euch mit frohen Mienen,
Auch in der schwersten Arbeit dienen.

Ich könte noch anführen, daß die alten Einwohner von Peru prächtige Gebäude aufgeführt haben, über deren Ruinen man noch jetzo erstaunet. Ich könte des Sonnentempels, der Vorrathshäuser und der Königlichen Gräber gedenken, und noch eine Vergleichung zwischen den alten und neuen Einwohnern dieses Staats anstellen. Aber diese Abhandlung würde zu weitläuftig werden, und die Grenzen überschreiten. Es ist genug, daß wir gesehen haben, daß auch ein Peruaner viel lobenswürdiges hat, und in mancher Absicht Nachahmung verdient: daß er aber auch in vielen Dingen aus-

ausschweift, und die Allgemeinheit des menschlichen Verderbens bestätiget.

Wie gut wäre es, wenn ein Mensch von dem andern, und eine Nation von der andern das beste lernte! Dis wäre unsrer Menschheit keine Schande. So lange als wir leben, können wir besser, geschickter und tugendhafter werden. Aber die Liebe zu den väterlichen Sitten ist oft so groß, daß sie auch durch die schärfsten Gesetze nicht ausgerottet werden kann.

Eine geringe Aufmerksamkeit würde uns leicht das unvollkommene und unartige der Sitten unterscheiden lehren, und wir würden, wenn diese christliche Gesinnung allgemeiner wäre, viel bessere Väter, liebreichere Mütter und gehorsamere Kinder bekommen.

Die Fische.

Eine Fabel.

Die Fische in einem Teich, welcher in dem Garten eines großen Herrn lag, erwarteten den Winter mit Vergnügen. Denn, sagten sie, wir werden vor allen Nachstellungen sicher seyn, kein Fischer wird nach uns angeln, kein Netz wird unsere schwimmende Körper einschliessen, und wir werden unsern Fras ohne beunruhiget zu werden, in der schlammigten Tiefe aufsuchen können. Es entstand eine allgemeine Freude im Teiche, und ein jeder Fisch klatschte mit dem Schwanze, sprang in die Höhe, und öfnete das Maul; welches die Zeichen ihres Vergnügens zu seyn pflegen.

Der

Der Winter kam, er breitete eine silberne Decke über den Teich, die im Anfang durchsichtig war, hernach aber immer undurchsichtiger wurde. So lange sich noch der Himmel durch diesen Cristall sehen ließ, waren die Fische ruhig, und ergötzten sich im Grunde, ohne eine Gefahr zu besorgen. Es fiel bald ein tiefer Schnee, und die Flocken schlossen sich so fest an das Eiß, daß sie beyde ein Körper wurden.

Nun waren die Fische, wie in einem Gefängniß verschlossen. Ueber ihnen lag ein undurchsichtiges Eiß, und auf allen Seiten war die Erde dicht und fest, daß sie gar keinen Ausgang wusten. Sie hielten eine allgemeine Berathschlagung, wie sie diesem Unglück entgehen wolten, wovon die Stimmen verschieden ausfielen. Einige sagten, das beste Mittel sey, daß die Stärksten unter ihnen eine Oefnung in der Decke machten, und dazu ihre Köpfe gebrauchten. Andere glaubten, man müsse sich durchgraben, weil es wahrscheinlich sey, daß noch mehrere Teiche in der Welt wären, und noch andere urtheilten, man müsse sich stille halten, weil der gnädige Herr ihnen zu rechter Zeit zu Hülfe kommen würde.

Durch die Mehrheit der Stimmen wurde der erste Rath für den besten erklärt, und alle die gute und tüchtige Köpfe hatten, wurden ausgesucht, einen Durchbruch zu machen. Sie wanten alle ihre Kräfte an, aber die armen Gefchöpfe, kamen mit blutiger Nase wieder in den Grund, und bekanten, daß sie keine Köpfe hätten, mit denen man Eiß durchstossen könte. Es entstand ein allgemeines Klagen unter

ter der Gesellschaft, daß man so frühzeitig über die Güte des Winters gefrolocket, und nun seinen Arm mehr als zu hart fühlete, und die Alten gaben den Jungen, die am meisten mit ihrem Schwanze geschlagen hatten, die Lehre: **man müsse nicht so viel gutes träumen, wenn man keinen hinreichenden Grund dazu hätte.** O! riefen die Jungen, wer hätte das denken sollen, daß wir keinen hinreichenden Grund zur Luft haben würden! Denn wir haben uns nach der Einsicht, die wir im Wasser haben, keine andere Gedanken machen können.

Indem hörten sie jemand auf dem Eise fortglitschen, der bald anfing mit dem Beile zu arbeiten, und ein Loch durchschlug. Alle Fische versammleten sich um die Lume, und dankten dem gnädigen Herrn, daß er ihnen Luft gemacht hatte.

Sie sperreten alle die Mäuler auf, und verschlungen so viel Luft, als sie auf einmal fassen konten; hernach begaben sie sich wieder in die Tiefe, und waren ganz ausnehmend vergnügt, denn sie glaubten, daß alle Noth auf einmal aufhören würde. Diese Freude ging so weit, daß einige die andern auffrassen, weil sie die viele Luft gerne aus den Leib bringen wolten. Aber kaum hatte die Nacht ihren Vorhang über die Erde gezogen, so bließ der Nord eine neue Eißscholle über die Lume.

Alles wurde bestürzt, denn man sahe nun, daß weder Fische noch Menschen helfen konten, und die ganze Gesellschaft verlor ihren Muth, und zerstreute sich traurig auf dem Grunde. Gegen Morgen raschelte

schelte es wieder auf dem Eise, und nachdem der Gärtner von neuen gehauen hatte, setzte er ein Bund Stroh in die Lume, durch welches die Fische Luft saugen konten. Dis war das beste Mittel, ihrem unvermeidlichen Untergang vorzukommen, und sie lernten nun mit beyden Augen einsehen, daß Wasser, Graß, Schlam und Würmer ihnen wenig helfen könten, wenn sie keine Luft hätten.

Ich darf wohl sagen, daß viele von unsern Wünschen, eben diese Beschaffenheit haben. Wir sehen dieser oder jener Veränderung mit Freuden entgegen, wir erwarten sie mit der äusserſten Begierde, und wenn sie würklich komt, so vermissen wir doch vieles, was wir gewünscht haben. Wir werden unzufrieden, und murren. Aber über wen haben wir uns mehr zu beschweren, als über uns selbst?



Der Tugendfreund.

Das 13. Stück.

Versucht es nicht, die Tugenden zu trennen.
O möchtet ihr sie alle kennen!
In ihrem Schmuck ist jede Tugend schön:
Doch nur alsdenn, wenn sie beysammen stehn.

Die Menschen waren einmal in einer Stadt auf die Entschliessung gekommen, sich der Tugend zu übergeben. Einige, die unter den Lasterhaften rechte Anführer und Hauptpersonen gewesen waren, hatten vor der Welt in ihrer Bosheit zu Schanden werden, und die Strafen ihrer Vergehungen ausstehen müssen. Ja sie waren in diesem Elende gestorben, ohne daß die Freude sie vorher wieder besucht, und erquickt hätte. Andere hingegen, deren reines Leben bisher ihren Mitbürgern ein Gespötte gewesen war, erhielten so sichtbare Vorzüge, daß man sie allenthalben beneidete. Ihre Gesundheit blühete in der schönsten Gestalt, da die Unmäßigkeit alle andere mit giftigen Seuchen angesteckt

steckt hatte. In ihren Häusern wohnete der reichste Segen, womit Felder und Gärten selbige erfülten. Ihre Kinder wuchsen unter wachsamer Sorgfalt der Eltern in der besten Ordnung heran, und diese glichen den Bäumen, deren Früchte von Tage zu Tage reiffer werden. Was die Verschwendung der Uebelgesitteten alle Tage gleichsam wegwarf, das hatte die ordentlich sparsame Tugend gesamlet, und die ganze Stadt sahe ihr Vermögen bald in den Händen der wenigen wohlgesitteten Bürger. Man hätte es ihnen wol gerne wieder abgenommen: aber eben da sich die Bosheit einmüthig entschloß, und einmüthig versamlete, trat einer von den Freunden der Tugend, den man kurz vorher aus dem Rath gestossen hatte, öffentlich auf, und redete die wilde Versamlung also an. „Freunde aus unserer Stadt. Ich werfe mich nicht zu eurem Herrn auf, ihr habt mir alle Hofnung dazu genommen, ich kann euch also ohne alle Furcht des Verdachts, als ein gehorsamer Unterthan unsers Raths und gemeinen Wesens, im Namen meiner stillen Brüder, meine Gedanken von eurem heutigen Unternehmen eröfnen. Wir alle haben bisher für euch gearbeitet. Ihr alle glaubtet vermögend genug zu seyn, daß ihr eure Berufsarbeit niederlegen, und von euren Einkünften leben köntet. Wir haben euch Häuser gebaut, wir haben eure Aecker zur Bestellung übernommen, und euch dasjenige entrichtet, worüber ihr mit uns eins geworden waret. Wir haben eure Häuser mit allen Nothwendigkeiten versorgt, eure Wohnungen mit allen Zierden, wozu wir nur künstlich genug waren, ausgeschmückt und überzogen. Eure Mahlzeiten sind

von

von uns angeschaffet und zubereitet, und ihr gabet uns alles, was wir foderten, um dem Müßiggange, nach eures Herzens Lust, desto unbesorgter nachhängen zu können. Wir sahen es wohl, daß euer Leben nicht lange währen könte. Eure Gesundheit nahm von Tage zu Tage ab. Eure Kinder machten euch bey aller Bestrafung den Vorwurf, daß ihr noch viel strafwürdiger wäret, als sie. Und durch diese schändliche Verführung, habt ihr die ganze Tugend aus euren Wohnungen und Gesellschaften vertrieben. Euer Vermögen nahm täglich ab, und die Verschwendung öfnete uns alle eure Kasten. Oft steigerten wir euch die Preise unserer Waren und Arbeit, in Hofnung, ihr würdet von euren Ausschweiffungen ablassen, wenn ihr sie so theuer bezahlen müstet. Aber die ungezähmte Begierde ließ euch die nahe Armuth nicht erblicken. Wolt ihr euch nun selbst beschuldigen und tadeln, indem ihr uns dasjenige nehmen wolt, was ihr uns oft überflüßig gegeben habt? Niemand von euch wird eine Rechnung aufweisen können, in welcher wir ihn betrogen haben. Oder wolt ihr die Tugend euch zu Knechten machen? Das wird euch nicht gelingen. Ich sehe schon, wie die Uneinigkeit euch alle Anschläge vernichtet, und alle eure Wuth gegen euch selbst kehret! Aber seht, wir erbieten uns, alles, was wir durch eure unordentliche Haushaltung erworben, und beygelegt haben, euch baar wieder herauszugeben. Doch bedingen wir uns hiebey dieses aus, daß ihr aus Liebe zur Tugend, die uns gesegnet hat, wenigstens einen Anfang macht, ein-

gezogner zu leben. Wir bedingen uns ferner dabey aus, daß, weil doch alle dazu geholfen haben, das ganze Vermögen auf uns zu bringen, ihr auch eine gleiche Eintheilung der großen Summe zugeben, oder wenigstens nicht mehr verlangen sollet, als ein jeder, laut der an uns bezahlten Rechnungen, in seinem Wohlstande gehabt hat. Uebrigens bedauren wir euch von Herzen, daß ihr das größte Unglück euch zugezogen, und wir wünschen euch aus Tugend und Menschenliebe, eine allgemeine und gründliche Veränderung eurer Sitten. Jetzt seyd ihr die Elendesten unter der Sonnen. „

Was jener Poet als ein Gleichniß brauchte, die Stille des Meers, bey dem Anblick des Neptunus zu beschreiben, das war hier an der ganzen Versamlung zu sehen. Die Ehrfurcht überwand alle Wildheit, sobald dieser tugendhafte Mann mit gesetzter Freymüthigkeit, vor dem tobenden Hauffen auftrat, und ihn mit beschämenden Blicken, mehr als durch alle Beredsamkeit, zu stillen wußte. Niemand hatte sich unter den wenigen, die vorher so eingezogen gelebt, solchen Muth versehen, und die Tugend begleitete die Rede ihres würdigen Freundes, mit innerlichen Bestrafungen, und mit lebhafter Ueberzeugung. Hauptsächlich wurde die Verwunderung allgemein, da die wohlgesitteten Bürger sich erboten, alles herauszugeben, was sie beygelegt, und sie erschienen den andern hiedurch in einer ganz bewundernswürdigen Größe.

Als-

Alsdenn bewundert das Laster die Tugend, wenn sie in einer gegründeten Zufriedenheit, frey von allen Vorwürfen, vollkommen sicher ist, daß kein Unfall sie niederschlagen wird. Der Auflauf wurde also in dieser Stadt gestilt, man berathschlagte sich, ob das Anerbieten, welches alle angehört hatten, anzunehmen sey, und ob man die Bedingungen dabey eingehen wolle, unter welchen das Versprechen gegeben war.

Doch hier hatten alle Laster Gelegenheit der Tugend entgegen zu treten. Zanksucht, Neid, unersättliche Liebe zur Wollust und dergleichen, machten die Gemüther so uneins, daß ein jeder wol gerne alles gehabt hätte. Die Bedingung, sich künftig einzuschräncken, war allen zu hart. Man fiel also wieder auf den ersten Anschlag, denen, die nunmehr reich waren, alles mit Gewalt zu nehmen. Diese aber hatten sich in solche Verfassung gesetzt, daß die Gewalt nichts ausrichten konte. Und nun wurde die Armuth und der Mangel beständig gröſſer, die Krankheiten bestraften allenthalben das unordentlich geführte Leben, und der Wohlstand der Tugendhaften wurde in diesem großen Gegensatz zu einem recht blendenden Glück. Durch diesen Anblick, und von der höchsten Nothwendigkeit gedrungen, faßten die verarmten Schwelger endlich den Vorsatz, sich auch die Ausübung der Tugend angelegen seyn zu lassen, weil es augenscheinlich war, wie reichlich ihre Liebhaber belohnt würden. Das Laster war gar sehr besorgt, in diesen mißlichen Umstän-

ständen seiner vorigen Herrschaft über diese Elenden beraubt zu werden. Alle Laster musten also zusammen kommen, um gemeinschaftlich zu berathschlagen, wie man ihr Reich in dieser Stadt aufrecht erhalten könte. Die Wollust wurde inständigst ersucht, ihr möglichstes zu thun, daß sich die Einwohner noch blenden liessen. Sie versprach es, doch mit der Bedingung, daß ihr die Ungerechtigkeit und Grausamkeit helfen mögte, ihren armseligen Unterthanen erst wieder Mittel zu verschaffen. Diese aber entschuldigten sich mit der Unmöglichkeit. Hierauf wurde die Boßheit aufgefodert, ob sie nicht die Einwohner zur Dieberey, Betrug und dergleichen anführen könte. Sie bedachte sich eine Weile, endlich sagte sie, die Tugendhaften sind jetzt gar zu wachsam. Ich wolte wol ein allgemeines Blutbad, wie ehemals in Sicilien stiften, aber es ist, wie die Grausamkeit gesagt hat, unmöglich: denn der Himmel schützet die Tugendhaften gar zu sehr. Alle schwiegen hierauf betrübt stille, und niemand wuste einen guten Rath. Nur aus den Augen der Argliſt, welche ihre Schwester, die Heucheley an der Hand hatte, und recht höhnisch lächelte, funkelte eine gewisse tückische Begierde, ihre Erfindungen ins Werk zu richten. Die andern sahen ihr dieses nicht sobald an den Augen an, als sie sogleich alle ihre Zuflucht zu ihr nahmen, und sie baten, dieses-mal ihnen auszuhelfen. Sie versprach, mit Hülfe ihrer Schwester noch wol was auszurichten, zumal da es bekant sey, daß die Unbeständigkeit das menschliche

liche Geschlecht nicht lange bey einem Vorsatz lasse. Sie wurde hierauf befragt, wie sie das Vornehmen der Menschen rückgängig zu machen dächte? „Ich, antwortete sie, will den Menschen beybringen, es sey nicht zu wagen, daß man sich der Tugend so treuherzig hingebe, man müße sie erst sehen. Das Laster hätte sich in aller seiner Pracht, in seinen unaussprechlichen Vergnügungen, und in allem geoffenbaret, was nur für menschliche Sinnen angenehm seyn könte. Es wäre also auch billig, daß die Tugend sehen liesse, ob sie eine beßere Beherrscherin der Herzen seyn werde, als das Laster bisher gewesen. Hiebey will ich unsern vorigen Unterthanen alle Hofnung benehmen, daß die Tugend ihnen gefallen werde, dagegen aber zeigen, daß alles der Veränderung unterworfen sey, und sie sich auch also wol wieder nach ihrer vorigen Lebensart umsehen würden, sobald nur die Zeiten sich änderten. Hilft dieses nicht, so werden sie doch wünschen die Tugend zu sehen: und denn will ich einem jeden diejenige zeigen, wobey seine vorige Lebensart einiger Aehnlichkeit wegen noch beybehalten werden kann.

Durch dieses Mittel hoffe ich zuerst einige Trennung unter ihnen zu machen, und nach und nach sie wieder unserer Gewalt zu unterwerfen, weil wir doch noch immer heimlich gehegt werden. Solte auch dieses noch nicht helfen, so überlasse ich es meiner Schwester, der Heucheley, sich unter die Tugenden zu mischen, und die Menschen zum Selbstbetrug zu verführen.„

Die andern Laster hatten mit dem boßhaftesten Vergnügen über den Schaden der Menschen, diesen Vorschlag der Argliſt angehört, sie läſterten die Tugend, und ihren großen Ursprung, und freueten sich, daß ihre Herrschaft über die Menschen nur desto mehr befestigt werden würde. Indessen ward der Heucheley aufgetragen, sich recht zu üben, daß ihre Kunst hernach nicht fehlte. Doch diese war ihrer Sache sehr gewiß, und legte gleich in der schwarzen Gesellschaft eine solche Probe davon ab, daß die andern von ihr sich Hülfe genug versprechen konten. Sie wechselte im Augenblick ihre Kleider, und gab ihnen die reineste Gestalt, schlug die Augen nieder, hub sie zufrieden, liebreich und wehmüthig wieder auf, und fing an, eine so rührende Anrede und Einladung zur Verehrung Gottes zu halten, daß die Laster sich ganz betreten unter einander ansahen, und glaubten, die Unschuld stünde vor ihnen. Die Argliſt sahe der Bestürzung der andern eine Weile zu. Endlich aber nahm sie ihre Schwester in ihre Arme, und da veränderte sich im Augenblick ihre Gestalt, aus ihren Augen schossen tödliche Flammen, und wer die Laster zusammen ausgedruckt sehen wolte, der durfte nur der Heucheley ins Gesicht sehen.

Die Argliſt eilte sogleich ihr Versprechen zu halten. Jedermann wünschte, die Tugend in ihrer ganzen Schönheit zu sehen. Man befragte die Tugendhaften, ob dieses nicht möglich zu machen sey. Diese antworteten, es sey zwar beßer, wenn ein

jegli-

jeglicher die Tugend aus Erfahrung, und durch Ausübung ihrer heiligen Gesetze kennen lernte: doch würde die Tugend sich nicht wegern, denen Sterblichen, die sie so sehr liebte, ihre wahre Gestalt zu offenbaren, und die Gemüther dadurch zum Gehorsam zu überreden. Nachdem einige Zeit verstrichen war, und die Lasterhaften noch immer ihr Verlangen bezeugten, die Tugend zu sehen: so entschloß sich diese endlich den Wunsch der Menschen zu erfüllen. Es wurde also ein Tag angesetzt, da alle Tugenden die Stadt besuchen, und welche nur nach Beschaffenheit der Einwohner können würden, darin bleiben wolten. Jedermann ging vor das Thor auf einen großen Platz, um die gewünschten Gäste zu betrachten, und in die Stadt einzuführen Ehe die Tugenden noch erscheinen, fuhr die Argliſt unsichtbar, wie eine Seuche, durch die ganze Menge des versamleten Volks. Zuerst stelte sie allen, das in den Lastern genossene Vergnügen, so lebhaft vor, daß fast kein einziger eine rechte Begierde behielt, die Tugend zu sehen, sondern die mehresten, in ganz fremden Gedanken vertieft, ihrer vorigen Lust, wenigstens in der Erinnerung nachhingen. Weil immer einer den andern ansichtig wurde, mit welchem er sonst gemeinschaftlich seine Begierden in allerley Unordnung gestilt hatte: so konte die Argliſt ihren Zweck desto beßer erreichen. Man fing an, sich unter einander in schändlichen Unterredungen an alles begangene Böse zu erinnern. Diesen Zustand der Gemüther machte sich die Arg-

list gleich zu Nutze. Sie eilte wieder durch den ganzen Hauffen, und brachte einem jeden den Gedanken bey: wenn ich auch die Tugend annehme, so wird es doch nicht lange währen. Das Gespräch fiel natürlicher Weise auch hierauf. Und nun fing man schon an, einander leichtsinnig zu verspotten. Wer vorher mit einem andern von ihren gemeinschaftlichen Sünden geredet hatte, der sagte nun zu ihm: du wilst die Tugend annehmen, und hast vorher in allen Ausübungen des Bösen den Preiß erhalten! So schämte sich ein jeder vor einem jedem der ihn kante, daß man sich zur Betrachtung der Tugend eingefunden hatte, und ein jeder glaubte, in seines Nachbars Herzen noch die vollkommene Lasterliebe zu entdecken.

Nun kamen die Tugenden. Eine heilige Stille ging vor ihnen her, und nahm selbst die Gemüther der Lasterhaften, so wild und leichtsinnig sie auch waren, mit einer allgemeinen Ehrfurcht ein. Sie waren alle noch niemahls in solchem Zustande gewesen. Man hörte in der Luft kaum ein sanftes Sausen. Es schien alles so aufgeklärt, und so rein zu seyn, daß ganz andere Gedanken und Empfindungen in die Seelen kamen, als vorher. Die Arglist, und alle Laster flohen, vor diesem Siege der Tugend. Aber sie erholten sich bald wieder, und warteten, bis die Gelegenheit sie auffodern, oder die Noth sie zwingen würde, ihren Vorsatz auszuführen.

Die Gottesfurcht machte den Anfang sich zu zeigen. Sie saß auf einem Wagen, dessen Räder

die

die Erde kaum berührten. Die Farbe ihres Kleides war ganz anders, als unsere Farben sind. Denn beym ersten Anblick fiel sie gar nicht in die Augen, und wenn man sie lange betrachtet hatte, so ging es den Augen, als wenn man in die Sonne siehet. Von ihrem Haupte an, bis in die unendliche Höhe, ging ein lichter Stral, dem sie beständig nachsahe, und dieses gab ihrem Angesicht eine ernsthafte Zufriedenheit. Die Sonne vor ihrer Brust war halb von dem Wagen bedecket, worauf sie saß. Einige von den Lasterhaften hatten sich durch die vorhergegangene Stille so einnehmen lassen, daß sie auf die Farbe ihres Kleides recht genau merckten, und diesen gefiel sie ganz über alle massen. Nun konten sie auch auf ihr Angesicht merken, und sie wurden durch dessen ernsthaft zufriedene Miene sehr beschämt. Sonderlich fühlten sie ein großes Verlangen, die Aussicht bis zum Tron Gottes zu haben, welche der Gottesfurcht verstattet war: denn sie erblickten den Stral, aber ihre Augen konten nicht selbst in diese Linie kommen, und sie hinauf sehen. Unter diesen heiligen Begierden und Bewegungen, verschwand in ihren Seelen die Liebe zum Laster; ihr voriges Leben schien ihnen ganz fürchterlich; Schrecken und Wehmuth überfiel sie, wenn sie daran gedachten: sie traten also, von verschiedenen Gemüthsbewegungen gedrungen, zu den Tugendhaften hinüber. Diese schlossen sie freundlich in ihre Arme, und wiesen sie auf die Sonne, welche von der Brust der Gottes-

furcht

furcht lieblich stralte, und den schüchternen Seelen ein sanftes Vertrauen beybrachte.

Die Laster wolten über diese Veränderung rasend werden, allein die Gewalt half hier nichts, man nahm also seine Zuflucht zur Arglist und Heucheley. Jene warf geschwinde wieder eine brennende Liebe zur Sünde, in die schon gerührten, aber durch die vorige Stille noch nicht wachsam gemachten Gemüther. Und diese trat in einem weißen Kleide zwischen die Gottesfurcht und den großen Hauffen. Hier zeigte die Heucheley alle ihre Kunst. Sie wolte die wahre Gottesfurcht vor den Augen der Sterblichen verdecken, und sich an deren Stelle setzen. Sie hatte eben einen solchen Wagen. Ihr Kleid blendete die Augen der Zuschauer, und zierte sie überaus prächtig. Sie schoß einen Stral in die Höhe, aber nicht ganz herauf. Hernach verschwand dieser Stral wieder. Sie schlug die Augen demüthig nieder. Sie blickte die Umstehenden freundlich und gefällig an. Und weil sie einen größern Raum einnahm, als die Gottesfurcht: so konte sie alle Augen auf sich richten, und niemand sahe auf die erstere.

Unterdessen entzündete die Arglist die Herzen der Zuschauer beständig mit böser Lust. Gleichwol blickte die Heucheley sie alle so überaus freundlich an, daß sie glaubten, sie wären von der Gottesfurcht recht sehr geliebt. Endlich war sich ein jeder Zuschauer seiner Boßheit vollkommen bewust, es gefiel ihm aber, in so schönem Tugendschein selbst

unter

unter den Tugendhaften unkentlich zu werden. Die allermehrsten Einwohner der Stadt wählten sich also die Heucheley, und führten sie in ihre Thore ein, als ihre Königin.

Die Gottesfurcht war unterdessen bey den Tugendhaften eingezogen. Und als sich diese noch mit der Freude über diesen erwünschten Einzug beschäftigten, und nun alle übrigen Tugenden erwarteten: so kamen aus der Stadt schon sehr viele zurück, denen es nicht gefiel, Heuchler zu seyn, und stelten sich wieder zu den großen Hauffen. Unterdessen war schon die Demuth, die Geduld und die Sanftmuth und die Unschuld vorübergezogen: aber sie hatten nur bey den tugendhaften Eingang gefunden, die übrigen wolten sie nicht haben. Nun kam die Liebe. Sie ging zu Fuß. Ihr röthliches Kleid, ihr freundliches Ansehen; die Zärtlichkeit, womit sie ein Kind in ihren Armen, an ihre Brust drückte; die Freygebigkeit, womit sie unter die Dürftigen, welche sie begleiteten, Almosen austheilte; und die Sorgfalt, womit sie ihre Verwandtin, die Schwachheit, neben sich herführete, und von häuffigen Fällen aufrichtete: dieses alles breitete in den Gemüthern aller Zuschauer eine überaus angenehme Empfindung aus. Sie faßten alle zur Liebe, und hernach auch gleich zu einander das schönste Vertrauen. Sie verbunden sich zur zartsten Freundschaft. Selbst die Tugendhaften waren gegen die andern in sanfter Zuneigung eingenommen. Der Haß gegen das Böse, schien mehr ein Mitleiden, als ein Abscheu

zu seyn. Doch diese Empfindung wurde von der regierenden Gottesfurcht bald in Ordnung gebracht. Indessen verfiel alle noch menschliche Schwachheit, auf die Zärtlichkeiten, die in einer so erwünschten Vereinigung natürlich sind. Und man fing wenigstens an, auch von den Bösen noch sehr viel Gutes zu hoffen. Die Lasterhaften hatten unterdessen auch auf die Tugendfreunde eine heftige Neigung geworfen, es kam ihnen vor, als könten sie ohne jene nicht leben. Sie liebten sie, und wusten selbst nicht, warum. Sobald die Liebe mitten in den Hauffen eingetreten war, wurde das Jauchzen allgemein, ein jeder erwählte sie zur Besitzerin seines Herzens, und man zog also mit Freuden in die Stadt.

Die Laster hatten dieses alles genau bemerkt; sie furchten sich, ihr Reich möchte zerstört werden; sie hielten also über ihre Angelegenheiten eine ernsthafte Berathschlagung. Nachdem ein jeder seine Bedenklichkeiten vorgetragen, so sagte die Heucheley: „Fürchtet euch für nichts. Die Tugenden sind getrent. Die Liebe ohne Gottesfurcht, ist uns gar nicht gefährlich. Wir werden in unserer Herrschaft nie so sicher gewesen seyn, als jetzt. Und vielleicht treten gar noch viele zu uns über, die uns vorher ihr Herz versagt haben!„ Sobald die Liebe in der Stadt zur Regierung gekommen war, änderte sich alles darin. Alle gingen mit allen ganz brüderlich um. Die Güter wurden treulich zusammengebracht, und gemeinschaftlich vertheilt. Die Heuchler wusten sich die Gunst und Neigung

aller

aller ihrer Mitbürger eben so wohl zu erwerben, als die Tugendhaften, und diese besorgten von ihren falschen Brüdern nichts arges. Nach und nach fingen die noch nicht gebesserten Seelen ihre Ausschweifungen wieder an: aber die Liebe deckte alles zu. Doch es war nicht möglich, sich bloß aus Liebe zu andern, von allen Beleidigungen abhalten zu lassen: denn wie einige in allen Stücken heuchelten, so heuchelten sie auch in der Liebe. Bey andern war die Liebe mit keiner Ernsthaftigkeit, mit keiner Gottesfurcht verbunden, sie ward also ausschweiffend. In diesen Umständen fanden alle, die lasterhaft seyn wolten, die häuffigste Gelegenheit, ihre Neigung zu befriedigen. Die Heuchler fingen ihre Lebensart zuerst im Verborgenen wieder an, die andern aber verübelten sich gar nichts. Die Personen, mit welchen sie vorher einen verbotenen Umgang gehabt hatten, waren alle noch da: es waren hernach noch andere dazu gekommen, die Liebe wurde bald zur Unzucht, und die Heucheley nante sie noch immer Liebe. Also wurde diese Stadt mit ihren Einwohnern in das tiefste Verderben gestürzet. Die Freunde der Tugend entfernten sich, und führten ein ganz andres Leben, denn sie hatten alle Tugenden zur Regel ihres Verhaltens gemacht, und nicht getrent. Die andere aber verführten sich unter einander immer mehr und mehr. Sie beriefen sich immer darauf, daß sie doch einmal angefangen hätten, die Tugend zu lieben. Dieser nichtige Vorzug vor ihrer vorigen

Lebens-

Lebensart machte sie unerträglich stolz, und so sicher, daß sie keine Vorstellung mehr annahmen, sondern alle freundliche Bestrafungen, womit noch einige Redliche aus benachbarten Städten, ihre Sitten verbessern wolten, recht höhnisch abwiesen. Man sahe an ihnen recht augenscheinlich, wieviel die Laster gewonnen hatten, nachdem es ihnen gelungen war, unter dem Schein der Tugenden, sich der Herzen zu versichern. Die Heucheley blendete alle Fremden, und so wurden immer mehrere mit eingeflochten und hingerissen: kurz die Boßheit war nicht zu beschreiben.

Ich habe diese Nachricht aus dem Archiv der Tugend genommen, wozu ich, wie zu ihrer Büchersamlung den Zutritt erlangt habe. Die Freundschaft gegen die Tugend verbindet mich, nach und nach mehr bekant zu machen, was zur Ausbreitung ihres Reichs dienen kann. Wem übrigens diese Erzehlung unglaublich scheint, der erinnere sich nur, daß allemal auf der Welt die verderblichsten Secten gewesen, und frage alsdenn nach, woher dieses gekommen ist.



Der Tugendfreund.

Das 14. Stück.

Die Wege, die dein Fuß erwählt,
Sind Wege, wo man niemals fehlt,
Und wo uns auch kein Irlicht triget;
Sie führen uns nach einer Stadt,
Die Ueberfluß und Schönheit hat,
Wo deine Herrlichkeit weit ausgebreitet lieget.



Die Tugend wolte einen Reichstag halten, und berief dazu ihre vornehmsten Unterthanen, aus allen Ländern des Erdbodens zusammen. Man benante eine weitläuftige Gegend, wo sie sich versamlen solten, weil der Raum einer Stadt zu enge war, sie alle zu fassen; und in deren Mitte wurde ein Ort bestimt, wo die Tugend zur Zeit des Reichstages ihren Sitz haben würde. Aus Mangel richtiger Charten von dieser Gegend, ist es mir nicht wohl möglich, die Grenzen und die Lage davon genau anzuzeigen. Doch will ich sie, so gut als es geschehen kann, beschreiben.

Die mitternächtlige Seite wurde von hohen und an vielen Orten unübersteiglichen Bergen eingeschlossen, welche sich nach und nach in einem dicken Walde, der mit allerhand Bäumen besetzt, und einige Meilen lang war, unmerklich verloren. An der äusserſten Seite des Waldes blitzten die Spitzen einiger Thürme, welche die Gegenwart großer Städte, und prächtiger Luſtſchlösser verrithen. Die Mittags Seite war eben, und mit niedrigen Wäldern bedeckt, welche von zwey bis drey klaren Flüſſen, die einige mal zuſammen liefen, und kleine Inſeln machten, durchſtrömt wurden. Gegen Morgen breitete ſich eine Ebene aus, die von vielen Alleen durchſchnitten war, von welchen jede zu einem königlichen Luſtgarten führte. An der Abendſeite erhoben ſich verſchiedene kleine Anhöhen, die mit Weinſtöcken bepflanzt waren, zwiſchen welchen hie und da ein heller Bach ſchimmerte, worin ſich die Schatten von den Blumen und Sträuchen der Wieſen, wie in einem Spiegel, abmahleten.

Mitten in dieſer Gegend lag ein Schloß, das ſeines gleichen in keiner anderen Gegend hatte. Die Dächer waren alle mit Golde bedeckt, und marmorne Mauren zogen ſich zierlich in die Höhe, bis zu der äußerſten Spitze. Die Bildhauer hatten ihren Fleiß nicht geſpart, die Seiten und die Eingänge des Schloſſes mit ausgeſuchten Stücken zu bekleiden. Seine Größe und Weite machte es zum Wunder der Kunſt, denn man brauchte mehr als drey Stunden, wenn man rund herum gehen wolte. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich die Koſtbarkeiten aller Zimmer, den

Glanz

Glanz der Säle, und die Schönheit der Schildereien, die man darin antrift, beschreiben wolte. Es werden sich davon, bey der Erzehlung des Reichstages selbst, einige Anmerkungen machen lassen, die uns einen Begrif von dem inneren Werth dieses Schlosses geben können. Alles war schön, auserlesen, prächtig und majestätisch.

Nach dem Befehl der Tugend versamleten sich alle, welche zu diesem Reichstage beschieden waren. Die ganze Erde schien in Bewegung zu seyn, und von allen Weltgegenden sahe man Schaaren ausziehen, welche Verehrer der Tugend waren, und sich unter unaufhörlichem Frolocken an den bestimten Ort verfügten. Auch die, welche dem Reichstage nicht beywohnen konten, nahmen an dieser Freude Theil, und breiteten sie in ihren Ringmauern aus. Dem kleinsten Säugling wurde davon bey seiner Wiege gesungen, und achzigjährige Greise schlugen die Hände zusammen, und weinten für Freude.

Nur die Bosheit flog, mit stinkendem Nebel bedeckt, voll Raserey und Unmuth, von einem Ende der Erde bis zum andern, und streuete ein giftiges Pulver überall aus, damit die Freunde der Tugend blind würden, und den Weg zu dem bestimten Lande nicht finden könten. Sie schrie über Gewalt und Unrecht, und hätte gerne das Feuer eines allgemeinen Aufruhrs angezündet, wenn ihr die tückische List, die sie zu spielen gedachte, gelungen wäre. An einigen Orten verstelte sie sich, und zog die Kleider der Tugend an, damit sie die Leute überreden möchte, sie sey ein Engel des

Lichts. Aber sie konte ihre Gestalt doch nicht so sehr verbergen, daß sie nicht bey verschiedenen Gelegenheiten zu ihrer größten Schande, wäre entdeckt worden.

Viele glaubten ihren betrügrischen Vorstellungen, liessen sich verblenden, und folgten ihrer Stimme ohne Weigerung nach; bis sie endlich an einen wüsten Ort hingebracht wurden, wo sie für Hunger und Durst verschmachteten, und von wilden Thieren zerrissen wurden. Denen, die nicht so bereit waren, ihr Gehör zu geben, legte sie unvermerkt Ketten an, und führete sie durch ein mit Lilien und Rosen bewachsenes Feld, bis zu einer finstern Grube, und wenn sie nahe genug hinzugekommen waren, gab sie ihnen einen heimlichen Stoß, daß sie herunterstürzten. Die Nachbaren und Freunde dieser Unglückseligen gaben hernach vor, daß sie jetzo in den Ländern der Glückseligkeit wären, und einer vollkommenen Freude genössen. Dis geschahe nach dem Angeben der Bosheit, welche Willens war, noch mehrere zu verführen, und sie auf die schlüpfrigen Wege des Todes zu bringen.

Schon Millionen Menschen waren auf diese Art dem Engel des Verderbens entgegen gegangen, aber jetzo war sie ganz rasend, und versuchte alle Mittel, welche sie nur immer erfinden konte, eine allgemeine Verwüstung über die Welt auszubreiten. Sie besorgte, und vielleicht nicht ohne Grund, daß wenn der Reichstag der Tugend zu Stande käme, so würde ihre Gewalt, die sie so lange über die Menschen gehabt hatte, eingeschränkt, und sie selbst wol gar, wenn man ihrer hab-

habhaft werden könte, in ein ewiges Gefängniß geworfen werden.

Einige, welche von einer höheren Hand waren gewarnt worden, entgingen glücklich den Fallstricken, welche sie ihnen gelegt hatte, und ob gleich neue Laster in dem Busen der Bosheit kochten, so erreichten sie doch unverletzt den Sitz der Tugend. Andere, die in großer Gefahr waren, wurden noch bey Zeiten gerettet, ob es gleich viele Mühe kostete, sie eines bessern zu belehren. Zuweilen war die Bosheit selbst so unverschämt, und brach mit gewaltthätiger Hand in Häuser ein, aus welchen sie aber mit den Waffen der Tugend zurückgeschlagen wurde. Ueberhaupt merkt man an, daß das Laster mehr durch List und Schmeicheleien gewint, als wenn es sein vergiftetes Schwerd nach den Herzen der Menschen, unbehutsam ausstreckt, und die ganze Natur zittern macht.

Noch lange vorher, ehe der Reichstag seinen Anfang nahm, wurde ein feierlicher Widerspruch bekant, darin die Bosheit ihren Widerwillen gegen alles, was vorgenommen werden konte, deutlich äusserte. Er war folgendes Inhalts:

„Ich hebe alles auf, und vernichte es vollkommen, was auf diesem Reichstage zu meiner Verkleinerung ausgedacht wird. Man wird vergebens nach meiner Krone greifen, oder die Seulen meines mächtigen Stuhls erschüttern. Ich werde diese Unternehmungen verlachen, denn ich kenne die Grenzen meines Reichs. Die Menschen werden mir dienen, und es in meinem Gebiet besser haben, als im Reiche der Tu-

gend. Wie lange hab ich mich um sie verdient gemacht, und ihre Vergnügungen über alle Vernunft und Offenbarung erhoben! Und sie solten nun meine Gesetze verlassen? Gehorchet mir, meine Kinder, denn ich gebe euch, was ihr wünschet.

Eure Gebieterin.„

Alle, in welchen noch ein tugendhafter Gedanke lebte, verabscheueten diese Vorstellungen, und zerrissen die Zettel, welche ihnen in die Hände fielen. Andere, welche thöricht genug waren, ungereimten Zusagen zu trauen, bewahrten sie als Heiligthümer, und machten sich eine weitläuftige Rechnung, von ihrer künftigen Glückseligkeit. Wie leicht ist nicht das menschliche Herz zu bewegen, den zuversichtlichen Eingebungen des Lasters Gehör zu geben, wenn es ihnen nur viel Vergnügen verspricht! Wie bald vergessen sie, daß alle diese Vergnügungen nur eine Hand breit sind, so wie ihr Leben ist, welches nun nicht mehr nach Jahrhunderten bestimt werden kann! Aber wie sehr bedauren sie es endlich, daß sie die schöne Hofnung, die sie sich gemacht haben, so kläglich betrogen hat.

Indessen nahete der erwünschte Tag heran, da der Reichstag eröfnet werden solte. Alles war bereit die Tugend zu empfangen, und ihren Einzug prächtig zu machen. Die öffentlichen Wege waren gleich, und die Strassen eben gemacht. Einige Triumphbogen schmückten den Hauptweg bis zu dem Eingange des Schlosses. Es lebte alles, und die frohe Erwartung dieser Feierlichkeit erhob die Häupter des Volks, diesem festlichen Tage mit frohen Wünschen entgegen

zu

zu sehen. Wie viel Freude breitete sich über ein jedes Gesicht aus? Wie viel Sehnsucht blitzte aus jedem Auge hervor! Und wie viel Hofnung redete aus jeder Miene, welche hier sichtbar wurde?

Ich hatte mich eben niedergesetzt, folgende Zeilen zu schreiben:

Entflieht ihr Sorgen, Gram und Schmerzen,
Die Erde sey nicht mehr ein Grab!
Eröfnet euch entweyhte Herzen,
Und du, o Tugend! komm herab!
Die Sehnsucht eilt auf deinen Wegen,
Und ruft und jauchzt dir froh entgegen:
Komm und erscheine uns doch bald!
O blitzten um dich tausend Sterne!
Mich deucht, es rauscht schon in der Ferne,
Und jetzo rauscht der nahe Wald.

Und seh ich nicht den goldnen Wagen,
Wo deiner Krone Schönheit spielt?
Wer kann des Schimmers Blitz vertragen,
Den auch der fernste Fremdling fühlt?
O sehen dich der Welten Ende,
Und schlügen fröhlich in die Hände,
Und sängen ewig deinen Ruhm!
Doch, hier muß sich mein Geist verlieren:
Komm! eile! ewig zu regieren,
Und baue dir ein Heiligthum.

als ich den lauten Zuruf mehrmals erschallen hörte: es lebe die Tugend, sie lebe ewig. Ich flog mit

schleunigen Wendungen ans Fenster, den feierlichen Einzug der Tugend, den ich mir jetzo einbildete, mit anzusehen. Und sie war es auch würklich. Aus ihren majestätischen Antlitz stralten Hoheit und Liebe auf alle, welche ihren Wagen umgaben. Ihr ganzes Gefolge war glänzend und ansehnlich. Alles um sie herum lebte, und jeder drengte sich, so nahe, als er konte, zu ihrem Wagen. Sie nahm ihren Zug grade nach dem hohen Thor des Schlosses, und begab sich so gleich in der prächtigsten Kleidung, mit allen Abgeordneten auf den grossen Saal, welcher mit allen Kostbarkeiten ausgeschmückt war.

Sie setzte sich auf einen ganz goldenen Tron nieder, und etwas niedriger neben ihr, setzten sich die Tugenden auf beyden Seiten, nach der von ihr selbst vorgeschriebenen Ordnung. Vor ihr sassen in verschiedenen Reihen die nächsten von ihrer Freundschaft, und hinter ihnen stunden die andern, welche der Eröfnung des Reichstages beywohnen solten. Sie hielt an alle Anwesende eine vortrefliche Rede, darin sie bat, alles zu entdecken, was sie zur Verbesserung der menschlichen Herzen nöthig hielten, und sie schon zum voraus ihres hohen Beyfals versicherte.

Kaum war sie zu Ende, so trat die Unschuld, welche der Tugend gleich zur rechten Hand gesessen hatte, vor den Tron. Sie hatte ein ganz weisses, von einer Seide, die viel weisser, als der Schnee war, gewirktes Kleid an. Auf ihrem Haupte glänzte, zwischen vielen Perlen, die in der Gestalt eines Kran-

Kranzes zusammen gelegt waren, ein kostbarer Diamant. In der Hand trug sie eine weiße Rose. Sie machte eine tiefe Verbeugung, und hielt folgende Rede.

„Große Tugend

Wir alle, welche Gott auf Erden gesandt hat, die Menschen glückselig zu machen, wir alle freuen uns über deine Ankunft, bis zum Entzücken. Es ist kein Tag vergangen, da nicht feurige Wünsche, und heisse Begierden gen Himmel gestiegen sind, deine unschätzbare Gegenwart zu erbitten. Und wir haben nicht vergebens gewünscht, nicht vergebens gehoft. Dieser glückselige Tag ist endlich erschienen, und wir haben dich an den Grenzen deines Reichs mit Frolocken empfangen.

Könten wir dir nun die Schätze zeigen, die wir gesamlet! Könten wir dir die Ehrenbezeugungen erzehlen, die wir genossen haben! Du weißt, große Tugend, daß unsere Schätze menschliche Herzen sind, und daß die Ehre, die wir verlangen, das Lob des Schöpfers ist. Aber ach! Du findest uns zum Theil ganz arm, beraubt und niedergeschlagen. Doch wir hoffen, daß deine Ankunft eine glückliche Veränderung in diesen traurigen Schicksalen machen wird.

Erlaube mir jetzo von mir selbst, und von dem, was mir seit dem Anfang der Tage, unter den Menschen begegnet ist, in der Kürze zu reden.

Welche Freude walte in mir, als ich so glücklich war, die erste menschliche Seele zu finden, welche die Unschuld verehrte! Ja, sie verehrte sie aufrichtig, aber nicht lange. Damals spielete der Engel des Bundes auf seinem Erdboden, und hatte seine Lust unter den Menschenkindern. Aber ach! sie verlor ihre Unschuld nur gar zu bald! Und mit welcher Verachtung begegnete man mir hernach! Wie viel Verfolgungen habe ich ausstehen müssen. Nur wenige gönten mir den Eingang zu ihren Herzen, denn sie glaubten in dem Schoos der Wollust glücklicher zu seyn, als bey den Umarmungen der Unschuld. Beklagenswürdige Menschen! O wie viele haben sich durch den Schatten betriegen lassen, und sind nun auf ewig verloren! Ich bin unschuldig an ihrem Blute. Ernste Vermahnungen und scharfe Verweise, holdselige Zusprüche, und süsse Verheissungen, diese alle habe ich zu ihren besten verschwendet. Tage und Zeiten sollen davon zeugen. Oft habe ich eine stählerne Brust gefunden, die vom Laster so verhärtet war, daß sie keine Eindrücke mehr annehmen wolte. Ueber sie habe ich manche blutige Thräne vergossen, und mit Schaudern an die Zerschmetterung gedacht, die sie von einem unerbittlichen Richter zu erwarten hat. Ja er muß unerbittlich seyn, der große, der gerechte Richter, wenn Menschen die Unschuld verleugnen, und den befleckten Rock des Fleisches anziehen.

Doch zuweilen sind meine Bitten erhört worden. Man hat mich zurückgerufen, und um Vergebung gebeten.

beten. Man hat sich für strafwürdig erklärt. Man hat seine Verbrechen bekant. O Tugend! du würdest dich freuen, wenn ich dir die Namen dieser Kinder der Unschuld nennen solte. Jetzo kennen sie den Werth der Unschuld, den sie vorher nicht kennen wolten. Jetzo verfluchen sie das Laster, dem sie sonst dienten. Jetzo brent in ihnen eine reinere Flamme, als die war, die vorher ihre Brust entzündete. Ich habe ihnen mit freygebiger Hand den Schmuck wiedergegeben, den ihre Jugend getragen hat.

Aber doch schmerzt es mich, daß man meinen Belehrungen so wenig Gehör giebt. Sind denn die Menschen durch die Verblendung des Lasters bezaubert, oder durch die Künste der Thorheit betäubt, daß sie sich wegern der Unschuld zu glauben! Ach sie werden es endlich mit ihrem grösten Schaden bereuen! Und möchte diese Reue nur nicht zu spät seyn! Sie mögen mich aus ihren Häusern verstossen, und aus ihren Herzen verbannen: ich will doch ein mitleidiges Herz gegen sie behalten, ich will ihnen meine Schätze anbieten, ich will ihnen wie eine Mutter nachfolgen, ich will sie liebreich warnen, und vielleicht werden doch einige erkennen lernen, daß ich für ihre Wohlfart arbeite.

Gönne mir deinen Arm, starke Tugend. Laß ihn mit verdoppelten Schlägen das Laster verfolgen, und diese Mörderin der Menschen, (o wäre sie niemals dem Erdboden nahe gekommen!) diese verzweifelte Mörderin entwafnen, und ihren giftigen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417/phys_0231
DFG

gen Pfeil vor ihren Füssen zerbrechen. Laß dein Licht vor mir hergehen, die Finsternisse, die sich allgemein verbreitet haben, zu zerstreuen, und durch eine neue belebende Wärme, todte, oder doch bey nahe todte Herzen, wieder zu erwecken. Ich bin begierig die Grenzen deines Reichs zu erweitern, und deinen königlichen Namen an alle Palläste der Erde anzuschreiben.„

Mit diesen Worten beschloß sie ihre Rede, und die Tugend antwortete mit einem huldreichen Lächeln, daß sie bedacht seyn würde ihre Unternehmungen mit möglichsten Fleiß zu unterstützen. Weißheit und Ehre solten sie ins künftige durch die Länder des Erdbodens begleiten, und ihren würdigen Unterricht durch ihr hohes Ansehen unterstützen. Sie würde keinen für ihren Unterthan erkennen, der sie verachten oder beschimpfen würde. Es solten gewisse unwiderrufliche Gesetze gegen diese Ungetreue bekant gemacht, und ihnen die härtesten Strafen angekündiget werden. Niemand solte sich zu ihren Tron nahen, als der das Zeichen der Unschuld trüge.

Die Unschuld war mit dieser Erklärung sehr wohl zufrieden, bedankte sich aufs demüthigste, und nahm ihren Ort wieder ein.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Das

Das Schreiben des Herrn Amintas ist uns sehr angenehm gewesen. Liebreiche Erinnerungen, die in der Sprache der Freundschaft vorgetragen werden, können einem tugendhaften niemals mißfallen. Wir wollen uns nicht über allen Tadel erheben, oder den hochmüthigen Gedanken unterhalten, daß wir unfehlbar wären. Es bleiben noch immer Fehler in Ausdrücken und Vorstellungen übrig, wenn man gleich mit allem ersinnlichem Eifer den Schritten der Vollkommenheit nachfolgt. Man ist nicht allemal so glücklich, seine eigene Fehler zu erkennen.

Die Anmerkungen des Herrn Amintas beziehen sich aufs zehente Stück des Tugendfreundes. Er kann sich nicht überreden, daß ein Trauerbrief eine so merkwürdige Veränderung des Dorimenes solte verursacht haben. Nach seinen Gedanken müste diese Veränderung einen tieferen Grund haben, den vielleicht Dorimenes aus weisen Ursachen verschwiegen hätte.

Wir werden uns dismal hinlänglich entschuldigen können. Dorimenes hat schon von Natur viel liebenswürdiges. Man kann von ihm nicht sagen, daß er auch nur die geringste von seinen Gaben ungebraucht gelassen hätte. Die gute Erziehung und der vernünftige Umgang den er mehrentheils gehabt hat, sind sehr vortheilhaft für ihn gewesen.

Der alte Vetter war ein exemplarischer Mann, der Erfahrung und Klugheit zu verbinden wuste, und bey jungen Leuten viel Eingang hatte. Man kann leicht denken, daß er alle seine Zärtlichkeit gegen den

Dori-

Dorimenes, der ihm so nahe verwant war, wird verschwendet haben, seine Seele vollkomner zu machen, und sie nach den Grundsätzen einer wahren Tugend zu bilden. Wir wissen zwar alle geheime Unterredungen, die er mit ihm gehalten, nicht, aber so viel können wir doch dem Herrn Amintas versichern, daß Dorimenes niemals ohne Thränen an das Grab seines Vetters gedenkt.

Aus diesem allen wird Herr Amintas urtheilen können, ob es nicht möglich gewesen, daß durch diese traurige Nachricht seine Seele um ein merkliches verbessert, oder mich noch genauer auszudrücken, völlig verändert worden. Wir wollen es nicht leugnen, daß nicht vorher noch manches vorgegangen seyn kann, welches sein Gemüth unruhig gemacht, aber der Trauerbrief ist doch die nächste Gelegenheit dazu gewesen. Wir wollen den Brief selbst hersetzen.

Mein Herr!

Werden sie auch nicht zürnen, daß ich es wage, ihre Arbeiten zu unterbrechen? Wenn ich sie nicht für einen Freund der Tugend hielte, so würde ich mir über diese Zeilen allerhand schwermüthige Gedanken machen. Aber ich sehe sie auf der guten Seite an, und mich deucht, daß sie nicht sehr böse werden können. Böse werden? sagen sie, und warum denn? Ich lese ihr Wochenblatt gerne. Ich finde darin viele Aufmunterungen zur Tugend. Ich freue mich, daß sie keine heidnische Sittenlehrer seyn wollen, sondern

als

als christliche Weltweisen reden. Ich lobe ihre Absichten, und werde mich bemühen, sie nach meinen wenigen Kräften zu befördern. Das ist alles gut, werden sie antworten, darüber kann ich nicht zürnen. Aber warten sie noch ein wenig, bis sie das Ende des Briefes sehen.

Ich muß es ihnen nur gleich sagen, daß ich mit ihren zehenten Stück nicht vollkommen zufrieden bin. Sie beschreiben den Dorimenes. Die ersten Abschilderungen, welche sie von ihm machen, sind sehr vortheilhaft. Er ist ein liebenswürdiger Jüngling, er hat viel Tugend und Sittsamkeit, und man kann ihn keiner Laster wegen zur Rede stellen. Aber die Gottseligkeit hat noch nicht über seine Seele triumphirt. Sie erlangt diesen Sieg durch ein Schreiben, in welchem ihm der Tod seines Vetters gemeldet wird.

Ich zweifle sehr, mein Herr, daß ein Trauerbrief eine so große Gewalt, über ein menschliches Herz hat: doch würde ich mich noch eher überreden lassen, wenn der Tod eines liebreichen Vaters, oder einer holdseligen Mutter, der Inhalt davon gewesen wäre. Personen, die mit unserm Herzen so nahe verbunden sind, hinterlassen eine tiefe Wunde, wenn sie losgerissen werden. Die ernsthafte Traurigkeit, in welcher alsdenn das Gemüth versinkt, schließt unsere Augen vor den Aufzügen der Fröhligkeit zu, und öfnet der Tugend den graden Weg zu unsern Herzen. Dis will ich gerne einräumen. Aber sie sagen ja nur, daß sein Vetter gestorben. Solte dieser Todesfall von eben so merkwürdigen Folgen begleitet worden seyn? Ich muth-

masse

masse noch immer sehr stark, daß Begebenheiten von ganz anderer Art vorher gegangen sind, die ich aber nicht bestimmen will.

Sie werden sagen: Dorimenes hat von seinem Vetter viele Wolthaten genossen, die seine Verpflichtung bis über die Grenzen des Grabes erweitern. Es ist wahr, die Liebe zu einem Wolthäter, kann viele und starke Wallungen in einer Seele hervorbringen, die nicht ganz unempfindlich, und ohne Nachdenken ist. Aber ist eben dis auch vom Dorimenes zu erwarten gewesen? Er ist noch jung, und hat die Erfahrungen nicht, die er vielleicht noch erhalten wird. Solte er eine so starke Empfindung von diesem Tode gehabt haben? Solten alle Kräfte seiner Seele in Bewegung gerathen seyn? Solte er einen so geschwinden Schritt zur Tugend gethan haben?

Doch, mein Herr, dis ist eine Anmerkung, die dem Werth ihres Blattes nichts benimt. Dorimenes mag nun etwas zu verschwiegen gewesen seyn, oder ich mag geirt haben, so werde ich doch allemal ihren Tugendfreund mit Vergnügen lesen. Fahren sie fort ihre Brüder zu unterrichten, und erwarten sie auch von dem, den verbindlichsten Dank, und die aufrichtigste Liebe, der sich nennet,

Mein Herr,

L ″ ″

den 19. Hornung 1755.

Dero Diener
Amintas.

Der Tugendfreund.

Das 15. Stück.

Soll ich nach heißern Zonen schwimmen,
Ein fernes Glück mir zu bestimmen?
Das kann geschehn.
Doch kann ich auch im Vaterlande,
Entfernet vom beschäumten Strande
Die Wohlfart blühen sehn!

Was sich unvermuthet zuträgt, ohne daß Ursachen bekant sind, mit welchen man den Erfolg vergleichen könte, das ist dem menschlichen Geschlecht jederzeit etwas befremdendes gewesen. Entweder der sehnliche Wunsch, oder die Furcht, bildeten sich eine ganz andere Zukunft: und indem die Seele am gewissesten die sichtbare Wahrheit ihrer Vorstellungen erwartet, so erscheint ein Auftritt, so übereilt sie eine Begebenheit, an welche sie niemals gedacht. Der Mensch sahe weder das Gute, noch das Böse vorher, er konte seinen unerwarteten Zustand nicht selbst bestimmen, er konte das Angenehme nicht befördern, es stund nicht bey ihm, das

Fürchterliche zu hindern. Ehe die Veränderung seines Zustandes ihn betraf, muste sie um so viel gewisser erfolgen, je weniger er davon Nachricht, oder Vermuthungen hatte. Der Feind führt seine Absichten gegen die belagerte Stadt zuversichtlicher und leichter aus, wenn er nicht besorgen darf, verrathen zu werden.

Aber je unmöglicher es wird, eine große Veränderung vorher zu vermuthen, desto unvermeidlicher muß sie auch demjenigen vorkommen, der dadurch entweder zur stolzen Hoheit erhaben, oder herabgesetzt wird, bis zur bittersten Verachtung. Er selbst hat dazu nicht das allergeringste gethan! Es mag nun zur Verbesserung, oder zur Verschlimmerung seiner Umstände gereichen, so muß er es sich gefallen lassen. Indessen überdenkt er doch die Dinge, die vorher ein ganz anderes Ansehen hatten. Er sinnet auf die Ursachen, nach welchen dasjenige erfolgen müssen, was er jetzt erfährt. Aber weit gefehlt, daß er in diese Geheimnisse hineinschauen solte. Was ihm also jetzt einzusehen unmöglich ist, was auch andere nicht sehen können, wozu keine Hoffnung da ist, daß es sich vielleicht in ähnlichen Begebenheiten entwickeln werde, das muß er endlich dahin gestelt seyn lassen.

Doch hierzu wird sich das menschliche Herz nicht so leicht entschliessen. Wo die Zweifel nicht aufgelößt, und die Ursachen dazu nicht angegeben werden können, da sagt man lieber, es sind gar keine da, anstatt, daß man bekennen solte: meine Einsicht ist zu schwach, sie zu finden! Ist das erst festgesetzt, so muß hernach ein bloßer Eigensinn, es muß eine gewisse ganz unbedingte

Noth,

Nothwendigkeit Schuld daran seyn, daß es uns ganz anders ergangen ist, als wir geglaubet. Ich glaube, daß, weil auf diese Weise die Meinung von dem Schicksal zuerst in der Welt entstanden ist, sie auch so sehr vielen Beyfall gefunden, und bis auf diese Zeiten, sehr viele, wenigstens in großer Ungewißheit erhalten hat. Die Welt hat sich zwar auch in Absicht auf diese Meinung sehr geändert: aber es giebt doch noch viele, die jetzt eben das davon glauben, was theils der Aberglaube, theils die Unwissenheit unserer Vorfahren ersonnen.

Ehemals betete man unbekante Gottheiten an, von welchen gar nichts weiter bekant war, als die Muthmassung: sie regierten die Begebenheiten der Welt nach unveränderlichen Grundsätzen und Entwürfen. Ein Volk lernte dieses vom andern, und die Glücksgöttin war auf dem Erdboden sehr gefürchtet. Unterdessen finden wir es allemal, daß der Unglaube mit dem Aberglauben gestritten, weil der Mensch, wenn keine höhere Kraft ihn leitet, nothwendig auf eins von beyden verfallen muß, entweder alles ohne die geringste Prüfung, oder gar nichts zu glauben. Ohngeachtet die Weltweisen den Götzendienst nicht ganz abstellen konten, noch wolten: so sahen sie doch wol ein, daß es die allerelendeste Art der Abgötterey wäre, wenn man sich vor ganz unbekanten, und vor solchen Gottheiten beugete, von welchen gar kein Nutzen zu hoffen wäre. Sie verwarfen also die Meinung, daß ein gewisses Wesen mit unerbitlicher Strenge die Angelegenheiten der Sterblichen besorge. Doch auf der andern

Seite stund ihnen die ganz unläugbare Erfahrung im Wege. Sie sahen es, daß die Dinge sich oft ganz anders zutragen, als man aller Wahrscheinlichkeit nach vermuthet, wenn eine plötzliche Veränderung, die keine menschliche Klugheit vorher sehen konte, oftmals den ganzen Fleiß auf einmal völlig vereitelte, womit mancher sein bestes Glück, nun schon lange Jahre hindurch, unermüdet gesucht hatte.

Aus diesen Verwirrungen wuste sich die Vernunft nicht anders herauszuwickeln, als daß man sagte: es giebt ein Schicksal; niemand weiß, was es ist; dieses ist der Ursprung aller der Veränderungen, die über menschliche Kräfte sind; kein Sterblicher kann sich demselben widersetzen; alle unsere vorigen Veranstaltungen sind vergeblich, weil dieses Schicksal ganz ohne Bedingung mit uns verfährt.

In dieser Meinung fand die irrende Vernunft überaus viel Großes. Selbst die Erschaffung der Welt muste ein Werk dieses ohngefehren blinden Zufalls seyn: und man brauchte nun keinen Gott, der alles ordnete. Hiermit fiel auch der Werth der Tugend weg, denn nur dieses war Tugend, wenn man ertragen konte, was nicht zu ändern, nicht zu vermeiden war. Wer noch den innern Widerspruch des Herzens wider eine solche Lehre fühlte, der klagte indessen über den Eigensinn, über die Unbilligkeit des Schicksals, und dieses pflanzte sich auf alle Herzen der Unverständigen fort.

Auch noch in unsern Zeiten herrscht eine Meinung vom Schicksal, woran manche Gemüther irre wer-

werden, weil sie die unerwarteten Zufälle nicht erklären können, die sich so häuffig ereignen. Diese Sache gehört noch mit unter die Steine, woran der Fuß sich stößt, indem mancher sonst auf dem Wege ganz munter fortläuft, der ihn endlich ohnfehlbar zur Tugend führet. Wenn die Gelehrten mit einer wahren Tugendliebe sich in der großen Welt umsehen, um die Uebereinstimmung aller Dinge, zum großen Vergnügen und lehrreichen Unterricht für ihr Herz, aufmerksam zu überdenken, so fallen ihnen auch die Scheinwidersprüche häuffig in die Augen. Und nachdem sie mehr oder weniger geübt, gerührt, in vielem zerstreut, oder auf eins geheftet sind: macht auch der eine diese, der andere jene schöne Entdeckung, oft sehr leichter, und nur ganz wenig verborgener Wahrheiten. Aber eine stille Betrachtung behält noch immer etwas übrig, und die Welt wird noch für alle unsere Nachkommen, zur Ueberlegung wichtig, und zur Ausübung der Tugend lehrreich bleiben. Ich kann also auch noch in dem Begrif des Schicksals vieles suchen, welches andere Wahrheiten wichtiger, und manche Einwürfe unkräftig macht.

Es ist nicht zu läugnen, daß viele sich von dem rechten Ernst, in Erreichung der Tugend, eben dadurch abhalten lassen, weil die Umstände eines Tugendhaften, sich oft mit seinem Fleiß gar in keine Vergleichung stellen lassen. Natürlicher Weise verspricht sich ein wohlgesitteter Mensch, von der Treue in Ausübung seiner Pflichten, manchen wahren Nu-

tzen. Er setzet diesen Nutzen entweder in dem, was er am eifrigsten wünschet, oder in dem, was er durch seine Aufführung zu erlangen glaubt, und bey dieser Hofnung ist er ruhig. Andere betrachten seinen Wandel mit Vergnügen, und sie wünschen ihm zum voraus zu seinem künftigen Wohlstande Glück. Jeder Tag trift ihn bey den rechtmäßigsten Beschäftigungen an, und jeder Tag bringt ihn also auch seinem Glücke näher, indem er ihn dazu tüchtiger macht. Es zeigen sich schon hie und da Gelegenheiten, wo es ihm eine wahre Freude ist, daß er sehen kann, wie seine unverdrossenen Bemühungen um die Tugend ihm helfen, und wie der Anfang zu allem gemacht ist, was er sich wünschen kann. Er läßt sich durch diese nahe Hofnung nicht zum Stolz verleiten, er wird nicht träge, er zeigt, daß es ihm nicht um den Lohn der Tugend, sondern um sie selbst zu thun ist. Nun soll der letzte Schritt gethan werden, alles läßt sich vollkommen gut an: aber in diesen erwünschten Augenblicken, vernichtet eine betrübte Veränderung das ganze Glück, das so nahe war, und die süße Erwartung verliert alles, eben da sie anfing, alles zu haben. Andere sehen dieses, die Menschenliebe wirkt zuerst ein aufrichtiges Mitleiden: aber das verzagte Herz, wirft sich auch aus solchem Vorfall gar bald Zweifel wider die Tugend auf, die es sich selbst nicht beantworten kann.

Wenn das Schicksal der Tugend würcklich entgegen stünde, wenn sie von selbigem manchesmal verfolgt

folgt würde, und unterliegen müste: solte alsdenn der Freund der Tugend sie verlassen? Man erkent sonst den Freund am besten in der Noth. Seine Liebe muß nicht flüchtig, sie muß aus wahrer Ueberzeugung von den Vorzügen seines Freundes entstanden seyn. Es ist ihm also schimpflich, wenn er in den Fällen zurückzieht, in welchen er erst zeigen solte, wie viel Gewalt seine Freundschaft über andere Neigungen hätte. Noch viel weniger dürfte sich ein Freund der Tugend durch einen Zufall abwendig machen lassen. Denn wenn das Schicksal gegen die Tugend Feindseligkeiten ausübte, so wäre es weit geringer als sie, und die verläugnete Freundschaft gegen die Tugend wäre mit nichts zu entschuldigen.

Aber es wird sich zeigen lassen, daß das Schicksal allemal die Tugend befördert, und niemals unterdrückt; daß es eine göttliche Veranstaltung ist, die wir zwar nicht genau einsehen, die sich aber hernach so unvergleichlich entwickelt, daß man auf keinem andern Wege leichter und geschwinder seinen Zweck hätte erreichen können.

Wir wissen, daß die große Schöpfung ganz allein, aber auch ganz vollkommen, nach dem Entwurf der gütigen Weißheit eingerichtet worden. Unter der Sonnen findet sich kein einziges Bild oder Gleichniß, woran sich der forschende Verstand diesen Entwurf begreiflich machen könte. Um diesem Mangel abzuhelfen, richtete Gott selbst den Verstand eines jeden Menschen, und andrer vernünftigen Geschöpfe also ein, daß uns das eigene Den-

ken auf die Grundsätze bringen muß, wornach die Allmacht geschaffen hat. Wir haben es durch viele Erfahrung und Versuche herausgebracht, daß alles, was hernach ohne Zuthun unserer Hände wirksam seyn soll, in seiner Natur nothwendig auch so eingerichtet werden muß, daß wir selbst seine Veränderungen, in aller ihrer Folge, vorher sehen können. Was fehlt, das wird deswegen hineingesetzt, und was überflüßig ist, das muß herausgenommen werden. Der Künstler berechnet den Lauf der Räder seiner Maschine. Er weiß, wie groß die Kraft seyn muß, welche das erste Rad treibet. Er weiß, wie viel mal das Kleineste herum komt, indem das Größeste seinen Cirkel einmal vollendet. Einige Glieder und Theile des ganzen Werkes stehn unbeweglich stille. Aber der Künstler weiß den Augenblick vorher, in welchem ihre Bewegung vollkommen möglich ist, und würklich entstehen soll. Ein jeder Theil der Maschine, hätte größer, stärker und an und vor sich vollkommener seyn können: aber es muste sich ein jedes nach den übrigen richten, und den Ort einnehmen, wo seine Bewegung möglich war. Hiebey behält sich der Künstler allemal das Recht vor, andere Bewegungswerckzeuge hineinzusetzen, wenn er andere Würkungen haben will.

So schlecht und elend diese menschliche Erfindung ist, so natürlich führt sie uns doch auf die Eigenschaften der Welt, an welchen wir alle Theil nehmen, und wodurch sich die Zufälle unsers Lebens bestimmen. Wir lernen daraus: daß Gott vor-

vorher gewust, wie jedes Geschöpf hat werden müssen, und was es nach seiner Natur, in dem Zustande anderer Geschöpfe, und der ganzen Welt verändern würde. Wir wollen annehmen, daß die leblosen Geschöpfe zusammen gesetzt sind, wie die Maschinen. Aber die Lebendigen kamen mit in diese Reihe: und unter den Lebendigen wieder, die Vernünftigen. Die erste Art muste, so lange ihre Natur ungeändert blieb, nothwendig alle die Veränderungen hervorbringen, welche Gott bey der gemachten Einrichtung zum Zweck hatte. Die zweyte Art handelt nach der Empfindung, welche sie von der ersten hat, geht also auch in der ununterbrochenen Reihe ihrer Würkungen fort. Die dritte Art übersiehet den Zusammenhang, worin sie steht, wenigstens einiger massen. Es steht ihr frey, ob sie glauben will, ihr Glück sey alsdenn vollkommen, wenn sie thut, was sie nach den Regeln ihrer Verbindung mit der Welt thun soll: oder ob sie sich an Gottes Stelle setzen, eine andere Ordnung der Dinge verlangen, und thörigt genug seyn will, wider alle ihre Ueberzeugung, so zu handeln, als wenn es in ihrer Macht stünde, das Wesen der Dinge zu ändern.

So wuste denn Gott vorher, wie viel sich in seine Ordnung schicken, wie viel zu ihrer Glückseligkeit munter hinaufsteigen, und wie viel zu ihrem Schaden sich ihm widersetzen würden. Er wuste vorher, in welchem Augenblick ein jeder sein Glück möglich oder unmöglich machen, erreichen, oder ver-

lieren und verscherzen würde. Nach dieser untrieglichen Nachricht richtete er die Welt ein, und die Begebenheiten in derselben, und auch diejenigen, die eben mich betreffen. Sie sind also in der ganzen Welt, und in der heiligsten Absicht Gottes gegründet. Ich weiß diesen Grund nur in allgemeinen Schlüssen aufzusuchen. Mir kommen also die Veränderungen unerwartet, und ich nenne sie mein Schicksal. Wüste ich, wie es damit zugangen, so würde ich sie eine Schickung Gottes nennen. Und da ich dieses, wenigstens in allgemeiner Einsicht weiß, so bin ich dazu verbunden.

Wir lernen ferner: daß Gott es sich vorbehalten hat, theils in der Cörperwelt, durch sein bloßes Wollen ganz übernatürlich zu würken, theils aber auch den Geistern und Seelen Empfindungen und Gedanken beyzubringen, wodurch sie zu Erfüllung seines Willens in besondern Fällen angetrieben werden solten. Denn obgleich das Gebäude fertig gemacht, und hernach größten Theils seinen vernünftigen Bewohnern überlassen war; ob wir also gleich sagen können, daß Gott so zu reden, die Regierung der Welt mit diesen Wesen getheilt habe: so kann doch eine gemißbrauchte Freyheit, unmöglich ganz ohne den Einfluß einer höhern Macht in einer Welt geduldet werden, die doch zur Erreichung ihres Zwecks noch die beste bleiben soll. Daher kommt es, daß sich gar oft etwas zuträgt, wozu die Menschen vorher gar nicht entschlossen gewesen.

sen. Wie war es jenem stolzen Kriegsheer möglich, seine Eroberungen weiter zu treiben, als ein Morgen hundert und fünf und achzig tausend Leichen im Lager fand? Und wer ist unter den Sterblichen so vollkommen Herr über sich selbst, daß er seine heutigen Gedanken allemal gewiß Morgen ausführen kann, wenn auch keine schnelle Veränderung seiner Umstände ihn daran hindert? Ist nicht die Welt voll Exempel, daß Gott, wenn er will, auch über unsere Entschliessungen Herr ist? Sehr oft hat er den, der sich was böses vornahm, so heftig erschreckt, daß er keinen Muth mehr behielt, seinen Vorsatz zu vollziehen. Sehr oft verschwindet des Menschen heftigste Neigung, er selbst weiß nicht warum, aber eine unsichtbare Hand hält ihn so mächtig zurück, daß er für dismal mit einem zerbrochenen Schwerdt wütet.

Auch diese Zufälle gehören zum Schicksal. Es verdient also auch in dieser Absicht, den Namen einer göttlichen Schickung: weil die Lenkung menschlicher Herzen eben so wol ein Werk Gottes ist, als die Einrichtung der Welt, in welcher die Begebenheiten ganz natürlich erfolgen, die meinem blöden Verstande unvermuthet kommen, und ihm räzelhaft zu seyn scheinen. Mehrere Arten aber kann ich nicht angeben, worunter das, was wir Schicksal nennen, gehören solte. Denn was uns ohne Ursache erfolgt zu seyn scheinet, das hat allemal seine Ursache. Entweder es hat seinen Grund in den Dingen, die Gott zuläßt, die er würken läßt, ohne

ohne sie zu ändern. Oder dieser Grund ist in dem, was er unmittelbar durch Wunder, in der Welt, und durch eine mächtige Bewegung, in menschlichen Gemüthern hervorbringt.

Wüste ich nichts weiter, als daß das Schicksal eine göttliche Veranstaltung ist: so könte ich schon hieraus überzeugend erkennen, daß es der Tugend niemals hinderlich, und schädlich seyn wird. Was die Weisheit, theils ausdrücklich in heiligen Offenbarungen, theils in der thätig redenden Natur befohlen hat, das kann sie weder in ihren Handlungen, noch in ihren Zulassungen, auf irgend eine Weise verhindern. Und da die Tugend ganz ohne Einschränkung befohlen ist: so kann sie durch keine veränderte Welt, unmöglich, und das Laster niemals nothwendig werden.

Doch ist es auch noch überdem eine bekante Wahrheit, daß Gottes Liebe zu allen was gut ist, uns in dieser Welt alle Gnadenbelohnungen der Tugend bewilliget hat, die wir ohne Gefahr, dieselbe zu verlieren, empfangen können. Deswegen richtete er alles so ein, daß sich die Tugend selber belohnt, und das Laster selber bestraft.

Wie ehemals die Fabel vom Griechischen Helden erzehlte, daß er an eine Wegescheidung gekommen, wo auf einer Seite die Tugend ihn zu sich gerufen, auf der andern aber das Laster mit allen Wollüsten geschmeichelt: so sind würklich jedem Menschen die zwey Wege möglich. Betrete ich die Bahn der Tugend: so bin ich zugleich die Ordnung

nung eingegangen, ich habe die Bedingung erfült, worunter meine Glückseligkeit möglich war. Was mir hernach begegnet, was mich plötzlich überfält, das ist von dem gerufen, der eben jetzt die Gefahr sahe, worin ich war, die Neigung zur Tugend erkalten zu laßen. Nun will er durch Dinge, die ich nicht vorher wuste, mein ganzes Gemüth aufmerksam machen, entweder freundlich einladen, oder heilsam erschrecken; damit ich die Abgründe sehen soll, zwischen welchen ich schwebe, und meinen Wandel fürsichtig einrichten lerne. Meine eigne Absicht war viel zu früh fest gesetzt. Ich hatte noch nicht überlegt, wie ich mein Herz dabey würde im Gehorsam gegen die Tugend erhalten können. Ich sehe so weit nicht. Gott kommt mir zu Hülfe, und macht meine Anschläge im Kleinen auf einmal zu nichte, damit die seinigen im Ganzen erhalten werden können, wozu ich einmal ohne Heucheley meine Einwilligung gegeben. Höre ich hernach die Stimme und den Zuruf der Tugend: so lerne ich auch den Vorfall der mich befremdete, zu Erhaltung meiner guten Gemüthsbeschaffenheit, treulich gebrauchen. Bin ich alsdenn in den Stand gesetzt, daß gute Tage mir nicht mehr so gefährlich sind: so wird mich auch keine schnelle Veränderung derselben irre machen. Gewöhne ich mich an eine heilsame Betrachtung der Regierung des Schöpfers: so wird mir selbige auch leichter einzusehen werden; und ich werde es ihm demüthig verdanken, daß er

den

den Scepter noch nicht aus den Händen gelegt, daß er dem Lauf der Dinge noch Gesetze vorschreibt, daß er die Verständigen noch übt, und daß er sich noch Kinder erzieht.

So bestimt das Schicksal nicht die Tugend: sondern die Tugend ist das Augenmerk, nach welchem der Herr der Welt seine Schickungen einrichtet. Was er mit Güte erhalten kann, das suchet er niemals durch eine schmerzliche Züchtigung. Aber er kann es auch nicht zugeben, daß ein tugendhaftes Herz vereitelt werden solte, und er entzieht oft auf einmal sein scheinbares Glück, damit der Mensch bedenke, wovon er gefallen ist. Ich weiß wohl, daß man mir noch vieles nennen kann, was sich von diesen Sätzen auszunehmen scheinet. Zwey müßen darum würfeln, wem sein Leben geschenkt, und wer am Leben gestraft werden soll. Ein Armer und ein Reicher haben gleich nahe Anwartschaft auf einen beträchtlichen Gewinst. Der Arme wäre aus aller seiner Noth gerettet, wenn ihm das erwünschte Loos fiele: aber er muß zurücke stehen, und die Güter gleichen einem Fluß, der ins Meer läuft, welches doch vorher schon voll war. Und so kann man unzehlige Begebenheiten nennen, die dem menschlichen Verstande unauflöslich scheinen.

Wie natürlich ist aber bey diesem allen, die Anfoderung des großen Schöpfers an Menschen, die die Ursachen seiner Handlungen doch nicht faßen würden, wenn er ihnen befiel: sie sollen glau-

glauben, er meine es wahrhaftig gut mit ihnen allen!

In dieser Betrachtung, aus heiliger Bekantschaft mit ihrem großen Beherrscher, erhebt sich die Tugend freymüthig und zuversichtlich über alle Anfälle des Schicksals. Es steht unter eben dem Herrn, dem sie gehorcht. Noch mehr, es steht unter dem Herrn, der sie liebt, der sie befördern, und ihr Reich auf der Welt so groß machen will, als nur immer möglich ist. Diesen hat sie so kennen lernen, daß er allen, die sie aufrichtig lieben, eine unumschränkte Wohlfahrt unausbleiblich versprochen hat. Und wie gewiß ist ihr ein solches Versprechen: wenn noch, so lange die Welt steht, nicht das geringste sich zugetragen hat, woraus die Feinde der Vorsehung, den Beherrscher aller Dinge mit Grunde der Wahrheit hätten beschuldigen können, daß er seine Rathschlüße widerrufe!

So lebe ich denn in einer Welt, wo mir vorjetzt noch nichts weiter gewiß ist, als die Tugend, wenn es mir ein Ernst ist, sie mir zu eigen zu machen. Ob ich alle Meere durchirren; ob ich unter Nationen, die ich niemals habe nennen hören, gerathen soll; ob ich unter der heißesten Sonne, meine Natur gewöhnen soll, die äußerste Hitze zu ertragen; ob ich meine Sitten verlernen, und fremde annehmen soll, die mir jetzt eckelhaft sind; ob ich von einem reinern und beständig heiterm Himmel gedeckt, ob ich

hellere

hellere Tage gewohnt, mit einer andern Aussicht in unbekante Weltgegenden vergnügt, und wie ein Kind zur Kentniß der Thiere, Bäume, Pflanzen, und Steine angewiesen werden soll; ob ich alsdenn wie jener Freund Gottes nach Jerusalem, in meinem Gebet mein Angesicht nach Europa richten soll, weil man vielleicht in dem Lande, wo ich bin, meinen Gott nicht kennet; ob ich reich oder arm, in Ansehen, oder Verachtung, bald, oder erst nach langer Zeit mein Leben beschließen soll: Das alles weis ich nicht, es steht in dem Buche, worin Gott nichts ausstreicht.

Aber das weiß ich: wenn ich die Tugend von Herzen liebe, so wohnt mein Glück allenthalben. Und unter dieser Bedingung schreibe ich ohne Stolz die bekanten Worte, über alles, was noch zu erwarten ist:

Fält der Himmel: er kann Weise decken
Aber nicht schrecken!

Der Tugendfreund.

Das 16. Stück.

Ich seufze noch in stillen Kammern,
Ich zittre, und du hörst mein Jammern,
Du hörsts, und siehst mich zärtlich an.



Ich kann nicht unterlassen, meinen Lesern einen Anblick zu beschreiben, der mich bis aufs Innerste meiner Seele, empfindlich gerühret hat. Es war an einem ziemlich heitern und angenehmen Tage, als ich mir vornahm, einen von meinen Bekanten, den ich liebe und hochschätze, zu besuchen. Er hatte schon einige mal zu mir geschickt, und mich um diese Freundschaft ersuchen lassen, aber ich war bis jetzo immer verhindert worden, diese angenehme Pflicht zu erfüllen. Ich eilte endlich mit frohen Schritten zu ihm, und glaubte ein entzückendes Vergnügen in seiner Gegenwart doppelt zu geniessen. Doch kam es mir fremde vor, daß ich mit einem geheimen Schauder seine Schwelle betrat, und ein ängstliches Zittern, meine Hand, in-

dem ich anklopfen wolte, zurückzog. In dieser Verwirrung klopfte ich an, ich eröfnete die Thüre, aber, welch ein Anblick! Celion lag wie ein Todter auf seinem Bette, und neben ihm schwamm das Blut, das sich aus seinem sterbenden Körper herausgearbeitet hatte. Wie erschrack ich! Jetzt wolte ich reden, aber die Wehmuth hielt meine Worte zurück, und mitleidige Thränen flossen stromweise aus meinen Augen.

Ist es auch Celion? dachte ich bey mir selbst, Celion, dein Freund? Der muntre Celion? Und er ist todt? Aber wie kann er todt seyn? Er, der das Leben selber war? Hab ich auch wol gehört, daß er krank gewesen ist? Hat er jemals die lebhafte Farbe seines Gesichts verändert? Er soll todt seyn? Schrecklicher Gedanke! Und er sieht ja ganz blaß, ganz verstelt, ganz todtenfarbig aus. Ich spüre keinen Othem, keinen Puls mehr. Alles ist kalt, kraftlos und erstarret. O Celion! = =

Ich wiederholte dis Wort einigemal sehr laute, und schüttelte ihn mit einer so heftigen Bewegung, daß er endlich die matten Augen aufschlug, und mich mit einer kläglichen Miene ansahe. Ach Gott! sagte ich, was haben sie angefangen? Wie sind sie zu diesem Unglück gekommen? Ist ihnen die Ader geöfnet worden? Schon dreymal, antwortete er, mit einer sehr leisen Stimme. Die Ursach meines Uebels weiß ich nicht, aber meine Brust ist zerstört, und wird auch wol zerstört bleiben. Ach, theurer Celion! rief ich aus, womit kann ich ihnen denn helfen? Wie soll ich sie wieder gesund machen? Gott wolle nicht, daß

ich

ich sie verlieren muß. Traurige Vorstellung! Diesen Verlust würde ich niemals genug beweinen können. Bleiben sie bey mir, sagte er, indem er mir die Hand drückte, bleiben sie bey mir = Was Gott will = Ich habe in sieben Nächten keine Ruhe gehabt, und bin sehr müde. Bleiben sie = =

Ich setzte mich neben sein Bette, und schwig stille, weil ich ihn nicht durch vieles Reden ermüden wolte. Er schlummerte bald ein, und ich bekam indessen Zeit, meinen traurigen Gedanken weiter nachzufolgen. Indem mein Auge immer auf sein blasses Gesicht geheftet blieb, sprach ich zu mir selbst. Ist dis die Blüte der Jugend, die vortrefliche Blüte, die uns noch länger belustigen könte? Wir haben gewartet, daß sich ihr schöner Geruch noch weiter ausbreiten, und auch entferntere Gegenden erfüllen solte. Die Zierde in den Lustgarten des Schöpfers, wo ist sie geblieben? Der Wind hat gewehet, und sie ist nicht mehr. Wie mancher veraltete Baum wird erschüttert, und bricht nicht, und diese Pflanze, die im vollen Wachsthum war, und den Thau der Morgenröthe begierig einsog, diese Pflanze muß in wenigen Augenblicken verwelken; wie eine Blume des Feldes muß sie verwelken! Müssen denn jene Dornen, die alle verwunden, welche sich zu ihnen nahen, und den Segen des Landes verhindern, diese Dornen unsers Geschlechts, müssen sie denn niemals eine verderbende Sichel oder den tödtenden Hauch der Winde fühlen? Doch, Verwegner, du denkst zuviel, du steigest kühn über die Mauern des Schicksals, und

wageſt dich in ein Land, das du nicht kenneſt. Und warum denn nicht? Dieſe ſinkende Blume, die ihr Haupt traurig in den Staub legt, wird mit unſterblichen Schönheiten gekleidet, im Paradieſe Gottes aufblühen. Und dieſe Diſteln = = Doch ich mag nicht richten, der mag es thun, vor deſſen Schelten Berge beben, und vor deſſen Anblick die Erde erſchrickt, und ſchüchtern zurückflieht. Warum ſtirbt denn die Unſchuld? fuhr ich fort. Ich ſchätze ſie hoch, und ich will ſie ewig bewundern, deine Unſchuld, o Celion! Durch harte Verſuchungen, da ich ſie nenne, bebt mein Herz noch, durch ſchreckliche Verſuchungen, haſt du dich durchgekämpft. Und wie war dein Kampf? Muthig und unerſchrocken biſt du deinen Feinden entgegen gegangen, und haſt ſie geſehen und niedergeſchlagen. Könte ich jetzo ein Lied auf deinen Triumph ſingen! Wie gefährlich waren die Schritte deines Lebens! Aber du biſt mitten durch dieſe Gefahren unverletzt durchgegangen! Und was fehlt denn noch zur Vollendung deines Sieges? Nur noch ein Schritt. Ach ein trauriger Schritt für mich, aber für dich der letzte, und der angenehmſte!

Celion kann nicht ſterben. Warum wurde er denn geboren? Sechs und zwanzig Jahr ein Sterblicher zu ſeyn? Sechs und zwanzig Jahr als ein Kind der Unſchuld zu leben? Schlechte Belohnung, wenn er ſterben ſoll! Nein, er iſt unſterblich. Eben darum hat er den glänzenden Staub mit Füſſen getreten, darum hat er auf Güter, die noch unſicht-

sichtbar waren, mit schmerzhaften Verlangen gewartet. Und wenn er auch stirbt, so soll er doch in meinem Herzen leben, ja, in allen Freunden der Tugend soll er leben. Sein Name sey uns heilig. Celion! dein Andenken soll nicht verwesen.

Aber ich soll ihn ja verlieren. Die entfleischten Arme des Todes sind nach ihm ausgestreckt. Gesundheit und Leben sind verschwunden. O könte ich dir, werther Celion! die blühende Wange, und die lebhafte Miene wiedergeben; nur noch einmal wiedergeben! Oder möchte ich mit dir erblaßen, und deine geheiligte Seele vor den Stuhl Gottes begleiten. Wie wolte ich mich freuen, o Celion! wie wolte ich mich freuen, wenn keine Trennung unserer vereinigten Seelen erfolgte!

Indem stund ich auf, und ging mit leisen Schritten zu dem Schreibtisch meines Freundes, auf welchem ich ein Blatt Papier liegen sahe. Ich durchlief es geschwinde, und fand darin die edlen, und erhabenen Gedanken meines sterbenden Freundes, die er bey dem ersten Anfall der Blutstürzung aufgesetzt hatte. Sie verdienten aufbehalten zu werden. Ich nahm eine Feder, und schrieb sie so ab, wie ich sie gefunden habe, und ich glaube, meine Leser werden nicht zürnen, wenn ich sie ihnen mittheile.

„Mein Herz schlägt, mein Blut arbeitet, es durcharbeitet alle Adern, es zerreißt die Gefäße, es wühlt und kocht in meiner Brust, es steigt in die Höhe und stürzt heraus. Das Blut, das mein Leben ist, muß mein Tod werden. Welche

Mattigkeit schlägt meine Glieder zu Boden! Bin ich noch ein Mensch, oder ein Wurm? Ach! noch weniger, als ein Wurm. Kaum darf ich mich umwenden, ohne einen neuen Riß zu besorgen.

Zürnest du so über mich göttlicher Menschenfreund? Da du sonst immer mit holdseligem Lächeln erschienest, ach! warum hast du dein Schwerdt ausgezogen, dein rächendes Schwerdt, vor welchen ich zittre. Ich soll bluten, denn du hast es in meine Brust gestossen, und ich fühle noch die schmertzhaften Erweiterungen, die es gemacht hat. Ich soll bluten? Ach wie bald wird diese Quelle versiegen! Doch du schlägest noch immer. Neue Wallungen bestürmen mein Herz, und neue Ströme heben sich in die Höhe. Wer glaubt es, daß du so sehr zürnest! Du hast alle meine Gebeine ausgesogen, sie alle sind erschrocken, und zittern vor deiner Berührung. Meine Zeit ist dahin, sie ist abgerissen, wie ein Weber den Faden abreißt, sie ist aufgeräumt, wie die nächtliche Hütte des wegeilenden Hirten. Wie ein Löwe, überfielest du mich, ja wie ein grimmiger Löwe, der nach Raub ausgeht, und den Pilgrim hurtig ergreift, niederwirft, und alle seine Gebeine zermalmet. Wie konte ich dir entfliehen, Allmächtiger, und wie war es möglich deine Schläge zu leiden? Soll ich mit dir rechten? doch ich kann es ja nicht. Nein, du hast recht, Gott, du hast recht, und ich bin ein Sünder.

Aber die Hofnung, die lebendige Hofnung erwacht wieder in meiner Seele: wie von einem tiefen

Schlum-

Schlummer wacht sie auf, und richtet ihr Haupt in die Höhe. Tod und Leben sind in deiner Hand. Ich lebe durch dich. Mein erster Othem war von dir ausgegangen, und von dir lebendig gemacht, und die erste Bewegung meiner Nerven geschahe auf deinen Befehl. Hab ichs denn verdient, dis Licht zu sehen, und durch diese Reihe der Tage bis zu dem Alter zu kommen, das ich nun erreicht habe? Hab ich zu wenig empfangen? darf ich dir Vorwürfe machen? Darf ich dich fragen, warum du nicht mehr Tage auf dein Buch geschrieben hast, und warum ich die Welt verlassen soll, ehe ich sie kenne. Die Welt verlassen? O einnehmende Vorstellung! Ich verlasse sie, und zugleich die Eitelkeiten, die mich vielleicht sonst bezaubern und zum Sclaven der Thorheit machen würden. Bin ich denn für diese Welt, für die wenigen Augenblicke dieser Zeit geboren, oder sagt mir mein Geist nach stillem Nachforschen, daß ich zur ewigen Dauer bestimt bin? So kann ich ja ruhig das Wohnhaus des Todes verlassen, wo er neben dem Bette eines jeden Sterblichen schläft, und eines jeden Schritten hurtig nacheilt. Dem Tode entrissen - Und wie? ihm entrissen - da ich jetzo in seiner Gewalt bin? Gönnet mir diesen Schlaf. Ich will ruhen. Es ist kein Tod.

O hätte ich nun reiche Erndten zu hoffen! Wäre diese Hand nur immer geöfnet gewesen auszustreuen, auch das unfruchtbare Feld zu besäen, so würde ich mich mit heiliger Entzückung freuen, daß es schon weiß zur Erndte ist. Aber, o wie viel

habe ich mir vorzuwerfen? Wie oft muß ich beschämt auf meine vorige Tage zurück sehen? Ach sie sind nicht alle von heiligen Begierden beflügelt worden, sich nach den Wohnungen Gottes aufzuschwingen!

Wenn du nicht wärest, göttlicher Erlöser, so verlöre ich mein Blut, und mit dem Blute zugleich mein Leben, mein ewiges Leben. Ich sehe nicht, wer mir unter den Menschen den Eingang in jene Welt öfnen kann, wenn es nicht der Herzog der Seligkeiten thut, der die Schlüssel der Hölle und des Todes hat. Doch vielleicht sind sie mir verschlossen, vielleicht werde ich tauben Ohren flehen, und von ewiger Finsterniß bedeckt, sein glänzendes Angesicht niemals sehen. Dis war die Sprache des Unglaubens. Verstumme du Feind meines Lebens. Ganz andere Erwartungen erheben meine Seele, die ihren erhöheten Freund besser kent, und den Aussprüchen seiner Lippen demüthig trauen wird.

Und was für Wallungen? Wie bebt jetzo mein Herz! Wie unordentlich schlägt die Ader! Wie wild und empörend kämpft sich das Blut durch die Mitte der Brust! Es komt mit neuem Ungestüm wieder. Mein Gott! = Ach mein Gott! = wie entsetzlich! = = Doch blutete ja ehemals mein Heiland weit schmerzhafter und länger. Mag es doch alles aus den Höhlungen meiner Adern heraus fließen, so sterbe ich in meinem Blute, und lebe in dem Blute meines Erlösers.

Ja blutend schwebst du vor meinen Augen, sterbender Heiland, aber die Martern deiner göttlichen Seele

kann

kann ich nicht sehen. O was hat sie empfunden, da du vor dem ewigen Richter niedergeschlagen, am Oehlberge lagest, und Worte der Rache, die uns unaussprechlich sind, hören musteſt? Was hat sie empfunden, da du mit den Geistern des Abgrundes über die Seelen der Menschen kämpfteſt? Oder wer sagt mir die Schmerzen, die du fühlteſt, da der Himmel traurig aussahe, und das Angesicht deines Vaters bedeckt war. Genug Trost für mich, daß deine blutende Wunden, die Zeichen meiner Erlösung sind, und an deinem Kreutze die Siege über meinen Tod geschrieben stehen.

Aber hier schwimt eine neue Flut. Wie viel Jahre sind jetzo von meinem Leben abgerissen worden? Mit welcher Gewalt nähert sich der Tod, öfnet meine Brust, und legt seine kalte Hand hinein. Kann ich ihm nicht entfliehen, Allmächtiger? Hat die ganze Natur keine heilende Säfte mehr für eine zerfleischte Brust? Wilst du mich ausrotten, oder wegreissen, oder vertilgen, oder wie soll ich es sonst nennen, heiliger Gott!

Doch du zürneſt vielleicht über diese Regungen zum Leben, die sich in mir äussern. Vielleicht bin ich zu der großen Veränderung die mir bevorsteht noch nicht reif genug, und werde in unfruchtbarer Dürre abgehauen, von der Glut deiner Rache verzehrt zu werden. Vielleicht entdeckeſt du noch vieles, o möchte doch dein allwissendes Auge nichts mehr finden! das dein Tag anzünden, und wie Stoppeln verbrennen kann. Ich erschrecke vor mir selbst, wenn ich dis bedenken. Aber du kenneſt

mich, denn du erforschest mit untrieglicher Gewißheit die Nieren der Menschenkinder.

Und warum bist du so unruhig in mir, o Seele! warum eilest du wieder in ein Leben zurück, aus welchen du schon ausgegangen bist? Wie viel Theile deines Leibes sind schon auf den Feldern der Verwesung verschwunden, und wie viele werde ihnen im kurzen nachfolgen? Wirst du sie wieder zurückrufen? Wirst du sie von neuen beleben? Ohnmächtig sinkest du nieder, und seufzest. Sey ruhig, und denke an jene Verklärungen die auf den sterblichen Staub warten, wenn ihn die Unsterblichkeit überkleiden wird. Stelle dir den Tag vor, da alle diese Knochen, die im Tode vermodern, und zerbrechen, und auseinander fallen, und zerstreuet werden, wieder erwachen, und mit göttlicher Schönheit aus ihrem Grabe hervorgehen sollen. Höre die Stimme des Erzengels, der über die entschlafnen Gebeine, Leben und Ewigkeit ausrufen wird.

Ja, ich will zufrieden seyn, Schöpfer, Vater, Erbarmer! ich bin schon zufrieden. Es geschehe dein Wille. Und darf ich noch bitten, doch vielleicht wage ich zu viel: so gönne den Freunden, die über mein Grab weinen, eine längere Dauer des Lebens. Ihren holdseligen Umarmungen werde ich jetzo entrissen, aber sie werden mir nachsehen, und vielleicht zuweilen an ihren erblaßten Freund traurig gedenken. Endlich werden sie mich, wenn ihr graues Haupt müde wird, und sich zum Tode neigt, in den Wohnungen der Unsterblichkeit wiederfinden. Wir werden uns sehen und uns ergötzen, und für Freude jauchzen.

zen. Was für = = Ach mein Gott! Ganz warm steigt jetzo das Blut in die Höhe = Ich erschrecke = Welch ein heftiger Zufluß! = = „

So weit hatte er mit zitternder Hand sehr abgebrochen geschrieben. Ich ging wieder zu seinem Bette. Er richtete sich gleich darauf ziemlich lebhaft auf, und bat mich, wenn es mir möglich wäre, nur diese Nacht, welches vielleicht seine letzte seyn könte, bey ihn zu bleiben. Ich versprach es noch mehrere Nächte zu thun, und verlangte nur, daß er mir erlauben möchte, eine halbe Stunde nach Hause zu gehen. Aber kaum hatte ich mich dahin begeben, und niedergesetzt, so folgte mir schon der Bote des Todes. Das Blut hatte sich mit vieler Gewalt in die Höhe gehoben, die Luftröhre schleunig verstopft, und Celion war in seinem Blute erstickt. Mir war es wie ein Donnerschlag. Ich sank in eine Ohnmacht nieder, die über eine halbe Stunde dauerte, und verlor alle Gedanken.

Mein Herz fühlte diesen Schlag noch, als ich mich wieder erhob und frey Othem holete. Ich kämpfte mit mir selbst, und meine Gedanken befanden sich in einer gewißen Zerstreuung, ohne daß ich vermögend war, sie in Ordnung zu bringen. Mein Freund war erblaßt, er hatte meine ganze Seele mit sich fortgerißen, und es war mir nicht anders, als könte ich nicht länger leben.

„Bis an die Grenzen der himmlischen Welt sehe ich dir nach, theurester Celion! ich sehe

dir

dir nach, und wünsche auf den Fittigen des Windes zu eilen, und dich zu erreichen. Ist es nicht eine göttliche Stimme, die mir gebietet, dir nachzufahren? aber du wirst nicht wieder zu mir kommen. Ich will bey deinem Grabe weinen, zärtlich will ich weinen, und in die Gruft sehen. Ja du bist mir entrißen. Ich sehe dich nicht mehr.

O wie gerne wolte ich meine Arme ausstrecken und dich liebreich umfangen! Wie gerne wolte ich Tage und Nächte bey deinen Lager zubringen! Wie gerne wolte ich = = Alles was du nur wolltest, o Celion! wenn dich nur meine Wünsche wiederholen könten.

Doch ich weiß, daß dis umsonst ist. Ich muß zufrieden seyn, daß ich deine erblaßte Gestalt die man bald den Händen der Verwesung übergeben wird, noch einmal sehen, und auf deinem Leichenstein heiße Thränen vergießen darf. Gesegnet sey mir dein Name und unsterblich deine Tugend.

Von Gegenden, wo kein unruhiges Blut mehr in deinen Adern walt, wirst du vielleicht auf uns herab sehen. Du bedarfst der Bejammerungen nicht mehr, die ich noch zuletzt bey deinem Lager wehmüthig ausgeschüttet habe. Ueber alle Angst und Schmerzen, die noch irdische Menschen fühlen, erhoben, genießest du nun einer ewigen Ruhe, und deine Werke folgen dir nach.

Mit welcher Entzückung und Freude, wirst du in die Wohnungen des Friedens eingegangen seyn.

seyn. Den zu sehen, den du hier geliebt hast, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und in sein göttliches Bild verkläret zu werden: das war dein Wunsch, das war deine Begierde. Du siehest ihn nun, und wirst in sein Bild verklärt; du siehest ihn wieder und leuchtest noch schöner, und so werden deine Verklärungen, ohne aufzuhören, steigen. Wie groß, wie erhaben werden jetzo deine Gedanken seyn! Wie viel ist vor deinen Augen aufgedeckt, das uns, die wir so niedrig wohnen, ganz unsichtbar ist! Freue dich ewig, Celion! bis dich auch dein Freund in den Ländern einer ewigen Glückseligkeit umarmet, und mit dir unsterblich ist.„

Die Unsterblichkeit der Tugend.

Die Tugend wird unsterblich seyn;
Verlachet nicht den schwachen Schein,
Der ihre Majestät umstralet:
Denkt, daß nach einer kurzen Zeit,
Das Licht der großen Ewigkeit,
Um ihr verklärtes Haupt den Glanz der Sonne mahlet.

Der Staub, in welchem sie jetzt sitzt,
Und Blut aus mürben Knochen schwitzt,
Wird sich zu einem Tron erheben.
Der Mörder, der jetzt nach ihr sticht,
Wird, wenn sein Auge sterbend bricht,
Vor ihrem Richterstuhl voll Furcht und Warten beben.

Ein

Ein Wütrig, der nur Schrecken haucht,
Um den es, wie in Sodom raucht,
Kann sie mit Scheiterhaufen schrecken;
Er schreckt sie, aber wenn er glaubt,
Daß ihr der Dampf das Leben raubt,
Wird sie der Gottheit Schutz mit leichten Flügeln decken.

Sie, die auch in der dickſten Nacht,
Sich selbſt zu einer Sonne macht,
Geht männlich ohne Kummer weiter,
Und auf dem Schaum von wilden Meer,
Wird ihr der muntre Schritt nicht schwer,
Sie sieht den wüſten Weg, doch bleibt ihr Auge heiter.

Verfolgt, bis in die Wüſteney,
Bleibt doch ihr Herz von Sorgen frey,
Sie schläft auch bey der Löwen Rachen.
Der Tiger, der ihr Antlitz ehrt,
Wird, weil sie Menschen göttlich lehrt,
Mit seltner Freundlichkeit zu ihren Füßen lachen.

Der Hunger würgt die Tugend nicht,
Der Durſt, der matte Seelen ſticht,
Kann ihre Freude nicht erſticken.
Das Schwerdt, das tausend Menschen frißt,
Kann, weil sie unverweßlich iſt,
Den ungeschwächten Stahl durch ihre Bruſt nicht drücken.

Mit Lorberkränzen reich geschmückt,
Von vieler Kronen Gold gedrückt,
Sinkt auch ein Fürſt im Tode nieder:
Sie, die ein unverwelklich Blatt,

An

An ihre Stirn geheftet hat,
Hebt bis zur Ewigkeit ihr glänzendes Gefieder.

Den Pallast, wo der Reichthum lacht,
Wird der geschwärzte Arm der Nacht,
Mit Schatten wüster Hügel decken:
Ihr unzertrenlich festes Haus,
Hält allen Sturm der Zeiten aus,
Die andern Traurigkeit, Verdruß und Schmerz erwecken.

Seht euch in jenen Feldern um:
Wie mancher geht gebückt und krum,
Bis er sich in den Staub verlieret.
Sie, die auch Welten überlebt,
Wird, wenn die Erde stürzend bebt,
Mit königlicher Pracht zur Gottheit aufgeführet.

Der Himmel werde wie ein Buch,
Die Sonne sey ein schwarzes Tuch,
Sie wird es unerschrocken sehen.
Das Meer verschwemme unsre Welt,
Sie wird, wenn alles jammernd fält,
Doch unverzagt und fest bey ihrem Altar stehen.

Verschlingend stürzet eure Glut,
Ihr Schlünde, wo die Flamme ruht,
Mit krausen Strudeln in die Ferne.
Sie schwingt sich, wenn die Flamme schlägt,
Und Schlösser in die Lüfte trägt,
Bis zum gewölbten Kreis der Welten blanker Sterne.

Ihr sagt, man ätzt in Erz und Stein,
Das schöne Bild der Tugend ein.

Doch

Doch nein. Sie dauret ohne Steine:
Ihr öfnet sich kein kühles Grab,
Sie legt die Kleider niemals ab,
Und weiß von keinem Putz vermorschter Todtenbeine.

Verwesung! bleibe fern von hier,
Das Sterbliche ergiebt sich dir,
Die Tugend nicht, die nie erblaßet,
Ein ängstlich banger Todesschmerz,
Durchschneidet nie ihr frommes Herz,
Weil sie das Laster flieht, das Gift der Sünde hasset.

Unsterbliche! sey ewig groß,
Es falle dir das beste Loos.
Auf werde Licht! sey eine Krone!
Sey ewig, sey der Sonne gleich,
Erhebe dich, sey himmlisch reich,
Es werde dir Gott selbst, Gott und sein Reich zum Lohne.



Der Tugendfreund.

Das 17. Stück.

Gleich einem Strom stürzt sich die Zeit ins volle Meer:
Doch der Monarch hat nie geschlafen,
Es giebt Belohnungen und Strafen,
Und nie giebt es ein Ohngefehr!



Ob gleich die Demuth das Herz beständig in Schranken hält, niemals zuviel von sich selbst zu glauben, oder sich einzubilden, daß wegen der Umstände eines einzelnen Menschen, so nothwendige und große Veränderungen im Ganzen vorgehen müsten: so giebt sie doch auch dem allgemeinen Weltregierer die Ehre, alles anzunehmen, was er um ihrentwillen gethan, und in möglichstem Gebrauch seiner Veranstaltungen ihre Erkentlichkeit zu bezeugen.

Philosorus war nach zurückgelegten Universitätsjahren, mit einer Gelehrsamkeit nach Hause gekommen, in welche er sich gar nicht finden konte. Er fand bey seinen Eltern, die er lange nicht gesehen, eine große Veränderung. Er hatte geglaubt, alles

zu Hause im Ueberfluß anzutreffen, aber seine Eltern waren durch einige schwere Unglücksfälle ganz zu Grunde gegangen. Nur durch die wolthätige Hand eines guten Freundes, hatten sie so viel erhalten, daß sie kümmerlich sich durchhalfen: und die Liebe zu ihrem hofnungsvollen Sohn hatte sie dahin vermogt, sich selbst das Nothwendige abzubrechen, damit derselbe nur nicht aus Armuth unwissend bliebe. Er erkundigte sich gleich nach diesem Freund, und seine vergnügte Schwester benachrichtigte ihn, daß es ihr Bräutigam sey.

Philosorus hatte sich in seinen Gedanken weit über seinen redlichen Vater, Mutter und Schwester weggesetzt, also verdroß es ihn heimlich, durch die letztere bisher unterhalten zu seyn. Plötzlich überfiel seine Schwester eine heftige Krankheit. Die gewöhnliche Munterkeit, und die starke Natur, welche man sonst an ihr wahrgenommen, machte jedermann Hofnung, daß dieser Zufall von keiner Dauer und von keinen schädlichen Folgen seyn werde. Man sprach ihr von dem Hochzeittage vor, welcher schon angesetzt war. Ihr Bruder fieng an, seine vorige Kaltsinnigkeit gegen sie, in eine heftige Liebe zu verwandeln, denn er stelte sich den künftigen Zustand lebhaft vor, in welchen sie alle würden versetzt werden, im Fall die Schwester sterben solte. Er ging ihr auf alle mögliche Weise zur Hand, sprach ihr sehr viel von der Liebe ihres Bräutigams vor, und war sinnreich, Exempel zu erdichten, wie die Liebe manchen Kranken bald wieder gesund gemacht hätte.

Allein

Allein die Kranke wurde von Tage zu Tage schwächer. Sie hatte nur erst acht Tage zwischen Furcht und Hofnung zugebracht, die Aerzte waren ganz zuversichtlich um sie herum, kein Mensch dachte ans Sterben, als sie mit einmal ausrief: „Mit mir geht es zu Ende, sagt mir nichts von meinem Freunde, wenn ihr ihm gleich meine Krankheit gemeldet habt, so ist er zu weit; ehe er komt, bin ich tod, ich werde ihn nicht mehr sehen.„ Von dieser Stunde an, wurde sie sinnloß. In drey Tagen hörte man kein verständiges Wort von ihr. Am vierten Tage schlug sie die Augen auf, und sprach mit großer Zufriedenheit: „O wie danke ich euch, daß ihr geglaubt habt, meine Stille sey ein beständiger Mangel des Verstandes! So habt ihr mich in Ruhe gelassen, daß ich die große Sache nun Gottlob! ausgemacht habe, wozu so wenig Zeit war, und welche nie würde zu Stande gekommen seyn, wenn Gott mir meinen Willen gelassen hätte. Ich bin versorgt, nur für dich, Bruder, ist mir herzlich bange!„ Sie starb nach wenig Augenblicken, und die Bestürzung im ganzen Hause war nicht zu beschreiben.

Philosorus war nach so großem Schrecken und gewaltsamen Gemüthsbewegungen in keiner Gesellschaft zu ermuntern. Doch faßten andere die Hofnung, er würde sich wol wieder erholen, weil die Zeit den Schmerz zu lindern pflegt. Er selbst bestärkte auch seine Freunde in dieser Hofnung, und sagte: er sey jetzt seiner selbst nur nicht mächtig, sonst pflege er sich den Schmerz nicht so sehr zu überlassen; es wäre

noch allemal für ein natürlich muntres Gemüth Hofnung übrig.

Einige Zeit hernach nahm er einige Schüler an, welche er sehr geschickt anzuführen wuste, und weil er in einer Stadt war, wo viele junge Leute sich aufhielten, so fing er an, verschiedene Vorlesungen zu halten, und half sich auf diese Weise reichlich durch. Hiermit verlor sich auch seine Betrübniß, und er vergaß seine Schwester. An einem Abend war Philosorus in einer gelehrten Gesellschaft. Unter andern fiel das Gespräch auf die ehemalige Fruchtbarkeit der Erde vor der Sündfluth. Philosorus, dem oft, vermöge seiner Fertigkeit im Nachdenken, mitten in der Unterredung wichtige Gründe einfielen, an welchen er vorher nie gedacht, sagte: Wenn man die Erde betrachte, so schiene alle Fruchtbarkeit im Salz und Salpeter zu stecken: also sey es sehr glaublich, daß das große Wasser dieses Salz und Salpeter aufgelößt und mit sich genommen. Hierzu hätte er noch folgende Gründe:

1) Begriffe er nicht, warum das Wasser so erstaunend groß gewesen, daß es auf 15 Ellen über die höchsten Berge angewachsen. Denn die Thiere, die Vögel und die Menschen hätten ja doch sterben müssen, wenn es gleich so sehr hoch nicht gewesen; folglich bliebe nur dieser Grund übrig, daß je höher es gestanden, je tiefer habe es auch in die Erde hineindringen, und in selbiger das Salz und Salpeter auflösen können.

2) Wäre ja ganz wahrscheinlich zu vermuthen, daß die Erde vor der Sündfluth, mehr, und wenigstens

stens unter den Polen völlig zusammen gehangen, folglich nun neue Meere entstanden wären: weil nun diese von der Erde abgelaufen, und salzig sind, so müsten sie ihr Salz aus der Erde genommen haben.

Weil die Unterredung sehr lange daurete, so legte man sich spät zu Bette, und Philosorus schlief mit lauter näheren Untersuchungen seiner angegebenen Gründe ein. Die Seele setzte im Schlaf diese Gedanken fort. Und da wurde Philosorus im Traum in das Paradieß geführet. Adam war schon seiner anerschaffenen Unschuld verlustig gegangen. Das menschliche Geschlecht hatte sich erstaunend ausgebreitet, Gott hatte sie alle im Paradiese gelaßen, nur allein den Baum des Lebens hatte er so besetzt, daß kein Sterblicher hinzu kommen konte.

Das Glück unsers Träumenden, war unaussprechlich. Er sah alle noch übrige Denkmale des Fleißes der ersten Eltern in ihrer seligen Tugend. Der ganze Garten war von erstaunendem Umfange, jederman war vergnügt, unwißend zu bleiben, wo das Ende dieses Gartens Gottes wäre, und die Sage war allgemein: die Grenzen der ganzen Erdfläche umschlössen ihn.

Hier waren breite Wege mit den allerschönsten Bäumen schnur gerade besetzt. Philosorus erstaunte über jeden Baum, der so prächtig da stund, als solte alles im Feierkleide erscheinen, und als wäre die Schöpferskraft an einem jeden erschöpft. Das Auge konte diese Wege in ihrer Länge unmöglich übersehen. Wo man sich hinwendete, da boten sich reife Trauben

dem glückseligen Menschen von selbst an. Ihre Größe, mit welcher sie die Reben herunter zogen; ihre Farbe, womit nichts zu vergleichen, wenn sie unter grünen Blättern hervorspielten; ihre ganze ausnehmende Schönheit, machte den Menschen allemal zweifelhaft, ob er seine Pflicht beßer erfüllen würde, sie in ihrer Vollkommenheit hängen zu lassen, und alsdann zu bewundern, oder die Begierden zu stillen, welchen solcher Anblick rege gemacht hatte.

Schauete man auf die Bäume, so überstieg der Reichthum, welcher zu sehen war, alle Vermuthung. Hier wechselten Blüten und Früchte. Sommer, Herbst und Frühling folgten nicht aufeinander, sondern waren zugleich, nur nach dem Unterschiede der Bäume, Stauden und Blumen, so zureden, eine Jahrszeit an diesem, die andere an jenem Gewächs anzutreffen. Willige Zweige hatten sich in Lauben ziehen lassen, wo man am Mittag die vollkommene Nacht haben konte, weil die helleſten Stralen nirgends durchfielen, als hinten in die weit entlegene Oefnung.

Kam ein sanfter Wind unter die großen Blätter der Bäume, deren Namen unser Träumender nie gehört hatte: so schien die ganze Luft zu leben. Die Vögel, deren verschiedene Schönheit und Gesang ganz unzehlich war, durften sich nur in dicke Bäume verstecken und wieder heraus kommen, wenn sie in einem Tage mehr als einmal die Morgenluft haben wolten.

Das Wild schlief in Blumen und hohem Grase, welches dasselbe völlig verbarg: und wenn der Wind

über

über ein Blumenfeld fuhr, und die Blätter zusammen schlug, so erhob es sich in selbigen, gleich den Statüen.

Bestieg man hohe Berge, so war der Anblick für das Auge zu schön, als daß man sich hätte enthalten können, zu zweifeln, ob es Wahrheit, oder nur ein Traum sey. Die Aussicht auf die Flüsse verführte die Augen bis in die Verwirrung. Gott hatte die Flüsse eingeflochten und eingefaßt, mit Ufern, wo zu beyden Seiten die größesten Berge mit ihren Bäumen wie hohe Wellen herabliefen.

Eine solche Gegend, der Fluß mit seinem Ufer, war von ferne einen grünen Meer gleich, in welchem in der Mitte ein kleiner Strich eines hellen Waßers sanft durchfließt.

Ebene Flächen, die nicht zu übersehen, und nur an dem Wettstreit ihrer Farben kentlich waren, kamen zwischen den Bergen hervor, betrachteten den spielenden Fluß, und öfneten ihm ihre niedrige Busen. Denn stralte die Sonne wieder auf einen hohen Fels, der das Wasser von sich herabstürzete, und ein silbernes Meer aus den Wolken herunter zu giessen schien.

Unzehliche Scharen von Vögeln irreten in diesen Gegenden herum, und überliessen sich dem Vergnügen, wechselsweise zu versuchen, ob es angenehmer sey, auf den sanften Wellen des Flusses, oder auf den Wipfeln der Ceder sich wiegen zu lassen, und einem entgegen stehenden Chor auf der andern Seite, in vergnügten Melodeien zu antworten.

Kurz, die Wunder der Allmacht liessen sich in Sinnen, die nun schon sterblich waren, unmöglich faßen.

Philosorus begab sich also zu seinen glückseligen Brüdern, um bis an seinen Tod mit ihnen in diesen Gefilden zu versuchen, wie vergnügt das Leben werden könne. Weil die Erde so überaus fruchtbar war, und alles, was die Menschen nur brauchten, in ganz unglaublichem Ueberfluß hervorbrachte: so schien jedermann sehr vergnügt zu leben. Allein das zügellose Vergnügen artete bald zum Uebermuth aus: Einige warfen sich zu Beherrschern auf; die andern wolten nicht folgen und unterthänig seyn. Die Zänkereien waren nur ein geringer Anfang des Unglücks und der Noth im Paradiese. Die Wuth und Raserey ging bis zum Blutvergießen, und wer hier die Oberhand hatte, der begehrte die allerniederträchtigste Unterthänigkeit von seinen Brüdern, die doch mit ihm an der schönsten Welt, alle gleichviel Antheil hatten. Es war damals noch nicht viel erfunden, wodurch die Pracht, oder andere Gewohnheiten, einigen geringern Personen etwas zu arbeiten geben, um reichern und größern aufzuwarten, um von ihnen Lebensmittel zu verdienen. Doch es ist allemal des Hochmuths Natur, allen möglichen Vorzug vor andern zu haben, und wenn kein größerer da ist, sich Knechte zu unterwerfen, die ihm dienen müssen. So suchte auch hier einer den andern zu zwingen, daß er ihm Früchte einsamlen und andere Bequemlichkeiten verschaffen solte.

Doch hiezu wolte sich niemand zwingen lassen, denn ein jeder fand auf dem schönen Erdboden Nahrung genug, sein eigener Herr zu seyn. Niemand bauete das Feld, welches nur frey erhalten werden durfte, daß

die

die Bäume nicht überwüchsen, folglich verwilderte alles. Die Rotten, welche herrschen wolten, zogen aus einem Strich in den andern, und zwangen andere, so lange ihnen zu dienen, bis diese Mittel fanden, ihren unrechtmäßigen Herrn zu entlaufen. Man wolte sodenn das Paradieß unter einige Herren vertheilen, aber es fanden sich mehr Herrscher als Unterthanen.

Nun war es schon aus der Gewohnheit gekommen, das Land in Ordnung zu halten, daß es seine Früchte trüge, und anstatt dieser beschwerlichen Lebensart, fiel die Faulheit und der Müßiggang auf eine leichtere, diese bestand in der Jagd. Jedermann durchbrach die dicken Wälder, welche sich so erstaunend vermehrten, daß die Erde nun bald ein einziger Busch, oder vielmehr eine Wüste war. Doch das Wild verlief sich, es ward rar, man sahe sich genöthigt, auf mehrere Knechte bedacht zu seyn, die ihren Herren hülfen, daß sie im Ueberfluß leben möchten. Hier ging das Elend von neuen an. Also wurden alle zu Räubern. Wo sich ein stiller Mann eine Hütte, und ein stolzer einen Pallast nach seiner Erfindung gebaut hatte, da wurde er mit Gewalt um das seine gebracht. Der Ehestand verlor auch sein Recht; die Wollust nahm Ueberhand; und kurz, die Welt war eine Mördergrube.

Philosorus ängstete sich im Traum über diesen Zustand, er wuste nicht mehr, wo er sicher genug seyn solte, sein Leben zu erhalten, er wolte entfliehen, und er erwachte. Sobald er sich seiner selbst bewust, und aus den verwirten Begriffen einer allgemeinen

Unordnung zu sich selbst gekommen war, so fragte er sich, was doch dieser besondere Traum wol bedeuten möchte.

Ganz natürlicher Weise, verfiel Philosorus wieder mit seinen Gedanken auf das Gespräch, wovon der Traum eine so ungezwungene Fortsetzung war. Er hatte wachend auf nichts weiter gedacht, als auf die natürliche Beschaffenheit der Handlung Gottes, wodurch die erste Schönheit der prächtigen Erde, gleich nach dem Fall verblühen, und hernach völlig in der Sündfluth verstelt werden muste. Nicht deßwegen stelte er diese Untersuchung an, damit er entweder von der Gewißheit dieser Sache überzeugt werden, oder tüchtige Gegengründe finden möchte, um die Begebenheiten zu läugnen, die in den Zusammenhang unserer Religion ihren wichtigsten Einfluß haben. Nein, er war so vernünftig, daß er wohl einsahe, wie man entweder alle historische Wahrscheinlichkeit und Gewißheit läugnen, oder die Begebenheiten, die uns hauptsächlich die Offenbarung erzehlt, für wahr annehmen müsse. Aber es ging ihn wie den mehresten, die noch in Ueberwindung der Scham nicht bis zur Spötterey gekommen, doch aber es sich noch nicht recht redlich angelegen seyn lassen, aus ihrer eignen Erfahrung zu erkennen, alle Schrift von Gott eingegeben, sey nutz, zur erleuchtenden Lehre, Strafe, Züchtigung, und Vollkommenheit eines Menschen Gottes. Man ist alsdenn schläfrig genug, zu glauben, die Pflichten gegen Gott seyn hinlänglich erfüllt, wenn wir uns Mühe geben, die Begriffe der Wahrheit überzeu-

zeugend und zusammenhangend einzusehen, und mit möglichstem Fleiß alles gegen das Ganze zu halten. So wie andere im Gegentheil aus anklebender menschlicher Schwachheit, auch wol oft aus dem Bewußtseyn ihrer eigenen Schwäche, darin zu weit gehen, daß sie das Nachdenken über die seligmachenden Wahrheiten zu sehr einschränken, und ein übles Kenzeichen daraus machen wollen, wenn man bestimtere Begriffe sucht, als diejenigen sind, welche die jüngere Welt von der ältern erben soll.

Philosorus fand sich also sehr beschämt, daß ihm die Wahrheit der Sündfluth nur blos einer vernünftigen Untersuchung würdig geschienen. Er bewunderte den Traum, in welchem Gott seine Gedanken und Bilder so regiert hatte, daß er nun auf eine viel nutzbarere Untersuchung gekommen war. Er verstand den Vorwurf wohl, der ihn in diesem Traum gemacht war. Nunmehr sahe er, warum seine Schwester hatte sterben, und der Zufluß, den er durch sie gehabt, verstopft werden müssen. Sein Gewissen sagte ihn, er habe die Demüthigung aus diesem Fall nicht gelernet, wozu ihn Gott auf eine gelinde Weise liebreich angewiesen. Er befragte sein Herz und ermunterte es zur aufrichtigen Prüfung, was doch wol aus ihm geworden seyn, oder noch werden möchte, wenn er in die Glücksumstände versetzet werden sollen, worin er andre so ofte beneidet. Er machte sich das Vergnügen die Vorstellung fortzusetzen, welche ihm in Schlaf zu den nöthigsten Betrachtungen Gelegenheit gab. Seine Betrachtung war diese.

Wenn

Wenn ich die Welt ansehe: so ist ein jeder Augenblick, durch einen unausbleiblichen Erfolg von vorigen Ursachen, kentlich. Diese Reise geht erstaunlich schnell, und ich kann kein besseres Gleichniß dazu finden, als das Bild eines Stroms, der immer sich hinab ins Meer ergießt. Unserm blödsinnigen Verstande scheint alles auf der Welt so fortgerissen zu werden, wie ein schneller Fluß ein Stückgen Holz mit sich hinweg reißt. Aber warum gehn wir nicht auf die Quelle wieder zurück? Wer wieß denn der schiessenden Geschwindigkeit alles dessen, was in der Welt ist, den gewissen Lauf an? Wer ordnete denn die ganze Reihe natürlicher Begebenheiten, die so genau mit den Sitten aller, und eines jeden unter den Menschen übereinstimt, wie der Zeiger an der Uhr, mit dem Verhältniß und Lauf der inwendigen Räder.

Mein Traum bildete die Verwüstung gar sehr schwach ab, welche auf Erden würde entstanden seyn, wenn Gott die Welt gelassen hätte, wie sie war. Theils wäre das eingetroffen, was die Weißheit besorgte: da Adam sonst war wie einer von ihnen, daß er wissen konte was gut und böse für ihn sey, so würde er hernach aus Unwissenheit seine Hand nach dem Baum ausstrecken, der ihm doch nur zur Qual ein ewiges Leben verschaft hätte. Theils ist ja die Boßheit sehr früh so erstaunend gewachsen, daß sie mit nichts anders, als mit der puren Unmöglichkeit mehr zu sündigen, gebändigt werden müssen. Wir Menschen geben es selbst zu, daß der Ueberfluß alles Segens für Menschen nicht dienet. Das betrübteste ist nur dabey,

bey, daß niemand es für sich, sondern ein jeder für andere zugiebt.

Aber ich will mich und andere in einerley natürlichem Verderben betrachten. Wir haben alle die Neigung zur Unordnung, zur Herrschsucht, zur Faulheit, zu dem wildesten Wesen. Was würde aus unserm Erdboden geworden seyn, wenn Gott vor dem Adam und seinen sündlichen Nachkommen das Paradieß nicht verschlossen, wenn er den Acker nicht verflucht, wenn er den Sündern nicht eine kümmerliche Erhaltung ihres Lebens als ein Gesetz anbefohlen hätte? Ist der gegenwärtige Aufenthalt eines Reisenden angenehmer, als er sein Vaterland sich vorstellen kann: so wird er nach selbigem keine Begierde verspüren. Und welcher Mensch würde sich nach der Ewigkeit gesehnt, oder auf dieselbe zubereitet haben, wenn diese Welt niemals für ihn zu mühselig gewesen wäre? Jetzt ist sie kein Paradieß mehr, ihre Ungemächlichkeiten sind ganz unläugbar; es kostet oft Mühe, nicht ungeduldig zu werden, und wer weiß ob es einen einzigen unter den Lebendigen giebt, der sich nicht schon den Tod gewünscht hat. Gleichwol sind wir noch immer zu satt, als daß uns noch etwas bessern redlich und beständig verlangte: und das aufrichtigste Herz, wenn es auch schon die Kräfte der zukünftigen Welt geschmeckt hat, muß, wenn es bey seinem Gott um die Gnade anhält, durch nichts von ihm getrent zu werden, unter den Dingen, von welchen es diese unselige Trennung befürchtet, noch immer die Lust der Welt voran setzen. Ja, wenn der Erlöser nun schon sagen muß:

muß: wie schwer werden die Reichen ins Reich Gottes kommen! so können wir es uns leicht vorstellen, daß wenig Sorge für die Seelen möglich gewesen seyn würde, wenn die Welt alles dargeboten, was unordentlich rege gemachte Leidenschaften verlangt haben würden! Nun aber sehe ich, daß nach dem Umständen der Welt nichts mehr für mich übrig ist, als was mir die Vorsicht zuwirft. Aber ich sehe auch, daß weit mehr übrig seyn könte, wenn die weise Regierung des Liebhabers der Menschen, mich nicht in eben diese Umstände versetzen wollen, um mich heilsam zu bestrafen, und meiner Seele zu zeigen, wie es der allerbeste Rath für mich sey, daß ich ein beständiger und größeres Glück in ihm selbst suche.

Wie zulänglich ist mir auf diese Weise die Belehrung, welche ich aus meinen Umständen nehmen kann! Dem Herrn der Welt ist es gleichviel, ob er mir, oder einem andern diese geringste Gunst erzeigt, die er Menschen erzeigen kann: mit den todten Schätzen der Erde sie zu beschenken. Aber er giebt sie dem, dem sie am wenigsten schaden! Wenn alles auf Erden mit der Vollkommenheit zufrieden ist, die sein eingeschrenktes Wesen möglich macht: soll ich, ich allein, den Rathschluß tadeln, der mich so werden hieß, wie ich bin! Wenn aber auch in allem, was nicht vernünftig ist, jede ertheilte, und jede versagte Vollkommenheit ihren Zweck erreicht: soll ich - ich der ich Vernunft habe, das Joch mit frecher Leichtsinnigkeit abschütteln, welches mich zahm machen solte, zum Umgange mit meinem Wohlthäter! Die allergeringste

Ver-

Veränderung meiner Umstände, hat ihre gewisse Absicht auf die Beschaffenheit meines Gemüths: ob es gleich wahr ist, daß die Veränderungen mehrentheils so erfolgen, wie es nach den vorigen Begebenheiten natürlicher Weise geschehen kann.

Deswegen will ich mich dazu gewöhnen: wenn die Zeit verfliegt, und mit ihr die Dinge, immer darauf zu sehen, daß ich in den Begebenheiten der Welt, woran ich Theil nehme, die Hand und Absicht Gottes mit heilsamer Klugheit demüthig erkenne. Ich werde ihm, wenn diese Tage vorbey sind, mit der Freude eines vollkommen Beglückten, ohne Furcht einer künftigen Noth, dafür danken, daß er seine allwissende Vorsehung dazu gebraucht, ein solches Lebensalter für mich auszusuchen, in welchem, nach dem Umständen der Welt, meine Tugend durch die besten Belohnungen gereitzt, und mein böses Herz aufs heilsamste bestraft, und gezogen werden konte. Sind gleich die äußern Zufälle noch nicht völlig hinreichend, die Seele zu bessern: so sind es doch wenigstens Anweisungen, denen man folgen muß. Sie gleichen einem entfernten Zuruf, wodurch der irrende in der einsam verfinsterten Nacht, zum erstenmal auf die Vermuthung fällt, sein Weg sey verführerisch. Bringt diese Stimme ihm gleich noch nicht in die rechte Bahn, so bringt sie ihn doch zum Nachsuchen, und so findet er sich endlich zurecht. Was bleibt mir übrig, wenn ich auf die äussern Züchtigungen nicht achte? So ungern der gütige Schöpfer die Menschen plagt, so ist ihm doch die Ausbreitung des Reichs der Tugend, und die wahre Glückseligkeit vernünf-

nünftiger Wesen lieber, als ihr scheinbares äusseres Glück, und er muß größere Unglücksfälle über sie verhängen, wenn man geringere nicht gefühlt hat. So aber werde ich allem entgehen, wenn ich nur sorgfältig genug bin, die Liebe zu erkennen, die mein Herz noch beugen will: und Gott wird den ganzen Reichthum seiner Schätze über mich aufthun, sobald er nur siehet, daß sie mir dienen.

Philosorus zeigte in seinem Betragen gar bald, daß diese Betrachtung keine Wirkung einer vorübergehenden Flüchtigkeit gewesen. Das Andenken des Todes seiner Schwester, wurde nun aufs neue wieder rege, zu den heilsamsten Gedanken. So unbegreiflich es eiteln Gemüthern vorkomt, daß Menschen ihre Lust in ernsthafter Betrachtung des Endes finden können: so süß ist sie in der That allen Seelen, die folgsam sind, wenn sie eine höhere Stimme dazu auffodert. Und wie viel Weißheit finden sie, sobald das Gemüth eine Lust bekomt, zu werden, als die Sterbenden! Ich muß es gestehen, Philosorus ist mir jetzt ein Bild der Nachahmung. Die Freude findet in ihm niemals etwas, was sie verderben könte, und die Traurigkeit wird nach seiner schon gefaßten Kunst, zur sanfter Stille. Will die Hand des Allmächtigen sein Gemüth angreifen, so hält er stille, und merkt gehorsam auf ihre Absicht. Wie erwünscht wird ihm einmal sein Tod seyn, da schon im Leben die Gräber so viel reizendes für ihn hatten!

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417/phys_0284
DFG

Der Tugendfreund.

Das 18. Stück.

O auserwehlter Ort! mit Freuden nenn ich dich,
Da sah ich meinen Freund, und er umarmte mich.

Mein Freund der auf dem Lande, in einer sehr angenehmen Gegend wohnt, ersuchte mich neulich, ihm auf einige Tage Gesellschaft zu leisten. Weil die Witterung ziemlich günstig, und der Erdboden feste war, so konte ich um so viel leichter sein Verlangen erfüllen. Es war das erstemal, daß ich ihn besuchte. Er empfing mich mit einer Freude die ausserordentlich war, und nur von wahren Freunden empfunden werden kann. Nachdem wir uns von beyden Seiten genug erzehlt hatten, führete er mich in seinem Hause herum, und zeigte mir die schöne Ordnung und die vortrefliche Einrichtung, welche er allenthalben gemacht hatte. Ich konte nicht anders, als sie loben, denn sie war so, wie ich sie wünschte. Zuerst kamen wir auf seine Studierstube, und ich muste mich wundern, über den ansehnlichen Vorrath, über

die gute Wahl, und über die ordentliche Verbindung der Bücher, die ich an einem kleinen Orte, wie der war, wo sich mein Freund aufhielt, kaum vermuthen konte. Es war kein Buch der geschicktesten Gottesgelehrten unserer Zeit, das er mir nicht zeigte, und den Inhalt desselben, wenn ich es verlangte, mit seltener Annehmlichkeit erzehlte. Die medicinischen Bücher waren sein gröstes Vergnügen. Von diesen besaß er eine so große Menge, daß sie ein ganzes benachbartes Zimmer erfülten. Die Weltweißheit, die Meßkunst, und die Geschichte, nahmen einen andern ansehnlichen Raum ein. Die ganze Samlung war auserlesen und für mehr als einen Gelehrten hinlänglich. An diesem Orte, sagte er zu mir, bringe ich meine Morgenstunden zu. Hier samle ich die Reichthümer der Erkäntniß, wodurch ich mich zum Dienst meines Schöpfers tüchtig zu machen suche. Hier wechseln Andacht und Nachdenken ab, und ich muß ihnen sagen, mein Freund, daß oft der Mittag schon da ist, wenn nach meiner Rechnung kaum eine Stunde verfloßen seyn solte. Wir giengen in ein anderes Zimmer, und fanden eine große Anzahl mathematischer Werkzeuge, welche alle in gutem Stande, und wohl gemacht waren. Ich sahe auf dem Reißbrette eine Festung liegen, dazu er den Riß selbst erfunden, und dem ganzen Einfall ein schönes Ansehen gegeben hatte. In einem Winkel dieses Zimmers hatte die Mahlerey ihren Sitz aufgeschlagen, und mein Freund versicherte mir, daß er manche Stunden des Nachmittages zwischen diesen Wänden zu-

zubrächte, wenn ihm seine ordentlichen Geschäfte Zeit dazu ließen, Das Naturaliencabinet, das ich hernach sahe, war sehr vollständig, und mit vielem Fleiß gesamlet worden.

In der unteren Abtheilung des Hauses waren die Haushaltungsgefäße in einer zierlichen Ordnung. Die Wohnstube und noch zwey andere, waren nach einem guten Geschmack aufgeputzt, und aus allem was ich sahe, leuchteten Verstand und Klugheit meines Freundes hervor. Wir verfügten uns in den Garten, der noch nicht viel von dem wieder bekommen hatte, was ihm durch die Hand des Winters war geraubt worden, aber doch in seiner Anlage sehr anmuthig zu seyn schien. Er erhöhete sich nach und nach durch verschiedene Absätze, und wir erreichten endlich einen kleinen Hügel in der Mitte des Gartens, von welchem man auf allen Seiten eine angenehme Aussicht hatte. Hier war ein Lusthaus von mittelmäßiger Grösse, das in allen vier Wänden Fenster hatte, worin die Sonne, durch die allenthalben angebrachten Spiegel, bis zum Verblenden funkelte. Wir stiegen bald wieder herunter, weil die Witterung etwas rauh war und durchkreutzten die kleinen Abschnitte der Beeten, bey welchen mir mein Freund erzählte, womit er jedes besäet hätte. Ob er gleich sonst ein großer Liebhaber der Blumen war, so hatte er doch diese verwelklichen Zieraten seines Gartens nur hin und wieder angebracht, und alle Felder mit nützlichen Gewächsen und Küchenkräutern verse-

hen. Aus seinem Verfahren mit diesen Gewächsen, konte ich schliessen, daß er ein guter Haushalter seyn müste.

Ich wolte schon wieder zurück gehen, als er mich durch einen Bogengang in ein kleines Wäldgen führte, das einem Labyrinth vollkommen ähnlich war. Er entfernte sich heimlich von mir, und freuete sich nicht wenig, daß ich erst nach einem langen Umschweif und ängstlichem Suchen wieder zurecht finden konte. Hier rauschte ein kleiner Bach, der mitten durch das Wäldchen floß, und hernach eine Wiese wässerte. Er konte mir die Annehmlichkeit nicht genug beschreiben, welche der Gesang der Vögel, das Rauschen des Bachs, die grünen Bäume, und die Heiterkeit der Sonne, in den schönen Monaten des Jahres, über diese Gegend ausbreiteten. Ich war mit mir selbst nicht zufrieden, daß ich zu einer Zeit dahin gekommen war, wo ich nicht das ganze Vergnügen der lebenden Natur geniessen konte. Ich entdeckte dis Mißvergnügen meinem Freunde, der mir aber ins Ohr sagte: ich werde sie nicht eher weglassen, bis sie diese schöne Veränderung gesehen haben. Er wurde betrübt, da ich ihm andeutete, daß ich ihn in drey Tagen wieder verlassen wolte, und ich muste ihm versprechen, meinen Besuch nach wenig Wochen zu wiederholen.

Es war schon über die Zeit des Mittages, und es kam uns beyden vor, als wenn mir hungrig wären. Wir verfügten uns mit einer gewissen

Eilfer-

Eilfertigkeit ins Haus, unsern Magen zu befriedigen. Die Essen waren einfach und schön. Es herrschte hier kein verschwendrischer Ueberfluß, aber auch keine geitzige Sparsamkeit. Wir waren alle vergnügt, und das Gespräch welches mein Freund von einer vernünftigen Erziehung der Kinder führte, ergötzte mich ungemein. Ich muste ihm in allem Recht geben, und die Beyspiele, welche ich vor mir hatte, bestätigten die Wahrheit seiner Aussage vollkommen. Es waren zwey Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn, der vierzehen Jahren hatte, redete mit uns über Tische Latein, und machte einige griechische Verse, wozu ich ihm die Gedanken gab. Es war ein sehr angenehmes Kind, und faßte, das was man ihm sagte, mit der grösten Geschwindigkeit. Seine Sittsamkeit war eben so sehr zu bewundern. Er sahe seinen Vater an, und sprach nicht eher, bis er merken konte, daß es ihm gelegen war. Die Tochter von dreyzehen Jahren, besorgte die Wirthschaft fast eben so gut als die Mutter, und war ihr auch in ihren Tugenden ähnlich. Der kleinste Sohn war nur fünf Jahr alt, bewieß aber so viel Gehorsam und Enthaltsamkeit, als man selten bey Kindern von seinem Alter antreffen wird. Sie waren die Freude ihrer Eltern, und das Vergnügen der Fremden.

Nach dem Essen holete mein Freund die Harfe, und spielte mit so seltner Fertigkeit, daß ich ganz entzückt wurde. Es war eine Davidsharfe, die einen lauten, aber doch angenehmen Ton von

sich gab. Des Abends, sagte er, beschliessen wir, mit Beystimmung dieses Instruments und des Flügels, den sie dort sehen, den vergehenden Tag. Wir singen ein Loblied unserm Erhalter zu danken. Diese kleine Gesellschaft hat alle vier Stimmen, die hier auf dem Lande die andre Musik ersetzen müssen. Wenn wir fertig sind, so gehen wir mit doppelter Zufriedenheit zur Ruhe. Ich freuete mich schon zum voraus, dieses Vergnügens theilhaftig zu werden, wie auch hernach, so lange ich da war, beständig geschahe.

Nach einigen Augenblicken trat der älteste Sohn auf, und hielt eine Rede in teutschen Versen, auf meine Ankunft. Er hatte sie gestern des Abends, da es schon ziemlich spät war, aufgesetzt, und sein Vater hatte nur einige wenige Zeilen ändern dürfen. Er sagte sie mit so vieler Anständigkeit, und mit solchem Nachdruck her, daß er nothwendig gefallen muste. Die Sprache war deutlich, und die Bewegung allemal dem Ausdruck gemäß. Sein Vater erzehlte mir, daß er von Jugend auf, eine große Lust zur Dichtkunst gehabt hätte, und jetzo zuweilen in Versen spräche, wenn er recht munter wäre. Er hätte dis Vermögen zu befördern gesucht, und ihm verschiedene gute Dichter in die Hände gegeben. Doch, sagte er, muß man sich sehr in Acht nehmen, daß man ihnen keine unnütze Bücher von dieser Art giebt, in welchen sie verliebte Thorheiten und unanständige Beschreibungen lesen, dadurch nur ihr Geschmack verdorben wird. Wir überliessen uns

diesen

diesen Gedanken noch eine Zeit lang, und setzten unser Gespräch bis um fünf Uhr fort, da mich mein Freund bey der Hand nahm, und in eine andere Stube führete. Es war ein großes geräumiges Zimmer, dessen Wände mit verschiedenen Gemählden behangen waren. Weil es schon etwas finster geworden, war es mir unmöglich, alles zu erkennen, und ich muste warten, bis Licht herein gebracht wurde. Es wurden zwey auf dem Tisch gestelt, welche mir alle Schildereien in ihrer Schönheit und Lebhaftigkeit sehen liessen. Dis waren die Arbeiten meines Freundes, die er in müßigen Stunden mit ungemeinen Fleiß entworfen hatte. Die Mischung der Farben, das Licht, der Schatten, die flüchtigen Züge, alles war ausbündig schön, und ein anderer würde geglaubt haben, daß es Werke eines Titians oder Raphaels seyn müsten. Ich konte nicht satt werden, sie zu betrachten, eins war schön, das andre noch besser; und doch konte ich keinem den Vorzug geben, weil ein jedes eine ihm eigene Schönheit hatte. Die Leichtigkeit der Hand, und Fertigkeit des Pinsels, waren auf allen sehr kentlich. Meiner Meinung nach waren es Vorstellungen der Laster, deren ganze Natur aufs künstlichste abgeschildert wurde. Ich konte nicht aufhören, sie zu betrachten, bis mir endlich mein Freund versprach, ein neues Vergnügen, daß ich noch nicht gehabt hätte, schleunig zu erwecken.

Er führte mich nachher zu einem Gemählde, und sagte zu mir, betrachten sie es genau, denn jetzo haben sie noch Zeit. Ich folgte ihm, und sahe eine Gesell-

schaft, in welcher alles zu leben schien. Sie hatten sich um einen Tisch versamlet, der mit allem Ueberfluß beschweret war. Starke und erfrischende Getränke waren allenthalben zu sehen. Es schien als wenn die meisten diesen Ueberfluß gemißbraucht hätten. Einige lachten, wie man aus ihren Gesichtszügen schliessen konte, ganz unbändig; andere machten Stellungen, die eine Verrückung verriethen, und noch andere raseten unter den ledigen Gefässen mit ungestümen Zeichen der Fröhligkeit. Einige die einander gegen über sassen, schienen mit Aufhebung der Finger gegen einander, Dinge von großer Wichtigkeit zu beweisen, darüber ihre Nachbaren lächerliche Gesichter machten. An der Erde lag vieles unordentlich durcheinander, was sonst auf den Tisch gewesen war. Ich konte mir leicht einbilden, was dis Gemählde vorstellen solte, und sahe meinen Freund an, der neben mir stund. Eben wolte ich ihn anreden, als er mit einem Stabe, den er in der Hand hatte, das Gemählde anrührte, und nach einem kleinen Geräusch, wobey sich das ganze Bild zu bewegen schien, entdeckte ich eine ganz andere Vorstellung, die von der vorigen sehr unterschieden war. Ich sahe ein dunkles Zimmer, in welchem ich zuerst eine schwermüthige Gestalt erblickte, die den Kopf verbunden, und sich auf beyde Arme gestützt hatte. An allen Seiten des Zimmers wanketen Personen die hin und her schwebten, und selbst nicht wusten, was sie vornahmen, wie man aus ihren Stellungen schliessen konte. Ein anderer hatte sich an die Wand gelehnt, der wie der Tod selbst aussahe. Verdruß, Unmuth, Sorge

und

und Klagen, waren an jeder Stirn geschrieben, und Traurigkeit hatte sich in dem ganzen Zimmer ausgebreitet. Mein Auge war so sehr auf diese besondere Vorstellung geheftet, daß sich alle andere Gedanken aus meiner Seele verloren, und mir diese allein zurück liessen. Mein Freund merkte es bald. Er berührte mit seinem Stabe das Gemählde von neuen, und in wenigen Augenblicken waren neue Gestalten sichtbar, die ich vorher nicht gesehen hatte. Einer der sich mit der einen Hand an dem Stuhl hielt, und sich mit der andern auf einen Stock lehnte, fiel mir zuerst in die Augen. Er stelte eine krumme Figur vor, und riß die Augen und den Mund mit Heftigkeit auf, wie diejenigen zu thun pflegen, welche ängstlich keichen. Hinter ihm lag ein blasses Geribbe auf dem Boden, das wenig Empfindungen zu haben schien. Auf einer andern Seite machte ein Mensch viel kämpfende Bewegungen mit den Armen und Füssen, wie ein Rasender zu thun gewohnt ist. Der Tisch war mit Recepten, Pulvern und Tropfen erfült, und sahe einer Apotheke sehr ähnlich. Ich war über diesen Anblick ganz bestürtzt, und wunderte mich, wie es zuging, daß mein Freund gleich ein neues Bild zum Vorschein brachte, ohne das alte wegzunehmen.

Er überließ mich nicht lange meinen Gedanken, sondern führte mich zu einem andern Gemählde, welches nicht weit davon hing. Ich sahe es an, und fand viele Unsinnige darauf, die mit Händen und Füssen tobten. Sie hatten alle eine zornige Mine. Einige schlugen mit voller Faust auf den Tisch, und schäum-

ten. Andere stampften mit den Füssen, und droheten mit der Hand. Noch andere stiessen alles von sich zu Boden, und waren ganz wütend, Schaden zu thun. An der Wand sahe man Messer, Dolche, und andere mördrische Werkzeuge. Ich sahe es eine gute Weile nachdenkend an, bis mein Freund nach der ersten Bewegung mit seinem Stabe ein neues Gemählde zum Vorschein kommen ließ. Es war ein ungestühmes Meer, das an die hervorragenden Klippen seine Wellen spielte, und sie schäumend wieder zurückzog. Von weiten sahe man einen Mastbaum, der ohne Segel und Tau aus der See hervorragte. Am Ufer lag ein todter Walfisch, der übel zugerichtet war. Zwischen den Klippen bemerkte man treibende Trümmern von einem verunglückten Schiffe, und in einer weiten Entfernung fiel aus einer blitzenden Wolke ein starker Platzregen. Nachdem mein Freund die Schilderey zum drittenmal berührt hatte, sahe ich neue Erscheinungen. Eine Person die sehr kläglich aussahe, welzte sich auf der Erde herum. Es schien als wenn dis die Folge von heftigen Schmerzen seyn müste, die sie in ihrem Eingeweide empfand. Sie stieß andere zurück, die ihr zu Hülfe kommen wolten, welche zum Theil sehr erschrocken zu seyn schienen. Eine andere war noch bejammerungswürdiger. Hände und Füsse lagen krum zusammen, so daß sie gar keine Bewegung machen konte. Ich übergehe die übrigen, die eben so viel Mitleiden verdienten, und in großer Anzahl über diese Schildereien zerstreuet waren. Was thut nicht, sagte mein Freund, der Zorn für Schaden? Er erschüttert die

ganze

ganze Natur. Er zerschlägt und zertrümmet, und zu seinen Füssen müssen Leben und Gesundheit elend verschmachten.

Das dritte Gemählde stelte eine finstere Kammer vor, in welcher zwey Menschen verschlossen waren. Der eine hatte allerley Münzsorten vor sich, die er absonderte und in Ordnung brachte. Neben ihm lagen viele Beutel, die zum theil erfült zum theil aber noch ledig waren. Der andere setzte die Beutel zusammen, und schrieb, 100, 150, 1000, 2000 auf die Beutel. Die Kammer selbst war sehr enge und hatte nur ein Fenster, welches mit eisernen Stäben verwahrt war. An der Thür war ein doppeltes Schloß, und noch überdem ein starker Riegel. Unter dem Tisch stund ein eiserner Kasten, der mit dreyfachen Schlössern verwahret war. Beyde waren sehr emsig, und schienen sonst nichts zu denken, als Geld und Beutel. Mein Freund rührete sie mit seinem Stabe, und ich sahe ein Haus, welches in vollen Flammen stund. Man eilete von allen Seiten zur Rettung hinzu, einige wagten sich bis mitten ins Feuer, andere zogen an einen schweren Kasten, und noch andere löschten. Die benachbarten Häuser wurden niedergerissen, damit die Flamme nicht weiter greiffen solte. Nach der andern Berührung sahe ich die beyden Personen die ich auf dem ersten Gemählde gesehen hatte wieder. Sie waren beyde sehr niedergeschlagen und sassen bey einem Aschenhauffen. Der eine hatte ein Stück geschmolzen Gold in der Hand, und bey dem andern lagen verschiedene Steine die er auf-

aufmerksam durchsahe. Hinter ihnen stund die Armuth mit einen leren Beutel, und neben ihr die Verzweiflung, welche sich wild umsahe, und ausser sich zu seyn schien. Ich urtheile, sagte ich, indem ich meinen Freund ansahe, daß dis die Folgen des Geitzes sind. Ein Geitziger ist arm, wenn er gleich Reichthümer besitzt, und wenn er alles verliert oder verlieren soll, ist er der Verzweiflung nahe. Denken sie nicht eben so? Diese Gemählde verrathen ihre Gedanken.

Mein Freund schwieg stille und zeigte mir ein anderes Gemählde, welches den vorigen an Schönheit und Einfällen gleich war. Es erhob sich ein stolzer Jüngling, der von einer steilen Höhe mit verächtlicher Miene auf einige Leute die im Thale herumirten, herabsahe. Er bewunderte sich selbst und hatte mehr Hochachtung für seine Person als sie verdiente. Vielleicht dachte er auf einer Höhe zu seyn, wo ihn die Stürme des Unglücks nicht treffen und keine höhere Hand demüthigen könte. Von den Leuten welche unten wandelten, waren viele sehr nahe bey dem Felsen. Einige hatten sich schon zur Helfte herauf gearbeitet, andere aber zeigten sich in einer so gefährlichen Stellung, daß es schien, als wenn sie alle Augenblick herabstürzen wolten. Der Felsen und der Jüngling verschwand als sie von dem Stabe meines Freundes berührt wurden. Es kam ein Wald zum Vorschein, aus welchem zwey Tieger heraus fuhren, die auf einen Menschen grimmig losgingen. Er wehrte sich mit einer Lanze, ohne daß ihm die Thiere

was

was anhaben konten, oder er sie zum Weichen gebracht hätte. Doch kamen aus dem benachbarten Dorfe Menschen heraus, ihm zu helfen. Der Schauplatz änderte sich nach der Bewegung des Stabes zum andern mal. Der Jüngling, den ich zuerst gesehen hatte, war wieder da. Er gieng mit den andern verdrießlich im Thale herum, und hatte keine verachtende Miene mehr. Der Fels, auf welchem er den Veränderungen des Glücks Troz geboten, war erschüttert und auseinander gefallen. Schlangen und andere schreckliche Gestalten krochen aus den Ritzen hervor, und hielten die Fremdlinge vom weitern Hinzunahen zurück.

Der Beschluß folgt künftig.

Folgender Brief ist uns zugesandt worden. Wir wollen ihn ohne Veränderung einrücken.

Mein Herr,

Wenn sie durch irgend einen Zufall erfahren solten, in welchen Umständen ich vorjezt dieses Schreiben an Sie übersende: so wird diese Erfahrung in Ihrem gütigen Urtheil von mir hoffentlich nichts verändern.

Ich schreibe an Sie um öfter schreiben zu können. Hiebey muthe ich es Ihnen gar nicht zu, daß Sie durch Bekantmachung meines Briefes, mir den Namen eines Schriftstellers verschaffen sollen. Denn auf diese Weise könte ich keinen nähern Anspruch

spruch auf diesen Namen machen, als einer, der ein Carmen drucken läßt. Ich will nur auf die Art ein Gelehrter seyn, wie es die Weisen waren, die, alle hernach weiter ausgeführte und in der Theorie vorgetragene Wissenschaften, zu erfahren suchten.

Wenn ich Ihnen kurz etwas melden werde, wessen ich mich rühmen kann, so werden Sie selbst urtheilen wie viel Hofnung ich habe, gelehrt zu werden.

Bald in der Jugend gerieth ich in viele Verbindungen, die mir ausnehmend wohl gefielen. Wir spielten nicht bloße Kinderspiele, sondern auch solche, die sehr viel Nachsinnen erfoderten. Wir übten unsern Witz in allerley Erfindungen die zum Lachen reitzten. Jedermann nante dieses, unschuldige Vergnügungen und schöne Zeichen eines aufgeweckten Verstandes. Ich habe aber niemals auf diese Weise mit ruhigem Gemüth vergnügt seyn können. Ich machte daraus den Schluß: **Es muß keine Mitteldinge geben!**

Meine Eltern hielten mich mit allem Ernst dazu an, die Begriffe der Religion zu lernen. Es war mir nichts angenehmer, als wenn mein Lehrer alles scharf erwies: Aber wenn er mich mit Nachdruck ermahnete, so hätte ich lieber von ihm lauffen mögen; ich wolte wol viel erkennen, aber nichts geniessen. Ich schloß daraus: **Der Mensch ist von Natur ein Heyde!**

Hernach fanden sich allerley Umstände, wo mein Gemüth so stark angegriffen wurde, daß ich meine

Er-

Erkentniß zu brauchen anfing. Die Empfindung meiner Seele war oft so feurig, daß ich mich gern um der Wahrheit willen hätte hinrichten lassen: aber es war mir nicht möglich, von allem, was ich als unrecht erkante loß zu kommen, ich verfiel immer wieder in meine vorige Lebensart. Dieses brachte mich auf folgenden Satz: **Die Standhaftigkeit im Christenthum ist ein größerer Beweis der Liebe zu Gott, als ein Märtyrertod.**

Wenn ich an das zukünftige dachte, so fiel ich immer auf die Gedanken: Es ist nicht nöthig, sich darüber zu beunruhigen. Denn wenn sich mein Zustand verbessert; so ist es gut: verschlimmert er sich; so darf ich zu Gott nicht sagen, was machst du? Ist es nicht wahr, daß der Mensch sich damit trösten will: **Sein ganzes Elend werde dadurch vollkommen werden, daß es ihm nicht einmal vergönt seyn wird, sich zu beklagen!**

Bey dem allen vertheidigte ich die Tugend aufs äusserste, und wolte sie aus allen Kräften ausüben. Aber ich konte mich vor dem Widerspruch meines Gemüths nicht retten, weil ich mit Gott noch nicht eins geworden war. Ich bin also vollkommen überzeugt: **daß es die größeste Unverschämtheit ist, wenn man tugendhaft heissen will, ohne von Gott einen Beruf und Trieb dazu zu haben.**

So erfahre ich allerley Vorfälle, ich merke auf einen jeden, ich merke auf den Schaden oder Nutzen, den mein Herz davon hat. Dieses macht lebhafte Eindrücke aufs Gemüth, und endlich merke ich mir dar-

daraus Grundsätze, mich darnach zu verhalten und mein Leben darnach zu untersuchen.

Sonst lernt man mit mühsamen Fleiß, Wahrheiten und Einsichten des Verstandes, und wenn man sie gefaßt hat, ist es noch allemal sehr zweifelhaft, ob sie auch gebraucht und in Uebung gebracht werden. Habe ich aber das wichtigste erst vollendet, und meine Seele immer nach und nach gebessert: so wird es dem Verstande eine angenehme Untersuchung seyn, wenn er diejenigen Mittel auch aufs künftige beylegen will, die ihm jetzt so viel genutzet. Ihr Urtheil von dieser Art der Bemühung weiß ich vorher. Nur wünschte ich, daß sich die Meinungen der Menschen mehr auf solchen Erfahrungen gründen möchten, und ich überlasse es Ihnen, Ihre Leser einmal mit dieser Vorstellung ausführlicher zu unterhalten. Ich versichere Sie meiner Hochachtung und bin

Mein Herr,

Ihr

St = =
den 25. Hornung
1755.

dienstwilliger Diener.
Polycarpus.

Der Tugendfreund.

Das 19. Stück.

Gott hat in Stauden und in Pflanzen,
In kleinen Theilen, und im Ganzen,
Den Ruhm der Majestät erlangt!

So herrlich auch ein jedes Werk des Schöpfers geziert seyn mag; so wenig läßt sich doch davon gedenken, wenn man nicht weiß, in welchen Verhältnissen es mit andern Werken eben desselben Schöpfers stehen muß, um das Ganze nicht zu verunstalten. Wenn aber die Seele zu dieser großen Betrachtung erwacht, denn verliert sie den Begrif einer jeden Schönheit in der Schönheit der großen Welt, und in dem Nachdenken über das Große, findet sie ihn mit immer neuem Vergnügen allemal wieder.

Ich will im Kleinen einen Versuch machen, ob ich meine Leser von dieser Wahrheit im Großen überzeugen kann. Ein geschickter Baumeister nimt es über sich, ein Gebäude aufzuführen, wozu man eben ihn gewählt, weil es aufs möglichste vollkommen seyn

solte. Sein Beruf hat es von ihm gefodert, täglich darauf zu denken, wie vielerley Arten von Schönheit und Vollkommenheit bey großen und prächtigen Gebäuden anzubringen sind. Er geht und denkt lauter Rißе und Bilder von neuen Verzierungen. Wie will er unter der Menge dessen, was möglich, was alles in seiner Art schön ist, eine Wahl treffen? Je größer diese Menge ist, je unschlüßiger muß er seyn. Es wird ihm eben so gehen, als jungen Anfängern in der Dichtkunst. Sie haben viel gelesen, das sinnliche fiel ihnen am ersten in die Augen; unerwartete Gedanken, prächtige Ausdrücke, natürliche Gemählde, die ein jeder würde gefunden haben, wenn man die bekante Aehnlichkeit der Vergleichung nur noch ein wenig fortgesetzt hätte; ein kühner Schwung der Gedanken, welche doch, sobald es nöthig ist, wieder in das Geleise gleiten, worauf der Dichter seinen Leser unvermerkt wegführt, wohin er will; dieses alles drückt sich ganz unvergeßlich in die begierige Seele. Nun fangen sie selbst an zu dichten, je ungeübter ihre eigene Einbildungskraft noch ist, desto treuer unterstützt sie ihr Gedächtniß. Sie denken also, und ihre Gedanken werden beständig abgebrochen, damit sie das Vergnügen haben können, alles zusammen zu setzen, was ihnen so ausnehmend wohl gefiel. Und wenn sie fertig sind, so sind die geborgten Ausdrücke beßer als die Gedanken, und das ganze Gedicht sieht aus, wie ein Affe in der prächtigsten Kleidung. Gleicherweise zwingt die Nothwendigkeit den Baumeister, wofern alle ersonnene Schönheit nicht zu lauter Verunstaltungen werden soll, sich den

Zweck

Zweck des ganzen Gebäudes vorzustellen. Was dazu sich am besten schickt, das ist nunmehr die gröste Schönheit, die andern fallen alle weg; und niemand wird ihn tadeln, wenn er in Austheilung der Zierathen sparsamer gewesen, als ein anderer, der durch eine unzeitig geschmückte Bauart das ganze Werk verdorben. Man wird erkennen, daß die abgemeßene Größe des Platzes kein Portal gelitten, wenn ein Haus hat hingesetzt werden sollen. Man wird nicht nach Bogen und Säulenstellungen fragen, wenn das Licht dadurch gehindert, und die Zimmer enger geworden wären. Man wird die Höhe der Auffarth nicht vermissen, wenn die Thür von der Straße zu, dadurch verdeckt werden müssen. Der Aufseher über den Bau wird gelobt werden, daß er kein plattes Dach mit einem prächtigen Geländer gewählt, weil sonst die Dauer hintenangesetzt werden müssen. Und so wird man überall finden, daß die Schönheit eines jeden Theils zwar den Kennern gefällt, daß aber dagegen die Vollkommenheit des Ganzen niemals vergessen werden muß, wenn kleinere bestimt werden sollen.

Nun will ich meinen Lesern einen kleinen Streit erzehlen, den ich mit dem Herrn Memphus wegen des Begrifs der Tugend im ersten Stück gehabt habe, vielleicht enscheidet ihn mancher zu meinem Vortheil. Ich will unser Gespräch aufrichtig hersetzen, wie wir es gehalten haben. Memphus traf mich in einer Gesellschaft an. Nach einigen gewöhnlichen Unterredungen, fragte er mich, ob ich nicht der Tugendfreund wäre. Ey, sagte er, mein lieber Tugendfreund, haben

sie nicht an mich gedacht als sie ihr erstes Stück geschrieben? Ich besinne mich, daß ich einmal vor einem Jahr ihre Denkungsart in Absicht der Ordnung getadelt habe, die sie im Vortrage der Wahrheiten aus Liebe zur Beredsamkeit erwählten. Man muß die Auswickelung der Begriffe, und die Beweise nicht so sehr in Bildern verstecken. Die Philosophie muß der Beredsamkeit nicht so sehr nachgesetzt werden, sie ist ohne diese Schminke doch schön genug.

Ich antwortete ihm, es wäre mein Zweck gar nicht gewesen, eine Abhandlung der Philosophie zu schreiben: denn wer sich ietzt an diese Arbeit machen wolte, der müste mehr Zeit und Fleiß, als mir möglich wäre, daran wenden können, wenn er anders mehr leisten wolte, als die bisherigen Systeme dieser Wissenschaft geleistet haben.

Weil uns eben ein anderer ins Wort fiel, so sagte **Memphus**: kommen sie in ein anderes Zimmer, ich habe mehr mit ihnen zu sprechen, als was die Ordnung betrift, wir wollen zusehen ob wir allein seyn können. Ich folgte ihm in das benachbarte Zimmer, und nun setzten wir unsere Unterredung also fort.

M. Wenn sie so fortfahren werden, wie sie angefangen haben, so komt eine ganz neue Tugendlehre heraus. Ich möchte wol wissen, welches Sistem der Sittenlehre sie zum Grunde ihrer ästhetischen Ausführung gelegt hätten. Alle die ich nachgesehen habe, setzen einen ganz andern Begrif der Tugend voraus, als sie: und ich wolte ihnen wohlmeinend rathen, daß sie den Büchern geschickter Männer nicht widersprächen,

chen, sondern lieber ihre Erklärungen beybehielten: in der Ausführung läßt sich ja hernach doch alles anbringen, was sie sich etwa besonders angemerkt haben.

T. Vielleicht könte ich ihnen zeigen, daß nichts weniger als ein Widerspruch zwischen den Begriffen von der Tugend sich finden würde, wenn man mein erstes Stück mit den Schriften anderer zusammenhält, deren Absicht es war, eine Moral zu schreiben. Ich bezeuge nur in dem Charakter eines Freundes der Tugend, vor den Augen der ganzen Welt meine Freude, daß ich so viel liebenswürdiges an ihr finde, und fodere meine Leser auf, ihre Freundschaft gleichfals mit mehrerem Ernst zu suchen, als auf der Welt sonst gewöhnlich ist. Und wenn ich sie hiervon überführen kann, so hoffe ich auch nach ihrem eigenen Urtheil den Vorwurf nicht zu verdienen, welchen sie mir gemacht haben. Doch ich muß mich des Rechts nicht begeben, welches mir zukomt, wenn ich etwas vertheidigen soll, wogegen ein anderer Einwürfe macht: zeigen sie mir also den Widerspruch, welchen sie gefunden haben.

M. Jedermann erkläret die Tugend auf diese Weise: sie ist die Fertigkeit rechtmäßiger Handlungen. Sie aber sagen: = sie ist = sie ist = Wie hieß es doch? Sie ist der Zusammenhang der Welt = oder gleichsam = mich deucht es war so ohngefehr = ich will das Stück holen.

T. Geben sie sich keine Mühe, mein Freund, meine Worte lauten also: „Ich will darnach trachten, daß ich eine Fertigkeit erhalte, die Absicht befördern zu helfen, die Gott künftig mit mir noch vorhat. Die-

ser Fertigkeit will ich den schönen Namen der Tugend heiligen,„ und so weiter.

M. Ja ja, so war es auch. Nun, sehn sie, da ist ja nicht ein Wort von rechtmäßigen Handlungen. Ich habe lange nachgedacht, was ich hernach unter die tugendhaften Handlungen rechnen soll, was recht oder unrecht seyn wird. Und ich kann mir doch nicht vorstellen, daß sie allegorisch, oder in einem ähnlichen Bilde von der Tugend reden, wenn sie die Erklärung derselben geben wollen. Also bleibt mir nichts weiter übrig, als daß ich glaube, sie wollen nur den vorigen Erklärungen widersprechen, und erdenken deswegen neue, die doch den Leser nur verwirren.

T. Sie würden mir eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn sie mich überzeugten, daß ich andern widersprochen, oder doch wenigstens den Leser verwirt hätte: denn so wolte ich mich über meinen Begrif deutlicher erklären, oder wenn das auch nicht hinreichend wäre, ihn lieber widerrufen, und in einer andern Abhandlung ändern. Aber noch finde ich in ihren Reden keinen Beweis des Widerspruchs.

M. Sie setzen ja aber doch hinzu: Niemand soll mich überreden, etwas anders für tugendhaft zu halten. Das heißt offenbar so viel, als wenn sie sagten: dieser Begrif der Tugend ist allein richtig, und die andern sind alle falsch, sie mögen heissen wie sie wollen. Sie haben also schon voraus gesetzt, daß man anderer Erklärungen nicht gegen die ihrige halten, sondern die letztere nur allein annehmen soll. Nein, ich muß die gelehrte Welt vertheidigen, man ist nicht

berech-

berechtiget, das alte umzustossen, wenn es nicht offenbar falsch, oder wenigstens, wenn das neue nicht beßer ist.

T. Sie haben sich jetzt so erklärt, daß ich nur zeigen darf, ich habe keines Weltweisen Erklärung der Tugend umgestossen. Hernach werden sie nichts wider mich haben. Sie haben von meinen Worten etwas weggelassen. Ich habe des Menschen Leben und Vergnügen betrachtet, ich habe gezeigt, daß er noch immer zum größern Glücke fähig ist, gleichwol in den Dingen der Erde es niemals erhält; hierauf muste die ganze Natur beweisen, daß aus diesem Grunde eine künftige Erhöhung unsers ganzen Zustandes zu hoffen; daß dazu die ganze Einrichtung der Welt so gemacht wäre, wie sie ist; daß diese Einrichtung von Gott, und also nothwendig gut seyn muß; daß also alles unrecht ist, was derselben widerspricht, folglich auch alles, was Gott einmal als Hindernisse seiner Absichten verwerfen und bestrafen muß. Wenn nun andre sagen: Die Tugend ist eine Fertigkeit rechtmäßiger Handlungen, so habe ich nur erklärt, was rechtmäßig sey, und dieses mit in den Begrif gebracht, welchen ich auswickeln muste.

M. Wenn sie sich so erklären, so kann man ihre Meinung wol mit andern vereinigen. Aber, warum ist es denn eben nöthig, daß sie das alles so weit hergeholt, erst alles Vergnügen betrachtet, hernach den Zweck der Welt aufgesucht, und darauf erst eine Erklärung gegeben haben, wobey der Leser doch das übrige noch aus der ganzen Abhandlung zusammen

suchen muß? Mich deucht es wäre weit faßlicher und beßer gewesen, wenn sie es bey der gewöhnlichen Erklärung gelassen hätten.

T. Ich habe nicht vermuthet, daß sie mir so bald nachgeben würden. Um so viel zuversichtlicher kann ich ihnen also jetzt die Ursachen sagen, warum das Wort Tugend bey mir eine etwas veränderte Erklärung hat. Wenn ich die Erklärung voraus setze, welche sie mir angeführt haben, so frägt sich dabey, was ist rechtmäßig?

M. Mich deucht das kann ein jeder selbst ausmachen.

T. Das gebe ich zu, aber macht es ein jeder aus? Woher kommt es, daß der eine diese, der andre jene Handlung für recht oder unrecht hält? Woher kommen die Fragen: ob es Mitteldinge gebe? ob das Spiel, das Tanzen, der Scherz, und dergleichen, sündlich oder erlaubt sey? In der That, mein Freund, die allerwenigsten Menschen haben darauf nachgedacht, daß sie einmal recht im Ernst lernen möchten, was Tugend sey. Und wenn man ihnen nicht Begriffe beybringen kann, die ihrer verwöhnten Empfindung widersprechen, so bleibt Tugend bey ihnen ein Wort, wohin sie alles rechnen können.

M. Ich sehe nicht wie dieses zu besorgen. Der Verstand kann in so bekanten und leichten Dingen, als dieses ist, das Wahre und Falsche gar wohl unterscheiden. Und wenn ich ihm zu Hülfe kom-

kommen will, so dürfen nur alle Tugenden, eine jede besonders erklärt und ausgeführt werden. Ich sehe also nicht, wie sie sich durch die neu aufgesuchte Erklärung um die Tugend verdient gemacht haben.

T. Haben sie nichts an der Schärfe auszusetzen, da wir gewohnt sind, bey allen Beschreibungen der Tugend, sie uns im höchsten Grad vorzustellen? Ich erinnere mich, daß wir uns über diese Sache schon einmal besprochen. Sie legten mir die Frage vor: warum man doch die Thorheit beginge, die Welt zur Ausübung der Tugend zu ermahnen, und gleichwol dieselbe so hoch spannete, daß kein Sterblicher sie erreichen könte. Hierauf antwortete ich: es wäre erstlich zu bedenken, daß nicht aller Menschen Kräfte gleich sind; zum andern, daß der Mensch immer in der Fertigkeit zunehmen kann, je mehr er sich übt; und endlich, daß sich sonst ein jeder die Tugend so vorstellen würde, als sie ihm gefällt. Wenn der Trunkenbold von seiner Völlerey ein wenig abgelassen, so würde er sich so sehr über den Sieg, den er erlangt, wundern, daß er zuversichtlich behaupten würde, die Mäßigkeit bestünde darin, daß man des Tages nicht mehr als zehn Kannen Bier zu sich nehme, da er sonst diesem Getränk allemal seinen Verstand zu verpfänden gewohnt war. Was würden doch die Menschen mit der Tugend anfangen, wenn es bey ihnen stünde, ihre Gesetze zu bestimmen! Die Fabel meldet uns betriegliche Grundsätze des Fuchses; aber

der Mensch findet es in der Erfahrung noch viel schlimmer als man dichten kann. Ein jeder giebt den Gesetzen einen weitern oder engern Umfang, einen genau bestimten oder zweifelhaften Verstand, nachdem er es für seine Neigung am bequemsten findet, welche ihm einmal das unverbrüchlichste Gesetz geworden.

Ich habe es mir aus diesem Grunde nicht zugetraut, der Tugend Grenzen zu setzen, auch andere konten mir hier nicht zeigen, wie weit ich gehen sollte. Ich wendete mich also zu dem, der gewiß weiß was recht ist, und suchte in dessen Offenbarungen die Beschreibung der Tugend. Sagt mir das Naturgesetz, ich soll meine Glückseligkeit aufs beste zu befördern suchen: so weißt mir die Offenbarung mit noch weit stärkern Gründen und Versicherungen, daß des Menschen Glück auf Erden noch nicht vorbey ist. Gott konte keine geringere Freude für vernünftige Wesen erdenken, als die, welche die sichtbare Welt anbietet. Ich wundere mich dabey über die große Einrichtung, vermöge welcher das cörperlich sichtbare auch zugleich zur Belustigung meines Geistes fähig ist. Ich darf diese Belustigung nur einmal recht schmecken: so geht es mir, wie denen, welche kurz vor ihrem Ende, wäre es auch nur in dunkeln Vorstellungen, in das Feld der Freude geführet werden. Wenn sie wieder erwachen, so sind sie von Herzen betrübt, daß diese Welt sie noch umschließt, daß der immer sterbende Leib ihre Seele noch gefangen hält, die

schon

schon glaubte erlöset zu seyn= Es geht mir, wie jenem Jünger auf dem Verklärungsberge. Ich bedaure es, daß ich so lange ohne dis Glück gelebt habe, aber nun wolte ich auch nicht gerne eine Stunde lang die reinste Lust entbehren, die ich endlich gefunden. Andere, die das noch nicht wissen, sehen die Welt nur immer im Kleinen. Was sie jetzt erfreut, das scheint ihnen das beste, bis die gleich darauf folgende Reue, oder der Schmerz, oder die fühlose Schläfrigkeit, sie überführt, daß sie sich betrogen. Thiere sind so geschaffen, oder bey Verschlimmerung der Welt so geworden, daß ihr heisses Blut eine jede Begierde aufs äußerste treibt, hernach komt entweder etwas neues, oder sie schlafen. Denn für sie gehört nur immer der geringste Theil der sichtbaren Welt, damit sie nicht ganz vergessen wären. Aber der Mensch macht es so, wie einer, dem ich den weitesten Pallast, einen unvergleichlichen Garten, und überhaupt eine Wohnung einräume, wo nichts vergessen ist, was zur Vollkommenheit gehöret. Sehen sie = Anstatt daß er als ein Herr aller dieser Reitzungen, sich an allem belustigen solte, wählet er sich nichts weiter, als das kleine Zimmer an der Hofthür, und freuet sich, daß sein fauler Leib ein Bette, und seine kindische Spielerey eine Hundehütte daselbst findet. Was denken sie von diesem Elenden?

Und was denkt der freygebige Schöpfer von uns Elenden, wenn wir nicht sehen wollen, daß die ganze Welt unser ist? Und was müssen wir nun

von

von der Tugend denken, wenn sie kein Gesetz ist, das uns im mürrischen Zwange verschliessen soll; sondern eine majestätisch liebreiche Erlaubniß, alles zu besitzen, was vergänglich und unvergänglich ist, wenn wir nur nicht boßhaft genug seyn wollen, uns durch Wohlthaten selbst vom Wohlthäter abwendig machen zu lassen! Wie sehr wünschte ich daß es mir gelingen möchte, auf diesem großen Wege fortzugehen! Vielleicht könte manches Gemüth dadurch die Antwort eben auf diejenigen Fragen finden, die es selbst nicht recht vorzutragen weiß, und die Auflösung seiner noch übrigen Zweifel, und die letzten Bewegungsgründe, welche nur noch nöthig sind, um seiner Wahl zum Vortheil der Tugend den Ausschlag zu geben!

M. Mein lieber Herr, sie machen mehr Wesens von der Tugend, als würklich davon zu machen ist. Wie schwach ist das Licht der Natur! Müssen wir nicht zufrieden seyn, wenn unsere Mitmenschen nur einigermaßen gebessert sind? Wenn nur ein jeder zur Noth ein guter Bürger ist; wenn er sich nur von offenbaren Beleidigungen anderer enthält; wenn er nur so viel zu lernen sucht, als nöthig ist, seinen Unterhalt zu verdienen, andere im aufgewekten Umgange zu belustigen, und seine Schwachheiten zu verbergen; was wollen wir mehr? Mich deucht, die Noth wird einen jeden schon lehren; was er zu thun, und was er abzustellen habe. Der eine wird durch

diese

diese, der andere durch jene Tugend groß, eben wie ein Mensch in dieser, der andere in einer andern Kunst es weit bringt: keiner lernt alles, keiner komt in allen Tugenden zur Fertigkeit. Ist die Freymüthigkeit keine Tugend? ist sie nicht groß? Ich will es in dieser einzigen Tugend höher bringen, als sie in allen, die in einen so abstrakten Begrif zusammengefaßt sind. Mit der Offenbarung werden sie in ihrem Vortrage nicht viel ausrichten, sie zeiget uns Höhen, die niemand besteigen kann, und mahlt uns Glückseligkeiten vor, die niemand erlangen kann: ich aber habe keine Lust, ein Tantalus zu werden.

T. In Wahrheit, mein Freund, sie verdienten eine Bestrafung, wenn ich nicht wüste, daß sie aus Mangel genugsamer Erkenntnis, und aus einer noch nicht überwundenen Lust zu widersprechen reden. Jezt, da ich hievon zur Gnüge überzeugt bin, verdienen sie noch ein herzliches Mitleiden. Bedenken sie einmal, wieviel widersprechendes sie jezt zusammen gemischt, indem sie sich kurz erklären wolten. Bald sollen wir aus Noth so weit gehen, wie es zur Erhaltung des Lebens unumgänglich ist! Ist denn das Tugend? Bald soll ein Mensch groß werden durch Tugenden, worzu er gezwungen wird! In der That, wenn sie nicht das Gleichniß der mancherley Stuffen der Geschicklichkeit dabey gesetzt hätten, so würden sie ihren Satz selbst nicht glauben.

ben. Bald wollen sie die einzige Freymüthigkeit so hoch treiben, daß andere mit ihrer ganz tugendhaften Gesinnung, auch wenn sie sie erreichen, zurückbleiben müssen. Eben diese Freymüthigkeit soll sie widerlegen, und ich bin ihnen recht sehr verbunden, daß sie mir die Waffen selbst in die Hände gegeben. Wovon soll der Freymüthige in seinem Gemüthe frey seyn? Nicht wahr, vom Vorwurf der Laster? Gegen wen sol er freymüthig seyn? Wenn sie diese Tugend recht hoch treiben wollen, so müssen sie denjenigen nehmen, vor dessen Anblick die mehresten einmal ihre Freymüthigkeit bis zur Verzweiflung verlieren werden. Können sie aber noch mit der Schrift, die ihnen die Mittel dazu anweißt, so leichtsinnig verfahren, daß sie glauben, sie wolle ihnen, wie dem Tantalus in der Fabel, vergebliche Hofnung vorhalten: so ist es ihnen von Herzen zu wünschen, daß sie einmal heilsam vor Gott erschrecken möchten. So lange dieses nicht geschehen ist, verdient ihre Gesinnung nichts weniger, als den schönen Namen der freymüthigen Tugend, sie ist eine Frechheit, sie ist noch ein Laster. Ueberlegen sie nur einmal in der Stille, wie keine einzige Tugend allein den Menschen zieren kan. Eine muß nothwendig immer der andern Grenzen setzen, und daher sind alle in ihrer Bestimmung nothwendig, aber keine von allen aus Eigensinn erdacht. Ich traue es dem menschlichen Verstande nicht einmal zu, daß er die Tugend in aller ihrer Schönheit würde

würde entdeckt haben, wenn ihn nicht diese nothwendige Verbindung von einer jeden zu der andern geleitet hätte. Ihre Freymüthigkeit verführte sie vorher zum Misbrauch einer täglichen Erfahrung. Ich wil ihnen jezt auch eine Erfahrung vorstellen. Der Schöpfer ist groß in der erwärmenden Kraft, welche er in die Stralen der Sonne gelegt hat, das ist unläugbar. Wenn er nun diese einzige Größe aufs höchste treiben wolte, wo blieben sie und ich? wo bliebe unsere Welt? wo bliebe der Zweck, den sich Gott auszuführen vorgenommen? wie groß würde derjenige seyn, der, um in einer kleinen Würkung groß zu werden, sich des Vorwurfs schuldig gemacht, daß er ein unglaublich großes Werk versäumet? Muß nicht alles was gut ist, so lange es nicht das höchste Gut werden kann, eben dadurch seine vornehmste Schönheit erlangen, daß es die Bestimmungen empfängt, worinn es zum weitern Einfluß in mehrere Vollkommenheiten tüchtig wird? Sehen sie, mein Freund, auf diese Weise muß eine Tugend der andern die Hand bieten: und wer das beste nicht weglaßen wil, der muß gründliche Einsicht und angenehme Beredsamkeit verbinden, er muß die Welt so abmahlen, wie sie eine Tugendschule werden kann und soll. Besonders freue ich mich, daß sie mir in diesem Gespräch Gelegenheit geben, mich noch mehr zu der wichtigsten Sache in der Tugendlehre verbindlich zu machen.

Eine

Eine innere Hochachtung für Gottes Zeugnisse wird sie überführen, wie nöthig es ist, daß ich dem Menschen nicht blos die Tugend in ihren strengen Anfoderungen vorstelle, sondern ihn auch zur Bewunderung der Liebe auffodere, die alles gethan hat, was möglich und nöthig ist, uns diese Arbeit bis zur Vollendung zu erleichtern!

Hier musten wir von einander gehen, und Herr Memphus sagte, es wäre ihm doch lieb, daß ich ihm nicht alle Hochachtung für die Schrift abgesprochen, er wolte der Sache weiter nachdenken, in einer Stunde liesse sich nicht viel ausmachen. Ich konte ihm nichts anders antworten, als was ich ihm schon vorher gewünscht hatte. Doch bat ich ihn, er möchte sich hüten, daß er ja nicht glaubte, die Schrift verdiente nur der Moral wegen unsere Hochachtung und Bewunderung.

Der Tugendfreund.

Das 20. Stück.

Fortsetzung vom Reichstage der Tugend.

Wie liebreich bist du uns erschienen,
Du lächelst noch mit holden Mienen,
Und streckst die Arme schmachtend aus.



Nach einem kleinen Stillschweigen verließ die Menschenliebe ihren Sitz und trat für die Tugend. Sie hatte ein feuerfarbenes Kleid an, welches mit silbernen Lilien durchwirkt war. Von ihrem Halse hingen kostbare Juwelen, unter welchen einige große Rubinen einen unaufhörlichen Blitz von sich warfen. Sie trat einige Schritte näher zum Tron, und redete die Tugend auf folgende Art an:

Unsterbliche Tugend!

„Wo soll ich Worte genug finden, die Freude, die Wallung, die Entzückung, zu beschreiben, welche ich bey deiner Gegenwart empfinde, fühle und spüre.

Du bist unter uns, heilige Tugend! O gesegneter Tag, der unsere Hofnung nicht beschämt, sondern sie krönet! O goldne Zeit, welche die Erde in einen Himmel verwandelt! Was konten wir mehr erwarten, mehr wünschen! Ich bin ganz ausser mir, wenn dieser Gedanke in meiner Seele erwacht und leuchtet: du bist gekommen.

Ja, ewige Tugend, du bist nicht zur Verwüstung einer sehr befleckten Erde, nicht zum Schrecken der Menschen, nicht zum Untergang deiner Freunde erschienen. Auch in dir schlägt ein liebreiches Herz. Du wilst Menschen, auch thörigte Menschen, die aus Blindheit geirret haben, unterweisen, und ihnen den Weg zeigen auf welchem sie wandeln sollen. Du wilst mit huldreicher Herablassung den Unmündigen bey der Hand faffen, und ihn mitten durch die Fallstricke der Boßheit glücklich durchführen. Du wilst unermüdet arbeiten, wachen, sorgen, das Geschlecht das du liebest, das von Gott selbst geliebte Geschlecht, glückselig, ewig glückselig zu machen. So werde es denn glückselig durch dich! Deine Liebe verlösche nicht!

Mich würde es bis zur äusserstenErmattung, ja bis zu tödlichen Schmerzen kränken, wenn du aufhören wolteſt, die Menschen zu lieben. Sie haben es verdienet, ja sie haben es vollkommen verdienet, daß du deine Liebe in Haß verwandelst. Aber vielleicht werden sie durch deine fortdaurende Liebe gerührt, vielleicht verwundet dein liebreich bestrafender Blick ihre Seelen, vielleicht gewinnet ein überzeugendes Wort deines

deines Mundes auch den boßhaftigsten, der jetzo noch schlägt und raset, und unsinnig wütet. Samle diese feurige Kolen auf ihr Haupt, und sie werden dir ein in Zärtlichkeit zerfliessendes Herz opfern. Verdamme sie nicht; oder doch nicht eher, bis alle deine Gunst vergebens verschwendet, alle deine Belehrungen verworfen, und alle Ueberzeugungen verachtet worden sind.

Große Tugend, du hast noch unter der unzehligen Menge der Menschen, auch mitten unter den Kindern der Bosheit, deine Nachfolger. Dir sind sie alle sichtbar, ob sie gleich zerstreut, unter der brennenden Sonne, in den Mittagsländern, und unter der schneidenden Kälte der Pole ihr Leben zubringen. Könte ich sie alle, die nur einen menschlichen Namen haben; sie alle, die ein vernünftiges Denken belebt, zu den Grenzen deines Gebietes locken: O wie gerne wolte ich die entferntesten Ufer des wilden Meeres besuchen, und die Gipfel der erhabensten Berge besteigen! Ja, dis will ich thun, dis fodert die Liebe, dis fodert mein Herz. Ehe soll die Sonne verlöschen, und alles Feuer der bewegten Natur verglühen, ehe die steigende Flamme der Liebe ihre Wirkungen verlieren soll. Nein, sie soll sie niemals verlieren. Sie soll brennen, ewig soll sie brennen.

Vergieb mir den Eifer für die Menschen, o Tugend! Warum bist du zum Eigenthum menschlicher Seelen bestimt? Warum wird alles aufgefodert dir gehorsam zu seyn? Warum soll an den Wurzeln des Cau-

casus eben so wol als bey den Alpen, dein Name genant werden? Ist dis vergeblich beschlossen? Vergeblich? Wie darf ich so denken. Und wenn es denn nicht vergeblich beschlossen ist, o so lehre mich die überredende Sprache, wodurch ich feindselige Herzen, liebreich bestürmen und auffodern und erobern kann; Sie sollen dein seyn.

Möchten nun Haß, Feindschaft, und andere Laster, die sich gegen meine Unternehmungen wafnen, durch die Stärke deiner Hand niedergeschlagen, und zu meinen Füssen gedemütiget werden. Ihre Gewalt ist so uneingeschränkt, daß nur wenige ihren Nachstellungen entgehen können. Sie sind da, ehe mans denkt, und hinterlassen allenthalben, wo sie gewesen sind, Fußstapfen der Verwüstung. Rotte sie aus, deine Feinde, **mächtige Tugend.** Laß alle deine Lieblinge, o dürfte ich doch sagen alle Menschen, **unter deinen Flügeln ruhen,** so werden sie sicher seyn.

Aber kann ichs noch länger verschweigen? Gönne mir nur, **grosse Tugend,** noch einen Augenblick, den Feind zu nennen, der mir am gefährlichsten ist. Du kennest ihn schon. Schwarze Nachrichten haben seinen Namen durch alle Länder getragen. Es ist der **Neid,** der **verdammungswürdige Neid,** der sich fast allenthalben eingeschlichen hat, wo ich wohnen wolte. Auch deine Wohnung hat er entheiliget. Er ist unter verstelten Namen, in fremder Kleidung über die Grenzen gekommen, heimliche Unruhe auf diesem Reichstage zu stiften. Er hat ein langsames Gift mitgebracht, welches er deinen Unterthanen verborgen bey-

beybringen will. Ein Gift, welches ihre Augen verstelt und ihre Gesichter mit eigensinnigen Runzeln zeichnet. Brauche deine Rechte. Befiehl, ihn aufzuheben und vor deinen Tron zu bringen. Sprich ihm das Urtheil. Rette mich, sonst bin ich verloren.„

Nach dieser Rede, bey deren Endigung eine ernsthafte und ehrfurchtsvolle Mine das Angesicht der Menschenliebe bedeckte, blieb sie ohne Bewegung vor der Tugend stehen, und erwartete ihren Ausspruch. Sie erklärte sich aufs gnädigste, daß ihr Bitten vollkommen gerecht wäre, und daß sie alle Anstalten vorkehren wolte, diesen Feind der Menschen aufzusuchen, und seiner Vergehungen wegen, zu bestrafen. Es wurde darauf sogleich Befehl gegeben, sich seiner Person, wo man ihn anträfe, zu bemächtigen, und vor den Tron zu bringen, damit er von seinem Verhalten Rechenschaft gäbe. Man hatte viele Mühe ihn auszuforschen, bis man ihn endlich noch in eben der Kleidung, deren er sich bedienet hatte verborgen zu bleiben, an einem ziemlich unbekanten Orte entdeckte. Er wunderte sich nicht wenig, daß man sich an ihm vergreifen und ihm vieles aufbinden wolte, das er nicht könte gethan haben, weil er, wie er sagte, zu den Unterthanen der Tugend gehörte. Aber man hörte seine Entschuldigungen nicht, sondern zog ihm das geraubte Kleid aus, und gab ihm seinen gewöhnlichen Anzug wieder, den er auch gleich auf der Stelle anlegen muste. Weil er sahe daß er verrathen war, machte er gar

kein Geheimniß mehr daraus, sich selbst zu nennen. Auf dem Wege stieß er viel unverschämte Lästerungen gegen die Tugend aus, und verschwor sich mit unsinnigen Flüchen, ihre geheiligte Person zu verletzen, und alle ihre Nachfolger unglücklich zu machen. Man sahe ihn als einen Rasenden an, und achtete seine Drohungen weniger als nichts.

Er riß die Augen, welche sehr tief zwischen beyden Schläfen eingesenkt waren, gefährlich auf, als er in den Saal trat, der von allen Seiten funkelte, hob den dürren Hals lang hervor, und schielte mit einer gräulichen Mine nach dem blitzenden Tron. Seine Augen waren noch mit allen den Vortreflichkeiten, die er in unglaublicher Menge vor sich sahe, erfüllt, als ihn die Tugend mit folgenden Worten anredete.

„Ihr seyd verklagt worden, als ein Störer der Ruhe, und Aufrührer in meinem Reich. Ihr habt die Menschen betrogen, und ihnen gehäßige Gesinnung gegen ihre Brüder beygebracht. Nach falschen Grundsätzen, die ich alle verdamme, habt ihr euch ein Recht angemasset, alles zu begehren, und alles zu besitzen, was andere haben. Was habt ihr für würdige Eigenschaften, die euch den Rang über andere geben? Und welche Verwegenheit ist es, als eine verkleidete Tugend die Grenzen meines Gebiets zu betreten, und die heimlich zu verführen, die noch menschlich gesinnt sind? Ich kenne eure Boßheit wohl. Ich weiß daß ihr ein giftiges Pulver mitgebracht habt, welches stark in

die

die Augen wirket, und das Gehirne in Unordnung bringt. Ihr seyd ietzo hier, bekennet was ihr gethan habt, und erwartet ein gerechtes Urtheil.„

Der Neid, der es der Tugend nicht gönte, daß sie auf einem so prächtigen Tron saß, ein so kostbares Kleid an hatte, mit einem so glänzenden Gefolge umgeben war, mit solcher Majestät sprach, und so viel Gewalt hatte, verdrehete die Augen, und stieß im Grim einige Worte aus, wovon der Inhalt ohngefehr folgender war.

Alles was mir Schuld gegeben wird ist kein Verbrechen. Ich gönne andern nichts und möchte gerne alles alleine haben, das ist eine Schwachheit meiner Natur, wenn es anders eine Schwachheit ist, denn ich befinde mich wohl dabey. Ein schönes Kleid, das ein anderer an hat, würde eine große Kostbarkeit seyn, wenn ich es nur allein hätte. Eine große Geldsumme gönne ich nur mir allein. Schöne Häuser, fette Aecker und fruchtbare Weinberge würden recht gut seyn, wenn ich sie nur hätte. Ich bin einmal so gewöhnt, so erzogen, und verlange auch meine Natur nicht zu ändern. Könte ich viele Menschen auf meine Seite bringen, daß sie eben so gesinnt würden, wie ich, so würde es meine herzliche Freude seyn. In dieser Absicht habe ich meine Kleidung verändert, und mich dem Schlosse genähert. Das Pulver, welches ich mitgebracht habe, das man für giftig ausgiebt, ist eine vortrefliche Herzstärkung und macht klare Augen. Diese Wirkungen hat es allezeit bey mir hervor

gebracht. Bey andern kann es eben das thun, wenn es nur nach meiner Vorschrift gebraucht würde. Sie bekommen dadurch die Fertigkeit, alle Kleinigkeiten zu sehen, sich darüber aufzuhalten, und ihre Vorzüge vor andern zu erkennen. Und ist das strafbar? Kann man diese Einsichten tadeln oder verwerfen? Ich bekenne hiemit, daß alle die anders denken als ich, Thoren sind.

Bey diesen Worten zog er den Zankzettel, welchen die Bosheit vor dem Anfang des Reichstages ausgestreuet hatte, aus der Tasche und wolte ihn öffentlich ohne erhaltene Erlaubniß verlesen, es wurde ihm aber gleich ein Stillschweigen aufgelegt, und man muste ihn auf Befehl der Tugend in ein anderes Zimmer bringen. Er geberdete sich sehr übel als man ihn fortbringen wolte, und stieß neue Lästerungen wieder die Tugend aus. Gleich nach seiner Entfernung samlete man die Stimmen, was dem Neide für eine Strafe zuerkant werden solte. Einige sagten, es wäre gut, wann man ihn in ein kostbares Zimmer brächte an einer Ecke festschlösse, und ihm die Freude machte, daß er hier viel sehen aber nichts genießen könte. Man solte ihn alle Tage die kostbarsten Kleidungen, Juwelen und Perlen zeigen, aber nichts davon geben, sondern sie unter den Hofstaat austheilen. Man könte auch das beste Eßen auf verschiedene Tafeln auftragen, und es in seiner Gegenwart verzehren lassen, er aber müßte mit Waßer und Brod zufrieden seyn. Andere sagten, man solte ihn in eine dunkele Höhle sperren, wo er nichts sehen könte, und ihn darin nothdürftig

dürftig unterhalten, bis er auf andere Gedanken käme. Noch andere meinten, weil er doch ein böses Herz, und keine hinreichende Erkentniß von der Wahrheit hätte, so möchte die Menschenliebe die Mühe über sich nehmen und ihn unterweisen, vielleicht würde er denn auf gesundere Gedanken kommen.

Die Tugend that endlich diesen Ausspruch. Sie wolte nicht nach der äußersten Strenge mit ihm verfahren, weil er dadurch nur erbittert, aber nicht gebeßert würde. Ein neuer Unterricht der Menschenliebe würde überflüßig seyn, weil er sehr gut gelernt hätte, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, aber sich nicht darnach richtete. Sie verordnete daher, daß er auf eine Zeitlang zu der Lybischen Wüste verbannt werden, und daselbst als ein Einsiedler leben solte, bis er sich seiner Thorheiten zu schämen anfinge. Sie behielte sich vor, diese Zeit zu verlängern oder zu verkürzen, nachdem er selbst dazu Gelegenheit geben würde. Dieser Befehl wurde sogleich aufgeschrieben und das große Siegel darunter gedruckt. Er wurde darauf wieder hereingerufen, und der Reichskanzler laß ihm das Urtheil vor, welches er mit vieler Verachtung und wilden Bezeigen anhörte, ohne weitere Einwendungen zu machen. Er wurde auch gleich unter einer Bedeckung, damit ihn das Laster nicht wieder befreien möchte, nach dem Ort seiner Verbannung hingebracht.

Nachdem man diesen Feind weggeschaft hatte gingen die Berathschlagungen von neuen an. Die

Religion, welche bisher voll Nachdenken und tiefen Betrachtungen gesessen und stille geschwiegen hatte, erhob sich von ihrem Sitz, wendete sich gegen die Tugend, und bezeigte ihr eine tiefe Hochachtung. Sie sahe eben so aus, wie sie gemahlt wird, nur daß ein silbernes Kreutz auf ihr Purpurrothes Kleid gestickt war. Alle Tugenden stunden bey ihrem Herrannahen zum Tron auf, und hörten mit forschender Aufmerksamkeit ihre Rede.

Geheiligte Tugend!

„Verachtet, verfolgt und beschimpft, nehme ich zu dir meine Zuflucht. Sey meine Beschützerin. Du weißt es und die Himmel wißen es auch, daß ich keine Eingebungen des menschlichen Gehirns gelehrt und keine verführende Träume ausgesäet habe, die Anbeter Gottes zu betriegen. Du weißt es, daß ich keine kindische Bezauberungen und leere Töne gebrauche ein menschlich Herz in Bewegung zu setzen. Göttliche Wahrheiten, die vom Himmel gekommen sind und von dem einigen und wahren Gott, der in der Höhe und im Heiligthum wohnt, entsprungen sind, die sind der Inhalt meiner Rede. Was Gott geredet, was der Erlöser gesprochen, was der Geist der Wahrheit bezeugt hat, das sind die Zeugnisse meiner Lippen. Wie Honig sollen sie herunter triefen, wie ein Morgenthau sollen sie das Feld erquicken.

O hätten es doch nicht so viele Irthümer gewagt, mitten in mein Heiligthum zu treten und den

den Tempel Gottes zur Mördergrube zu machen. Wie oft zittere ich über diesen Entheiligungen! Wie oft weine ich zu Gott! wie oft liege ich vor dem Kreutze meines Erlösers, seinen allmächtigen Beistand zu erbitten! Ach warum hat der Irthum, warum hat der Aberglaube so viel Gewalt über ein menschliches Herz! Oder warum verleugnet man den Herrn der uns erkauft, von einer unseligen Sclaverey und zu göttlichen Vorzügen erhöhet, so unbesonnen und muthwillig? Muß denn nun das schätzbarste, das Verehrungswürdigste, das Heiligste, von befleckten Händen entheiliget werden. Ist der Mensch kühn und verwegen genug, die Quelle aller Wahrheiten zu verstopfen und hernach über seine Thorheiten zu lachen. O wie bedaure ich sie die Betrognen! Welch ein schneidendes Schwerdt durchdringet mein Herz!

Doch deine Kinder, o Tugend, schlafen nicht alle. Viele sind so wie ich sie wünsche. Es sind nicht kalte und dahin rauschende Worte, mit welchen sie Gott ehren, es sind heiße Bewegungen eines erwachten Herzens. Es sind nicht fliegende Gedanken, ungestüme Begierden eitler Wünsche, es sind fortdaurende Anbetungen, Sehnsuchtsvolle Triebe, heilige Regungen, die ihren Gottesdienst bilden. Sie kennen die Größe Gottes, den Adel des Geistes, die Güter der zukünftigen Welt. Und was kanst du von ihnen anders erwarten, als was groß, erhaben und göttlich ist?

Doch ich will sie nicht unfehlbar machen. So lange sie noch an den Ufern der Zeit gelagert sind und nur die Aussicht in jene Welt haben, schleicht noch ein heimliches Uebel hinter ihnen her, das allemal Schaden thut, wenn sie schlummern. Möchten sie doch allezeit wachen! Möchte kein sichrer Gedanke ihre Einbildung einschläfern! Viele trachten nach dieser Vollkommenheit, und durch eine göttliche Kraft ausgerüstet, bestreiten sie alle Hindernisse und erreichen das heilige Ziel. Ich liebe sie alle, und wünsche sie durch meine Unterweisungen glückselig zu machen.

Niemand der Einsicht hat wird es tadeln, daß ich so wenig von irdischen Gütern spreche, sondern Verheißungen vom Zukünftigen gebe. Diese sind ewig und geben eine vollkommene Beruhigung, jene zerfliegen, und zerstreuen das Herz. Was könte es Sterblichen helfen, wenn ich ihnen für alles was sie zur Verherrlichung Gottes thun, nichts weiter, als vergängliche Reichthümer, Ehre und Güter der Welt versprechen wolte. Diese Belohnungen sind viel zu schlecht für wahre Verehrer Gottes. Ich sorge für ihren unsterblichen Theil eben so sehr als für den hinfälligen Leib. Und wenn sie eine vollkommene Glückseligkeit durch mich erlangen können, warum entheiligen sie denn meinen Namen?

Gib mir deine goldene Waffen o Tugend, widerstrebende Menschen zu besiegen. Ich will sie nicht tödten, das sey fern von mir. Ich will sie ihnen nur zeigen, und ihr Glanz wird sie demütigen.

tigen. Du kennest die Vorurtheile der Menschen. Hilf sie mir bezwingen oder bezwinge sie selbst, damit sie alle den Herrn erkennen.„

Die Tugend beantwortete diese Rede mit einer ausnehmenden Freundlichkeit, nnd nachdem sie ausgeredet hatte, nahm sie den goldenen Schild und das blanke Schwerdt, welche an ihrer Seite lagen und übergab sie der Religion. Sie versprach ihr allen möglichen Beistand gegen die Verächter. Insonderheit drohete sie denen harte Strafen, welche sich unterstehen würden, den Namen der Religion, zur Erreichung ihrer gottlosen Absichten zu misbrauchen, oder die sich auf andere unerlaubte Art an ihren Heiligthümern vergreifen würden. Nachdem die Religion diese feierlichen Versicherungen erhalten, dankte sie aufs verbindlichste und setzte sich wieder an ihren Ort, und die Tugenden setzten sich auch.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Fabeln.

Die Wolke.

Die Wolke trat bey hellem Lichte,
Der blanken Sonne fürs Gesichte,
Und machte sich gewaltig breit:
„Ich will der Welten Bau verdunkeln,
Vom Himmel soll kein Stern mehr funkeln,
Mein wolkigtes Gewand bedecke Tag und Zeit.

Gehor-

Gehorchet mir, ihr finstern Mächte;
Es soll vom menschlichen Geschlechte,
Kein Auge mehr die Sonne sehn.
In ewig dicken Finsternißen,
Soll niemand mehr vom Himmel wißen,
Und niemals soll ein Hauch der Morgenröthe wehn.

Ihr Tage sollt auf ewig scheiden,
Ich will kein Licht auf Erden leiden,
Nein, dunkel soll die Erde seyn.
Ich weiß, ihr Dämpfe dunkler Grüfte,
Und ihr Geburten schwarzer Düfte,
Ihr alle stimt mit mir vollkommen überein.„

Die Sonne sahe sie nun schwellen,
Sich groß und ungebärdig stellen,
Und wuste selbst noch nicht, warum.
Auch bis ins Thal entfernter Grenzen,
Sah man ihr Feuer stralend glänzen,
Und voll Bestürzung ward die kluge Wolke stumm.

Die Sonne schien noch immer helle,
Die Wolke fuhr von ihrer Stelle,
Mit stürmendem Geräusche fort.
Sie wendte sich zur rechten Seite,
Und sank in die gerolte Weite,
Sie sank und war nicht mehr, sie und ihr stolzes Wort.

Ihr

Ihr wagt es, ihr verwegnen Spötter,
Es muß und soll der Gott der Götter,
In eurem Schatten dunkel seyn.
Ihr mögt es thun und ihn nicht kennen,
Die Welt wird ihn doch Vater nennen
Und diese Sonne wird stets Stralen von sich streun.

Das Meer
und
der Sturmwind.

Sonst sahe man das Meer geschwollen,
Und Fluten aus der Tiefe gehn;
Man sahe Wellen schäumend rollen,
Und an den Ufern stille stehn.
Doch kam die Ruhe endlich wieder,
Das Meer ließ seine Wellen nieder,
Man sahe keinen Sturm nicht mehr.

Wie kann sich Meer und Sturm vertragen,
Das Meer war heftig aufgebracht,
Es wieß den Sturmwind, ohne Fragen,
Auf ewig in die dickste Nacht.
Der Sturmwind wich mit schnellen Schritten,
Dahin wo keine Wellen stritten,
Und ruhte bey den Felsen aus.

Doch endlich hob er sein Gefieder,
Und schwebte brausend auf dem Meer,
Hier spante er die starken Glieder,
Und wurde unerträglich schwer.

Das

Das Meer schloß sich am Strande feste,
Und rüstete die Flut aufs beste
Zum Kampf mit ihrem Feinde aus.

Vergeblich, sie ward überwunden,
Die Welle hielt den alten Lauf,
Und nach drey halben viertel Stunden
Stieg auch der Schaum des Abgrunds auf.
Was halfen hier der Ufer Bande
Der Sturmwind trug des Meeres Schande
Bis nach dem schwarzen Ufer hin;

Was ist doch aller Menschen Stärke?
Was ist die Größe und der Muth?
Sagt, sind nicht ihre großen Werke
Ohnmächtig, wie die stolze Flut?
Sie sinken bey den leichtsten Wehen,
Und dürfen keinen Sturmwind sehen,
Doch trotzt der aufgeblasne Staub.

Der Tugendfreund.

Das 21. Stück.

Verstumme doch, o Welt, von tollen Freuden!
Jetzt ist zum Schlaf, zur Ueppigkeit nicht Zeit!
Die größten Martern einer bangen Ewigkeit,
Muß jetzt der Sohn des Höchsten leiden!

Ist den Sterblichen jemals eine Stille zu wünschen, die sie fähig macht, aufzumerken, was mit ihnen vorgeht; ist jemals eine Zeit, in welcher sie heimgesucht werden, und in welcher ihr Heil nahe ist: so ist jetzt diese angenehme Zeit, so ist jetzt der Tag des Heils!

Schon seit mehr als siebenzehenhundert Jahren, ist es den Bürgern dieser Erde durch eine köstliche Gnade ihres Gottes vergönt, das Denkmal einer Begebenheit zu erneuern, die durch alle Ewigkeiten, in allen Himmeln, vom Stuhl Gottes an, bis auf den Geringsten in seinem Reich, in heiligem Andenken feierlich erhalten wird. Wieviel von unsern Brüdern, im mühsam zweifelhaften Kampf dem Held

nachgedrungen, der erst im Sterben siegte; Wieviel von seinen Streitern sich ihren siegenden König niemals haben aus den Augen bringen lassen, um durch tägliche Todesgefahren endlich in die Stadt einzugehen, wo der Friede Gottes über alle Vernunft ist: Diese Myriaden vor seinem Trone haben das Fest noch nicht beschlossen, welches eben da sie dort ankamen, zum Lobe des Siegers gefeiert worden, und welches immer wird gefeiert werden, so lange noch Erlößte mit dem Triumph im Himmel ankommen werden: Wir haben unsere Feinde endlich überwunden durch des Lammes Blut! Darum freuet euch, ihr Himmel, und die darinnen wohnen! Und jene, die Elenden, die ein entsetzlicher Tod dem Zustand der Verzweiflung in der Ewigkeit unerbittlich ausgeliefert hat; O, wie gewiß ist ihnen nun die verachtete Erlösung, und wie schrecklich ist ihnen die Erinnerung an die verlachte Predigt: Gott gab seinen eingebornen Sohn in die Welt, daß alle die an ihn gläuben nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben! So wird im Himmel und Hölle, im Genuß der allgenugsamen Gegenwart Gottes, und unter den Strafen einer allmächtigen Gerechtigkeit, die Erlösung Jesu keinen Augenblick vergessen.

Nur der Mensch, der erlößte Mensch, und alle Lebendigen, und auch die Frommen, und ich, der ich dieses schreibe, wir alle vergeßen, daß auf Erden einmal ein Tag gewesen, den die Sonne nicht vollenden konte = Weil der Menschheit in der Person

des

des Schöpfers alle Freude im Himmel und auf Erden verschlossen war. Unsre Empfindung bleibt hart, und wenn die Sonne noch einmal verlöschte = und wenn die Felsen noch einmal zersprüngen = und wenn die Gräber sich noch einmal eröfneten = und wenn der Sohn Gottes noch einmal am Kreutz erblaßte! Es sind doch nur die wenigsten unter dem großen Haufen der Menschen, bey denen der kostbare Schatz einer christlichen Erkentniß nicht vergraben wird, sondern bis zur Erfüllung ihres Herzens mit Früchten der Gerechtigkeit wuchert. Diesen ist die Erinnerung des Versöhnungstages, als ihnen Gott alle ihre Sünden auf ewig schenkte, und sich in dieser Vergebung ganz als Gott offenbarte, heilig geworden. Aber, noch eingekleidet in den Leib des Todes; mit täglichen Sorgen dieses Lebens beläftiget; wechselsweise sehr stark wieder eingeflochten in die Verwirrungen der Sünde, und hernach zur reinen Empfindung ihres Antheils an Jesu, entkräftet; oft nur mit verborgenen Händen gehalten, und in der Liebe erkaltet, entheiligen sie den Sabbath, welcher von den Stunden ihrer Begnadigung an, in einer beständigen Seelenruhe in ihrer Freystadt, bis an ihren Tod niemals aufhören solte. Die andern haben noch nicht gesehen, was in dieser Erlösung besonders ist. Theils scheint es ihnen lächerlich, theils geht es ihnen, wie längst vorher geweissaget ist: sie sehen ihn, der für sie stirbt, aber er hat keine Gestalt und Schönheit, die ihnen gefallen möchte. Die Menge ihrer Missethaten und die ganze Untüch-

tigkeit zum künftig seligen Leben ist ihnen noch nie offenbar worden. Deswegen ist ihnen die ganze Erzehlung von dem Leiden, wodurch wir mit Gott ausgesöhnt sind, unbegreiflich, und sie würdigen es keiner Aufmerksamkeit. Die Gesinnungen, welche das menschliche Geschlecht an der heilsamen Erkentniß dieser wichtigen Sache hindern, sind nicht zu zehlen. Aber sie sind auch schon alle in allgemeinen Beschreibungen in dem Buch vorhergesagt, woraus unser Glaube diese ganze Veranstaltung Gottes erlernen soll. Wer neue Zweifel erdenkt, und neue Anfälle auf diese Grundsäulen der Religion wagen will, der kann gewiß glauben: sein Unternehmen ist bey Gott nichts unerwartetes, und für alle, die das menschliche Herz kennen, nichts neues.

Indessen klagt doch die Liebe, die immer noch auf Zeiten hoft, in welchen die göttliche Kraft des Evangelii vom Kreutz, mit allgemeinerm, mit allgegenwärtigem Segen die Seelen ergreifen soll; es klagt diese Liebe über sich selbst, und über andere, daß die unaussprechlichste Wohlthat unter denen, die sie empfangen sollen, mit dem undankbarsten Leichtsinn verachtet wird. Es ist gar kein Vergleich zwischen dem, was Gott an uns gethan, und dem Verhalten, womit wir es aufnehmen. Die Betrachtung, Beschämung, Liebe, Treue im möglichsten Gebrauch, die Anbetung, die Wehmuth, der Glaube, alle göttliche Empfindungen, welche in unsern Herzen durchs ganze Leben in jeder Stunde herrschen solten: Dis alles wird auf die wenigen Tage verlegt,

legt, welche eigentlich dem Gedächtniß der Welterlösung gewidmet sind. Und wenn diese Tage kommen, so finden sie uns eben so untüchtig dazu, als wir vorher waren!

Ein Trunkner taumelt auf der Gasse. Ich sehe es, daß er fallen wird, ich laufe zu, ich halte ihn; er aber reißt sich loß, sein Haupt wird ihm zu schwer, seine Füsse wanken, er fällt. Ich hebe ihn auf, wische sein Blut von seiner Stirn ab, und bitte ihn, er solle mit mir gehen, und sich halten lassen; er reißt sich wieder loß, er fällt wieder. Indessen kriecht und erhebt er sich wieder, und komt mit seinen ungewissen Füssen einer schmalen Brücke immer näher, unter welcher ein tiefer Fluß seine Wellen mit der größesten Geschwindigkeit fortreißt. Mein Geschrey womit ich ihn zu schrecken suche, ist vergebens, ich kann niemand zu Hülfe rufen; indessen wage ich es, ihn mit Gewalt abzuhalten: er aber wiedersetzt sich mit Gewalt, indem ich ihn von der Brücke abwehren will, stößt er mich zurück, und taumelt hinab, und muß versinken! Ich kann nichts weiter thun, als ihn beklagen. Die ersten Versuche welche ich zu seiner Rettung machte, konte er noch ohne Lebensgefahr verachten. Aber als ich in seiner augenscheinlichen Noth das äußerste that, was mir möglich war, und er auch dieses nicht annahm: so war alle Hofnung verloren.

Was muß doch Gott von uns gedenken, wenn wir nicht nur die Güter dieses Lebens mißbrauchen, wodurch seine Liebe uns zu sich ziehen will;

sondern auch das äußerste Rettungsmittel, die allerhöchste Erfindung seiner Weisheit unkräftig machen, und eine Gnade muthwillig verschwenden, deren Verlust nicht zu ersetzen ist! Und ist denn die Erlösung würklich das letzte, was Gott hat thun können, die Menschen vor dem schrecklichen Gericht zu bewahren, welches sie plötzlich überfallen muß, wenn sie nicht würdig werden ihm zu entfliehen? Ist es uns gesagt, daß Gott nichts weiter wiße, wodurch die Strafen der Ewigkeit von uns abgewendet werden könten, wenn wir dieses verachten? Und ist es wahr, daß die Menschen auch dieses letzte nicht annehmen? Diese Fragen müßen im ernsthaften Nachsinnen vor Gott beantwortet werden, alsdenn machen sie das Herz zur evangelischen Reue und zur Vollendung des Werks Gottes fähig, welches bey dem Entschluß, uns zu erlösen zu laßen, seine Absicht war.

Sonderlich wird das Gemüth in diesem stillen Nachdenken auf zwey wichtige Betrachtungen geführt werden, welche uns ein kräftiger Trieb werden können, uns aller Würkung des Geistes zu überlaßen, der Jesum verklären will. Man wird begreifen: wie unmöglich es ist, daß ein vereiteltes Herz die Schmerzen des Erlösers fühlen könne! und wie nothwendig es ist; lebhaft zu sehen, wie viel uns fehlet, um mit Freuden den Reichthum gewahr zu werden, den er uns erworben, als er bis zum Sterben verarmte!

So

So groß die Boßheit auch immer seyn mag, so hat sie es doch, Gottlob! noch niemals so weit bringen können, daß irgend ein Mensch ohne Seelenkummer die große Erlösung geläugnet hätte, die uns geschenkt ist. Die forschende Seele wird bey dieser Unruhe, ihr so natürliches Geschäfte doch nicht ganz unterlassen haben, nachzufragen, woher doch diese Verwirrung entstehe? Wie geht es denn zu, daß die helle Wahrheit nicht wie ein Demant ihm vor allen andern in die Augen gefallen, und nicht wie ein Blitz seine Seele durchdrungen? Wie mancher verspottet die heilige Schrift, mit ganz ungesitteter Frechheit. Und er kann doch nicht davon ablassen! Er muß sie lesen! Und o wie oft lieset er sie, und vergießt dabey im verborgenen wehmüthige Thränen! Was fehlet diesen bedaurenswürdigen Seelen? Eins fehlt ihnen noch. Eben das fehlt ihnen, worüber jener schon von Jesu geliebter Jüngling, der dem Reich Gottes so nahe war, sich so weit davon entfernete. = Gehe hin und entschlage dich alles deßen was du hast, und komm und folge mir nach! = Das war der Donnerschlag der seine Seele noch abschreckte, sonst war sie gewonnen. Nur diese Lust am vergänglichen Reichthum durfte nicht angegriffen werden: Dis war aber die unumgängliche Bedingung; und nun ging derjenige, der so munter und frölich kam, so schmerzlich und betrübt in sein augenscheinliches Unglück!

So lange es unmöglich seyn wird, ohne das Verdienst Jesu gerettet zu werden, so lange wird auch die Lustseuche noch vielen tausenden dieses Rettungsmittel aus den Händen reißen. Sonst frägt der lüsterne Vorwitz, ob dieses erlaubt, ob jenes rechtmäßig sey? Aber in den Stunden, wenn der Mensch einmal ernsthaft genug ist, das Opfer anzuschauen, welches für ihn blutet; da ist es ihm unwidersprechlich klar, daß der Christ viel zu theuer erkauft ist, als daß er sich nun noch gemein machen solte mit der vergänglichen Lust dieser Welt, viel zu theuer, als daß er nun nicht mit Ernst darnach trachten solte, seinen Gott zu preisen an seiner Seele, und an seinem Leibe. Auf diese Weise wird ihm alles zur Last, was irgend noch außer Gott über sein Herz Gewalt hatte. Aber der Kaufpreis scheint ihm zu theuer, alle seine Lust um des Herrn willen hinzugeben, der ihm doch noch immer geschenkt wird! Und da kann es nach der Thorheit des Herzens sehr was geringes, wahrhaftig, es kann ein Kinderspiel seyn, was die Seele mehr liebt als Jesum, und nun seiner nicht mehr werth ist! Diese eitle Liebe der Welt, ist mannigfaltig genug, noch viel mehr bey Menschen zu hindern. Gott kennet Seelen, die aufs empfindlichste gerühret werden, wenn sie die Leidensgeschichte deßen lesen, von deßen Unschuld, und Schmerzen sie überzeugt sind. Aber auch diese hält noch eine Lust für die ganze Stärke der Wahrheit verschlossen, und wer solte

sich

sich eine so unnatürliche Lust vorstellen? Es ist ihrem Stolz zuträglicher, zu sagen: der Leidende war uns nur ein Exempel, als zu bekennen: Fürwahr er trug unsere Krankheit!

In dieser Verblendung finden die Erlöseten immer unzehlich mannigfaltige Abhandlungen, an ihrer Erlösung Theil zu nehmen, und es ist, als wenn die Fühllosigkeit eben da am unüberwindlichsten wäre, wo sie am unverantwortlichsten und gefährlichsten ist. Deswegen weinet jener Freund Gottes über diejenigen, die nur für das Irdische empfindlich sind, denn eben alsdenn sind sie Feinde des Kreuzes Christi.

Diese Betrachtung ist mit der zweyten unzertrennlich verbunden.

Mehr als Menschen erdenken können; mehr als der Sterbende mit verwirten Blicken, mit sprachlosen Seufzern, beym Anblick der Angst, noch von der Barmherzigkeit erbitten könte; ja mehr als sich der ganze Himmel, die Gemeine der seligen Geister, die doch nun schon seit der Schöpfungsstunde die Liebe kennen, jemals vorgestelt haben: noch vielmehr ist uns versprochen. Gott kann mit seinem Sohn kein Blendwerk machen. Er kann ihn nicht auf die Schaubühne stellen, und es müßigen Seelen überlaßen, ob sie seinen Auftritt zum Zeitvertreib ansehen, ihren Beyfall bezeugen und hernach wieder davon gehen wollen!

Wenn unsere Augen nicht sprächen, so würde es den Thoren eben so unglaublich seyn: daß Gott

die Welt geschaffen hätte, als es ihnen unglaublich ist: daß er sie hat erlösen laßen. Und wenn die Schöpfung so wunderbar ist: was findet sich denn für ein Widerspruch in einem noch größern Wunder? Ist aber der Sohn Gottes wahrhaftig gestorben: so muß auch die Schöpfung, ob sie gleich nun schon beynahe sechstausend Jahr von allen Klugen untersucht ist, und immer noch unerschöpflich bleibt, doch mit aller ihrer Schönheit noch weit geringer seyn, als die Früchte der Erlösung.

Die Demuth erstaunt. Die Niedrigkeit kann sich nicht verkriechen. Das beladene Gewißen soll und muß mit Gott rechten, die Sünden sind blutroth, und nun werden sie schneeweiß; wozu am allerwenigsten Hofnung ist, das wird umsonst dargeboten. Das bekümmerte Herz will nur vor der Gewalt des Zorns sicher seyn, und es wird überströmt mit Gnade: es bittet nur, sein Gott wolle ihm doch nicht schrecklich seyn in der letzten Noth; und er läßt sich schon Vater nennen, selbst in dem Leben, das bey aller Heiligungsgnade noch so unvollkommen ist. Der Christ würde nichts einzuwenden haben, wenn ihn Gott nach dem Verlauf der elendesten Tage vor einem fürchterlichen Gericht darstelte, und ihn nur alsdann noch zu Gnaden annehme: aber er soll die zukünftige Welt in der jetzigen schon schmecken; und wenn er in die Ewigkeit gefodert wird, so soll er gar nicht mehr ins Gericht kommen; sondern

dern

dern es soll ihm eine Freude entgegen stralen, gegen welche dieser Zeit Leiden nicht nennenswerth sind.

Alle diese Hofnungen und Erfahrungen haben nicht den allergeringsten Grund, wenn der Erlöser nicht in der Verachtung erschienen, wenn er nicht seine Lebenszeit dazu angewendet, sich bey der Berechnung der Sündenmenge, die er bezahlen solte, zu ängsten. Gott kann nicht eher gnädig seyn, bis er sein Gesetz aufrecht erhalten, das von Adam sowol, als von seinem jüngsten Sohn mit frechem Muthwillen entheiliget war: und die Erlösungsstunde ist eine neue Schöpfungsstunde der ganzen Welt, die sonst hätte müßen vernichtet werden.

Aber zu diesen Begriffen, und zur Empfindung und zum seligen Gebrauch derselben, erwachen nur solche Seelen, die den Anblick ihrer verwüsteten Natur nicht mehr ertragen können. Der Heyde weiß nichts von Gott, also auch nichts von seiner Entfernung von Gott, und nichts von der unaussprechlichen Seligkeit, zu welcher er in Gott kann erhaben werden. Und was ist ihm also natürlicher, als über der Vorstellung dieses Glücks auszurufen: **Die große Kunst macht dich rasend!**

Wer aber auch durch die Offenbarung seines tiefen Jammers gedrungen, hinflieht, und sich fest anhält an dem, der durch alle Tieffen des Elendes der Sünde durchgegangen; wer sich durchtragen

läßt

läßt, der sieht zwar die Ungeheuer noch, die nach seiner Seele trachten, aber sie dürfen ihm nicht schaden: und indem ihm der allmächtige Geist das ganze Bild Jesu verkläret, so findet er das Leben, und in dem Augenblick hört er auch auf, sich sonst noch irgend etwas zu wünschen!

Die Tugend eine Erbschaft,

Ode

auf das Leiden Christi.



Du Sterbender! wenn deine Glieder beben!
Wenn deine Seele zagt in fremder Noth!
Wenn dich des Höchsten Zorn, ein tausendfacher Tod
In bodenloser Angst umgeben!
Wenn kein entfernter Stral in deine Augen lacht!
Wenn Gott, und Mensch, und Himmel dich verlaßen!
Wenn Mond und Sterne selbst erblaßen!
Um deines Jammers schwarze Nacht,
Die Stunden des Gerichts nicht zu erhellen!
Wenn Felsen über dir zerschellen!
Wenn du das Opfer bist, und alles fällt auf dich!
Wo bleibe ich?

Ach

Ach schlaft ihr noch! - die schrecklichste der Stunden -
Seht, heute ist sie da! O Gottes Sohn!
Und du verstummest heut vor unsers Richters Tron!
Dein ganzer Leib wird lauter Wunden,
Woraus die Angst das Blut in milden Tropfen drengt;
Die schönste Kraft des Lebens muß verrauchen,
Die müde Seele auszuhauchen,
Da unsre Schuld am Kreutze hängt.
Du weinest nur, und wimmerst schwach und schweigest:
Und da du dich zum sterben neigest,
Schwermt eine ganze Welt, und sündigt immer noch;
Du liebst sie doch!

Wie ist der Himmel jetzt so voller Warten,
Da Gottes Zorn auf dich herunter steigt!
Hier zittert die Natur, der reine Seraph schweigt,
Und schaut in den bethränten Garten.
Und über diesem Blick ermüdet der Verstand,
Die Last die ihn zerdrückt, bleibt mir verborgen!
Noch wacht kein Auge an dem Morgen
Als dieses Opfer abgebrannt!
Unschuldiger, ist dein Tod nicht allmächtig?
Wird er durch meine Thränen prächtig?
Wilst du zu deiner Lust mit mir zufrieden seyn?
Herr, ich bin dein!

Du

Du ängstest dich, solt ich in tollen Freuden
Zu deinem bittern Schmerz bey Feinden stehn?
Und unempfindlich hart vor dir vorüber gehn?
Nein, ich will alles mit dir leiden.
Ihr Freunde stört mich nicht, ich folge Schritt vor Schritt.
Ihr möget ihn als Missethäter binden,
Laßt mich hier die Verbindung finden
Worin die Seele mit ihm tritt!
Führt ihn für das Gericht, will ich zurücke:
So schenkt er mir die sanften Blicke,
Wodurch des Jüngers Herz, sein wankend Herz zerbrach,
So folg ich nach.

Tiefsinnig still, will ich zum Tode eilen,
Vergiß ihn nie, mein Herz, der heut erblaßt;
Was ihn nicht redlich liebt, sey dir hinfort verhaßt,
Den Lohn wird er sich mit dir theilen!
Sein Schrecken ängste dich, wenn Sünde dich verführt:
Betrachte seinen Leib, die Todesfarben,
Und die vom Blut erstarten Narben,
Und bleibe lebenslang gerührt!
Betraure seinen Tod mit stetem Sterben:
Laß immerhin das Fleisch verderben,
Damit nichts übrig bleibt was ihm nicht zugehört
Und ihn nicht ehrt!

So,

So, Schönster, hast du mir das Herz genommen,
Immanuel, wer kann dir widerstehn!
Wer kann mit kaltem Blut dich, Jesu, bluten sehn?
Wer ist als Feind zurück gekommen?
Und wer versaget dir dein völlig Eigenthum,
Und haßt dein Creutz, und deine Liebeswerke,
Und opfert nicht des Geistes Stärke
Allein zu deines Namens Ruhm?
Mein König, hast du noch erlößte Feinde?
Vielleicht wird mancher noch zum Freunde!
O möchten sie gebückt in deine Schmerzen sehn,
Und sie verstehn!

Solls aber seyn, daß sie dein Leiden höhnen?
So erbt dein Volk von dir und folgt dir nach;
Und glaubt es was dein Mund am Kreutze sterbend sprach,
Dein Lob soll endlich noch erthönen!
Du bist der Lieder werth, die dir dein Zion singt,
Und alles ist für dich, o großer König,
Doch immer immer noch zu wenig,
Was dir die treue Liebe bringt!
Verschone nichts an mir, laß deine Leiden,
Mein eigen seyn; nim hin die Freuden,
Die uns dein Feind nur dir zum Trotz verspricht,
Ich mag sie nicht!

Ver-

Verschreibungen auf Gott, auf lauter Kronen,
Eröfnet uns dein neues Testament!
O, sollen wir in Freuden, die man noch nicht kent,
In goldnen Tempeln Gottes wohnen:
So sey dein reitzend Bild nun unsrer Augen Lust!
Vertheile unter uns die Unschuldsseide:
Wie prangt dein Volk in deinem Kleide,
In reinen Trieben deiner Brust!
Mein Schmuck ist dein, von mir kann ich nichts nehmen:
Doch wird dein Tag mich nicht beschämen!
Herr, denke dran! ich kann unmöglich draußen stehn:
Und von dir gehn!

Der Tugendfreund.

Das 22. Stück.

Schönster, du must auch erblassen,
Ewger Gott, wer kann es fassen,
Daß der Sohn der uns erhält,
Als ein Uebelthäter fält!
Doch hier will ich gerne schweigen,
Gott, wie herrlich ist dein Ruhm,
Denn der Ausgang wird es zeigen,
Er geht in dein Heiligthum.

Die gottselige Tugend irt noch unter den Gräbern, und beweint den erblaßten Erlöser. Er ist todt, der große Prophet, der Israel erlösen und die gefangenen Zions befreien solte! Er ist todt, der heilige Gottes, dessen Unschuld niemals befleckt, niemals entheiliget worden ist! Er ist todt, der Gesalbte des Herrn, von dessen Lippen die Weisheit, wie der Thau von Hermons Gebirgen, herabfloß! Ach warum ist er doch nicht mehr? Warum erschallen die Vorhöfe des Herrn nicht mehr von seiner holdseligen Stimme?

Warum suche ich ihn vergebens auf den gesegneten Bergen, wo sein Angesicht wie die Sonne, und sein Kleid, wie der Schnee, glänzten? oder, wo er göttliche Lehren mit gewaltigem Nachdruck aussprach? Warum verstumt ietzo das verlaßne Ufer, an welchem er sonst mit lehrbegierigen Schaaren umgeben, als ein Bezwinger der Seuchen und Krankheiten herumging? Warum bejammern ihn schüchterne Jünger, ohne von einer belebenden Hofnung ihre Thränen abgetrocknet zu sehen? Vielleicht denken sie wenn er nicht wieder erwacht, der Herr, der Meßias, wenn ihn Josephs Grab ewig verschließt, so sind wir die elendesten unter allen Creaturen.

Wie groß ist die Gewalt des Unglaubens über zweifelnde Seelen! Wie leicht lassen sie sich eine traurige Schwermuth überreden, alles zu fürchten, was der ganzen Natur entsetzlich vorkommen muß. Von Schrecken und Furcht betäubt, glauben sie ihren verlornen Freund niemals wieder zu sehen. In engen Behältnissen verschlossen, erwarten sie mit Zittern den Tag; und wenn er gekommen ist, wünschen sie gleich wieder von den Schatten der Nacht bedeckt zu werden. Aber hat denn der weggehende Heiland kein angenehmes Wort zu ihrem Troste gesprochen? Da er der Geisseln, des Kreutzes, des Grabes gedachte, hat er da nichts von einer Auferstehung seines unverweßlichen Leibes erwehnt? Hat er nicht versprochen die Zeichen des Todes abzulegen, sein Grab zu verlassen, und in verklärter Schönheit hervorzugehen? Und wenn er dies alles versprochen hat,

warum

warum muß ein Wort von ihm nicht mehr gelten, als das laute Geschrey einer ungläubigen Welt? Aber so ist das menschliche Herz, es hat kein Vertrauen zu den göttlichen Zusagen, wenn sie gleich fester und gewisser als die Hügel und Berge der Erde sind. Er traut seinen Einsichten, den so mangelhaften Einsichten, weit mehr zu, als den feierlichen Aussprüchen eines allwissenden Gottes.

Doch du wirst nur drey Tage in deiner geheiligten Höhle ruhen, mein Geliebter! Ein Tag sagts dem andern, und eine Nacht verkündigt es der andern, daß die Stunde deines Erwachens nahe ist. Heilige Engel erwarten sie mit ehrerbietigem Stillschweigen, und die ganze Natur, die von den letzten Erschütterungen ermüdet war, hat neue Kräfte gesamlet, durch feierliche Zeichen den Tag deiner Auferstehung zu verherrlichen.

Jonas liegt drey Tage im Bauche des Wallfisches. Der Prophet flohe vor Gott. Er solte die Fackel des göttlichen Zorns in einer sündhaften Stadt aufstecken, und ihr den Untergang drohen, wenn kein bußfertiger Gedanke ihre Herzen zermalmete. Aber er flohe zweifelhaft und irrend zu den Wellen des Meers. Werden sie auch stärker brausen, als die Stimme vom göttlichen Tron? Oder werden sie dich wie die Flügel der Morgenröthe in ein Land tragen, daß Gott nicht finden kann? Werden sie dich mit sanften Bewegungen aus den Armen des Allmächtigen winden? Oder, werden mehrere Wetter vom Himmel und aus dem Abgrunde stei-

gen, das flüchtige Schiff verfolgen, es erreichen, und gegen den Fels schleudern?

Ja es stürmt schon mit entsetzlicher Gewalt, und fürchterlichem Sausen auf der Fläche der Fluten. Wellen steigen über Wellen herauf, und fallen wieder, und werden zerrissen. Himmel und Wasser fliegen zusammen, und es wird Nacht. Doch der Prophet schläft. Ermüdet von seiner Flucht und von Beängstigungen der Seele, liegt er auf dem Boden des erschütterten Schiffes, und schläft. Jederman schreiet für Angst und winselt und betet. Aber er schläft noch der irrende Fremdling! Die Winde rasen mit vermehrter Wuth, und schlagende Wellen rollen übereinander fort, und bedecken das Schif. Welch ein lautes Geschrey steigt von dem verzweiflenden Schifsvolk gen Himmel! Wie viel Gebete, wie viel Gelübde werden gethan! Aber der Prophet ist noch nicht erwacht. Endlich weckt man ihn auf, er siehet den Sturm, höret das Brausen, und erschrickt. Die Rache verfolgt dich, denkt er bey sich selbst, und sie hat dich schon ergriffen! Du schwimst in den Fluten des göttlichen Zorns, und auf jeder Welle sitzt der Tod, der dich verschlingen will. Warum bist du geflohen, vor dem Allmächtigen geflohen, dem du niemals entfliehen wirst. Welche Thorheit! O erwürge mich nicht, Liebhaber der Menschen! Ich bin weit vom Ufer, schwebe in schäumenden Wellen, und sehe den Tod. Und was haben diese Schafe gethan! Sie wissen es nicht, warum schwarze donnernde Wolken den Himmel bedecken?

decken? Warum du Höchster, im grimmigen Zorn so laut wie ein Löwe redest? Und warum die Flut ihr leichtes und zerbrechliches Schif jetzo verschlingen will? Mich solten sie nur allein verfolgen, diese tobenden Wellen, in den Abgrund reißen, und mich ewig versenken. Ja ich bin das Opfer. Vielleicht wirst du mich aus tiefen Wassern ziehen, ans Ufer bringen, und dem Winde zurufen, schweig und verstumme.

Er bekent sein Verbrechen, und überläßt sich dem Willen des Schifsvolks. Sie zittern und wegern sich, das Meer und den Himmel durch den Tod eines Menschen zu versöhnen. Doch der Prophet überredet sie endlich, und endlich werfen sie ihn voll Angst und Verwirrung in die Tiefe. Die Tiefe nimt den Propheten auf, öfnet den weiten Schoos und trägt die Beute dem Wallfisch entgegen. Er komt, stürzet auf ihn zu, dehnet den Rachen weit aus, und verschlingt den Propheten. Und o wie viel klagende Seufzer sandte er zu Gott in diesem seltnen Gefängnisse!

Er betet: „Du hast mich in die Tiefe geworfen, mitten ins Meer hast du mich geworfen, und Fluten umgeben mich auf allen Seiten. Da ich ietzo schwebte, hinuntersunk, und den Abgrund sahe, da glaubte ich von deinen Augen verstossen zu seyn, und den Tempel, wo deine Heiligkeit glänzt, niemals wieder zu sehen. Wasser umgaben mich, kein Retter war da, und mein Leben war beynahe verloschen. Die Tiefe umringte mich, wie hohe un-

überstiegliche Mauern, war sie um mich herum. Schilf bedeckte mein Haupt. Ich sank hinunter zu den ersten Wurzeln der Berge. Ach Erde du hast unzerbrechliche Riegel für mein Gefängniß geschoben. Kein Gedanke giebt mir die Hofnung einer Erlösung. Ich bin auf ewig verriegelt! Und du willst verzagen? Wer war es, der sonst mit dir geredet hat? Wem gehört die Flut, der Himmel, die Erde, der Wallfisch? Du bist es, Herr, mein Gott, du erretetest mein Leben vom Verderben. Verzage nicht mehr, meine Seele, jetzo denke ich an Gott, und er hört mein Gebet in seinem heiligen Tempel. Nicht auf sterbliche Menschen, nein auf dich, ist meine Hofnung gegründet. Ich will dir danken, mit frölichen Lippen will ich dir danken, und dir meinen gnädigen Helfer meine Gelübde bezahlen.„ Gott hört sein Gebet, und der Wallfisch wirft ihn ans Land.

Eben so schläft mein Erlöser drey Tage in seinem Grabe. Länger konte ihn der Tod, dem es nun einmal gelungen, den Sohn Gottes zu binden, nicht halten, sondern muste sich endlich seinen fürchterlichen Harnisch ausziehen, und die herrlichste Beute entreissen lassen. So war es im Rath der heiligen Wächter beschlossen, so muste es geschehen. Dis solte der Engel des Abgrundes, und die Gewalt der Menschen nicht verhindern. Mir wird nach Arbeit Kampf und Mühe, die Ruhe im Grabe nicht viel länger vorkommen, als diese drey Tage! An dem glänzenden Morgen der Auferstehung, wird dieser

zerstörte

zerstörte Tempel zu einer ewigen Dauer aufgeführt werden.

Die letzte Nacht wird bald vergangen seyn. Ein plötzliches Licht zerreißt die Wolken. Alles wird helle. Die ganze Luft wird bewegt. Die Erde hebt ihr Haupt aus dem tiefen Schlummer, sieht diesen Glanz, und bebt. Da du dein blutiges Haupt neigtest, göttlicher Erlöser, zitterten ihre Eingeweide, und erschracken über den Tod ihres Schöpfers: jetzo bebt sie für Erstaunen, und erwartet zitternd den Ausgang! Da Gott von Horeb herabstieg, da bebte sie auch, Feuer brante unter dem göttlichen Tron, und stieg zu den Wolken auf. Aber jetzo soll eine heilige Glut menschliche Herzen anzünden, und sie alle als Opfer eines süssen Geruchs verzehren.

Heilige Engel kommen vom Himmel. Wie glänzen die himmlischen Jünglinge! Wie der Blitz leuchtet, wenn er plötzlich die Wolken zerreißt, und seine Flamme über die Erde ausschüttet, so leuchtet ihr Antlitz. Wie der Schnee funkelt, wenn er die Stralen der Sonne in unser Auge zurückwirft, so funkelt ihr Kleid. So glänzen sie alle, die Bürger der Stadt Gottes, die den Tron Gottes umgeben und sein Angesicht sehen. Wie heilig ist dieser Ort! Wie selig sind deine Knechte, die allezeit vor dir stehen, und deine Weisheit hören!

Und wo ist der Erlöser? Die Erde hat sich beweget, der Stein ist weggewelzt, das Grab ist

leer, und zwey Einwohner des Himmels haben es besucht. Wo ist der Erlöser? Er hat sich vom Staube erhoben, die Sterbekleider abgelegt und sein Grab verlassen. Die göttliche Kraft erweckte ihn wieder, und der Geist der alles lebendig macht, bewegten diese Gebeine von neuen. Er hat den Stachel des Todes zerbrochen, und den Tod selbst gebunden zu seinen Füssen gelegt. O wie viel Gewalt hatte sonst dieser Tirann über die Kinder der Menschen! Von Adam an bis auf unser Geschlecht sind nur zwey Heilige so glücklich gewesen, daß sie ihn nicht gesehen haben. Allenthalben hat er seine Triumphbogen aufgerichtet, und darauf den Schaden der Menschen gepflanzt. Er hat das unschuldige Kind getödtet, die zärtliche Mutter erwürget, und den weinenden Vater mitten unter den Thränen niedergeschlagen. Er hat brüderlichliebende Herzen getrennt, und sie mit unerbittlicher Hand der Verwesung übergeben. Zählet die Gebeine der Entschlafenen, zählet ihre Gebeine die im Staube liegen, zählet eure Voreltern, und Freunde, und Verwandten, welche unbeschreibliche Menge! Diese alle hat er niedergeschlagen. Welch ein entsetzlicher Arm! Auch Kronen hat er geraubt, und Kinder der Mächtigen entführt, die das Land der Lebendigen nicht wieder gesehen haben.

Hast du denn seinen Arm zerbrochen, starker Erlöser! Soll keiner mehr sterben? Sollen sie alle leben, die Menschen, deine Erlößten, für welche du dein Leben gelassen? Deucht mich nicht, daß du deine hold-

holdseeligen Lippen öfnest und mir zurufst: Ich lebe, und ihr sollt auch leben! Und doch muß ich noch eine Auflösung, eine Zertrennung meiner Glieder, eine Verwesung fürchten! Und warum fürchte ich sie? Ist dieser Leib, der von der Sünde so oft verunreiniget ist, ohne eine Veränderung auszustehen, zum Anschauen Gottes tüchtig? Will ich lieber in dieser sündhaften Welt, wo auf einer Seite das Unglück droht, und auf der andern ein Feind schreckt, ewig leben? Will ich nur das Grab, und nicht den feurigen Wagen jenseit des Grabes betrachten, oder will ich zweifeln, daß der, der Jesum von dem Tode aufgewecket hat, auch meinen sterblichen Leib wieder lebendig machen wird, um deswillen, daß sein Geist in mir wohnt?

Der Tod, der sonst so schreckliche Tod, erscheint uns in einer sehr freundlichen Gestalt, wenn wir das Leben Jesu, als einen goldnen Schild gegen seinen letzten Angrif gebrauchen. Er legt seine Waffen neben uns nieder, und winkt uns nur liebreich zu, ihm zu folgen, und in den Tempel Gottes zu treten. Lebte der Erlöser nicht, o so wären die Thüren des Himmels auf ewig verriegelt, und das verlorne Geschlecht der Menschen hätte alle Hofnung zur seligen Unsterblichkeit völlig verloren! Aber er lebt als Ueberwinder des Todes, der den stumpfen Pfeil niemals wieder gegen ihn gebrauchen wird. Er lebt als Beschützer seiner Geliebten, sie den gewaltthätigen Beängstigungen des Todes göttlich zu entreissen. Wenn der Sterbende noch zittert, und alle

seine Gebeine beben, wenn die Seele zagt; zeigt das nicht an, daß der Erlöser noch nicht in ihm erwacht ist, oder daß eine Stunde der Versuchung gekommen, bey deren Ende er ausruft: **diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zum Leben!**

Wie groß, wie allgemein muß das Jauchzen der himmlischen Heerscharen gewesen seyn, da der Sohn Gottes, der unter den entsetzlichsten Beschimpfungen der Sünder, seinen Geist aufgab, über dem Grabe erscheint, und die Kleider der Sterblichkeit auf ewig ablegt! Mit welcher brennenden Begierde, werden jene schon längst vollendete Väter nach dem Berge gesehen haben, von welchen ihr göttlicher Sohn nun bald erhoben, und in ihrer großen Versamlung erscheinen sollte. Jene Engel, die gewürdiget wurden, ihren Fuß im Grabe JEsu niederzusetzen, sind die ersten Herolde seines Lebens. Vielleicht waren sie auch die ersten die seine Geburt besungen. Und wie viel tausend Zeugen sind hernach in den Flammen des Scheiterhaufens, ohne Folterbank und Geisseln zu fürchten, aufgetreten, und haben mit unerschrockner Freymüthigkeit bis an den Tod bekant, **der Gecreutzigte lebe!**

Aber welche Verwirrung! In den Versamlungen der Jünger erwacht die Freude wieder: aber unter den Feinden Jesu herrschet ein allgemeines Schrecken. Jener traurige Jünger, der sich mit Gedanken schlug, weinte, und unruhig herumirte, hörte die erfreuliche Nachricht. Er hört sie, frägt noch einmal, und hört sie wieder. Die Tiefsinnigkeit verliert

sich

sich aus seinem Gesichte, es wird heiter, und sein wallendes Herz wiederholt das Wort mit Entzücken: er ist auferstanden. Der andere, der noch seine göttlichen Thaten erzählt, an seine Reisen denkt, seinen Unterricht rühmet, und nun betrübt ist, daß er ihn verloren hat, kann es kaum glauben, daß er wieder lebt, und erstaunt über die Nachricht. Alle suchen ihn, alle wollen ihn sehen. Aber der schlafende Wächter erschrickt, die Phärisäer und Schriftgelehrten sind ihrer selbst nicht mächtig, und ersinnen in der Geschwindigkeit einen Rath, der ihnen selbst zur ewigen Schande gereicht. Warum wolten sie nun nicht glauben, daß es Gottes Sohn sey? Warum zweifeln sie noch an der Warheit seiner Aussagen? Warum bleibt ihr Herz noch finster und unbeweglich? Ist es nicht die Gewalt der Boßheit, die den Sitz, welchen sie in menschlichen Herzen aufgeschlagen hat, auch gegen die zuversichtlichsten Zeugnisse einer ewigen Wahrheit zu befestigen, und sich durch das Ansehn der Lügen zu vertheidigen sucht? Mit eben dieser Blindheit sind noch viele geschlagen, sonst würden sie das Kreutz und den Erlöser sehen, den Gott zum Licht der Völker gemacht hat.

Die

Die Auferstehung Christi.

Erwacht, ihr heiligen Gebeine,
Ihr Hüter weicht, weg mit dem Steine,
Der Felsen zittert bis ins Thal:
Vom Gipfel rauscht es durch die Lüfte,
Und wälzt und rollt sich durch die Grüfte,
Der Felsen zittert noch einmal.
Sie schlummert auf dem nahen Hügel,
Die Nacht, im dickgewebten Flor;
Doch sie erwacht, erhebt den Flügel,
Und ruft die Morgenröthe vor.

Sie komt und glänzt im goldnen Lichte,
Und sieht mit heiterm Angesichte,
Mit holdem Lächeln tief ins Grab.
Der Held hebt die verklärten Glieder,
Bewegt sein Haupt, sieht vor sich nieder,
Und wirft die Leichentücher ab.
Was schaden die geschlagnen Wunden?
Was schadet ihm der Dornenkranz?
Genug, der Held hat überwunden,
Ihn krönt der Ewigkeiten Glanz.

So sah man dich auf Tabors Spitzen,
Viel schöner als ein Seraph blitzen;
So blitzt auch ietzt dein Feierkleid:
So wird das Grab dein Ehrenbogen,
Die Sterblichkeit ist ausgezogen,
O goldner Tag der neuen Zeit!

Nun

Nun fließt von der verklärten Erde,
Ein Stral bis zu der Gottheit Tron,
Der Himmel hörts, Gott ruft: es werde!
Es werde Licht durch meinen Sohn!

Noch niemals war ein Tag so heiter,
Die Sonne steigt allmählig weiter,
Und spielt die Stralen vor sich her.
Der Heilige hat sich erhoben,
Am Berge will der Tod noch toben,
Und schreyt, und klagt: mein Grab ist leer!
Gott siehts und droht, der Mörder schweiget,
Und schleicht bestürzt zur Mitternacht,
Ein Dampf der aus der Tiefe steiget
Stürzt hinten nach. Der Abgrund kracht.

Die Hölle hörts und bebt, und zittert,
Da über ihr der Felsen schüttert,
Und der Erlöser wieder lebt.
Die Hölle die nur Schrecken träget,
Und Flammen um die Sünder schläget,
Und sie in tiefer Glut begräbt.
Bereichert von den ältsten Jahren,
Verschlang sie tausende zugleich,
Jetzt läßt sie die Gedanken fahren,
Und zürnt auf des Erlösers Reich.

Noch kann ich den Erlöser sehen,
Und ihn umgiebt ein sanftes Wehen,
Ein Säuseln wie auf Horeb war.

Sein

Sein lebhaft Auge muß entzücken,
Er segnet mit vergnügten Blicken,
Und lockigt fliegt sein silbern Haar.
Er glänzt, und vor ihm geht die Freude,
Und hinter ihm ein englisch Chor,
Wie Salomo im weissen Kleide,
So blitzt aus ihm die Unschuld vor.

Doch wie? Noch unter Todtenknochen,
O nein! Die Felsen sind zerbrochen,
Und Kinder Gottes stehen auf.
Hört, ihnen singt das Chor entgegen:
Er lebt, er lebt, der Völker Segen,
Und trägt sein Blut zu Gott hinauf.
Sie küssen ihn mit frommer Liebe
So zärtlich als ein Kind nur kann,
Und beten mit entbrantem Triebe,
Den erstgebornen Bruder an.

Wohl euch, die ihr der Welt entrissen,
Und aus des Todes Finsternissen,
Mit ihm zum Tron des Vaters geht!
Ihr habt dem Tod sein Recht gegeben,
Nun ruft euch des Erlösers Leben,
Der über seinem Grabe steht.
Es wird euch weiter nicht mehr grauen:
Denn ihr erwacht zum ewgen Heil,
Eilt nur den Vater anzuschauen,
Und erbt das allerbeste Theil!

Verschlossen in entfernten Kammern,
Hör ich die Jünger seufzend jammern:
Ach der Prophet ist nicht mehr hier!
Sie zittern noch von jenem Schlage,
Doch einer sagt vom dritten Tage,
Denn werd ich leben, sagt er mir.
Der andre ruft, er wird nicht kommen,
Denkt Freunde, denkt an Golgatha!
Ach unser Trost ist weggenommen,
Ihr sucht ihn, ach, er ist nicht da!

Wie eilen sie verzagt und blöde,
Jerusalem scheint ihnen öde,
Und eine Mörderkluft zu seyn!
Noch herrscht die Angst auf ihren Wangen,
Die voll geliebter Thränen hangen,
Und ieder eilt und lauft allein.
Nur hie und da sehn sie sich wieder,
Noch immer traurig und betrübt,
Und schlagen ihre Augen nieder,
Der fehlt, den ihre Seele liebt!

Doch ietzt erheitern sich die Mienen,
Ach Freunde, ja, er ist erschienen,
Im grünen Thale geht sein Fuß!
Maria konte ihn nicht kennen,
Doch kaum hört sie ihn selber nennen,
So wallt ihr Herz bey seinen Gruß!
Gewiß, das ist von Gott geschehen,
Denn er hat seinen Sohn verklärt:

Da ist er. Eilet ihn zu sehen,
Eh er von uns gen Himmel fährt.

„Gesegnet seyd ihr, meine Brüder,
Ich lebe, seht, hier bin ich wieder,
Nicht mehr durchgeisselt, naß und kalt!
Sie sind, die eingerißnen Wunden,
Sie sind in jener Gruft verschwunden;
Ihr seht die göttliche Gestalt.
Und da ich bald zum Vater gehe,
So sey mein Friede über euch.
Als Sieger fahr ich in die Höhe,
Und ewig daurend ist mein Reich.

Mir ist im neuverklärten Leben,
Seht, mir ist die Gewalt gegeben,
Die alle Creaturen trägt:
Bis er, der Vater, meine Freunde
Nun zu mir zieht, und alle Feinde
Zum Schemel meiner Füsse legt.
Geht, predigt, scheuet keine Plage,
Weil eine hohe Kraft euch hält.
Seht! ich bin bey euch alle Tage,
Bis an das Ende dieser Welt!„

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417/phys_0364
DFG

Der Tugendfreund.

Das 23. Stück.

Die Welt vergeht, die Seele bleibet;
Und was des Menschen Zeit vertreibet,
Währt höchstens nur, bis in das Grab:
Hernach ist keine Welt mehr meine!
Dem Golde und dem Edelsteine,
Dem Freund, dem Vater sterb ich ab!



Wenn die Liebe zur Eitelkeit in menschlichen Seelen auch noch so groß ist: so ist sie doch nicht ewig. Es kann kein Mensch vor der Stunde vorbey kommen, in welcher alle der Tugend bekennen müssen: sie allein sey unsrer Neigung vollkommen werth, und jede Lust bey einer andern Gemüthsfassung, sey für den unsterblichen Geist, das größeste Unglück.

Ich habe in dem Archiv der Tugend heute eine Handschrift gefunden, worin ein alter Mann dieses Bekentniß feierlich abgelegt hat. Weil kein Name dabey steht, den ich in den Geschichtbüchern angemerkt finden können, sondern er sich einen Namen von sei-

ner Gemüthsneigung gegeben; weil ich auch weiter keine Beschreibung seiner Lebensumstände gesehen habe: so mögen meine Leser aus seinen eigenen Worten, sich einen Begrif von seiner Person machen. Hier ist die Handschrift selbst.

„Der Anfang meines siebenzigsten Jahrs ist mir so merkwürdig, daß ich diesem heutigen Tage durch eine Handschrift an die Tugend ein ewiges Gedächtniß stiften muß. Nicht aus Unwissenheit, oder Vorurtheilen einer elenden Erziehung, auch nicht aus einer Schwäche oder Hitze der Einbildungskraft, ergreife ich ietzt die Feder. Ich darf nur etwas weniges von meinen Lebensumständen anführen, um meinem Bekentniß alle Zeichen der Aufrichtigkeit und gegründeten Einsicht zu geben.

Die Stadt, in welcher ich erzogen bin, wird wol nicht leicht wieder in den blühenden Zustand kommen, in welchem ich sie in meiner Kindheit und Jugend gekant habe. Damals war es keine Thorheit, wenn die Eltern ihren Kindern im letzten Segen anwünschten, daß sie einmal Einwohner dieser Stadt werden möchten. Denn dieser Ort war ein Zusammenfluß der gesitteten Welt, des Reichthums, der Künste, und des Vergnügens. Wir hatten einen Regenten, dem sein Glück um so viel vollkomner schien, je mehr seine Unterthanen daran Theil nehmen konten.

Es ist mir noch unbegreiflich, wenn ich daran gedenke, wie es zugegangen, daß ich dreißig Jahr alt geworden bin. Nicht eine Stunde ist mir lang geworden.

worden. Ich habe in diesen Jahren alles gelernt, was man sich wünschen möchte, um dem Geist angenehme Beschäftigungen zu geben. Aber das alles habe ich gelernt, ohne zu wissen daß ich lernte.

Meines Vaters Haus und Tafel ward alle Tage von Fremden besucht. Ich durfte nur gegenwärtig seyn, wenn ich ihre Sprachen lernen wolte, die sie aus entlegenen Ländern mitgebracht hatten. Eben so gieng es mit ihren Künsten und Sitten. Ein Land kann sehr schön seyn, ob es sich gleich von allen andern unterscheidet: aber ein Land oder Stadt, wo alles, was schön ist, zusammenkomt, das scheint uns zu schön, es für möglich zu halten.

Des Morgens frühe, war ein weit größeres Vergnügen für mich möglich, als der Schlaf. Unser Garten stieß gleich an die Alleen des benachbarten Gesundbrunnens. Ich glaube nicht, daß eine schönere Gegend möglich ist, als diese war. Die große Freiheit, welche das allgemeine Glück den Einwohnern unserer Stadt verschafte, machte es, daß ich als ein Kind unter allen Erwachsenen, und als ein Sohn eines Rathsherrn unter den Prinzen ein unverwehrtes Vergnügen suchen konte. Und da verging fast kein Tag, an welchem ich nicht, an der schönen Gesellschaft der vornehmen Brunnengäste Theil genommen. Wer niemals seine Morgenstunden so zugebracht hat, der kann sich auch die Anmuth dieser Lebensart gar nicht vorstellen. Die Zelte unter den Kastanienbäumen waren immer voll von den besten und vornehmsten Menschen aus allen Nationen. Eine jede Gesellschaft

machte sich diese Morgenstunden nach ihrem Geschmack angenehm. Einige belustigten sich an gelehrten und freundschaftlichen Gesprächen. Hier hörte ich Nachrichten, und lernte eine Staatsklugheit, die man in allen Geschichtbüchern vergeblich suchet. Meine Neugierigkeit wurde durch die schönsten Entdeckungen und Anmerkungen in der Naturlehre vollkommen befriediget. Andere vertieften sich in die Reitzungen der Musik. Andere hatten sich zum Spiel hingesetzt, und waren gesittet genug, ihr Vergnügen nicht dem mißlichen Gewinst anzuvertrauen. Denn kam einmal ein ganzer Zug in Wagen von allerley Erfindung, welche die Alleen langsam durchfuhren, und allem zusahen, was in den Gezelten geschahe. Ich entsinne mich, daß ich einmal an einem sehr schönen Morgen ganz frühe solchen Aufzug gesehen. Eine spanische Gräfin, welche in der vollen Blüte ihrer Schönheit und Jugend, der Mutter zur Gesellschaft, diesen Ort besuchte, stelte die Aurora vor, und führte den ganzen Zug, in welchem, nach der ehemaligen heidnischen Erdichtung, alle Götter zu sehen waren. Ich habe in meinem Leben nichts prächtigers und künstlichers gesehen. Selbst die Lustbarkeiten an großen Höfen, denen ich hernach beygewohnt, können mit dieser allgemeinen Freude nicht in Vergleichung gestelt werden. Hier war kein Zwang, alle hatten ein gleiches Recht, und jeder trug sein möglichstes dazu bey, alle zu belustigen. Weil sich endlich die Personen, ihr Anzug und ihre Auftritte immer veränderten: so wurde man dieses Vergnügens niemals müde.

Wenn

Wenn ich gegen Mittag zu Hause kam, so wartete schon eine ausgesuchte Reihe von angenehmen Gästen auf die Belustigungen der Freundschaft und Liebe. Der Nachmittag war zum Spatzierenfahren, zur Jagd, zu Besuchen, oder zu häußlichen Geschäften auf unsern Landgütern ausgesetzt. Des Abends wurden wir hie und da zum Ball, oder zu andern Versamlungen gebeten, und nachdem die Tage waren, besuchten wir die Schau und Singespiele.

Kurz, ich bin vielleicht der einzige Mensch, der mit Wahrheit sagen kann, er sey, zu Hause und auf Reisen, in kleinen Städten und an Höfen, als eine Person, die vor sich lebt, und in großen Posten, des Ueberflusses der schönen Welt recht froh geworden.

Diese Lebensart währte bis in mein vierzigstes Jahr. Andere, die sonst eben so glücklich gewesen waren, genossen ihr Glück nicht so lange. Und wenn sie diese Welt verliessen, so hatte man genug zu lesen und zu hören, wie sie ihre zeitliche Wohlfart mit der ewigen standhaft und frölich verwechselt hätten.

Ich habe allezeit über solche Lobeserhebungen gelacht. Das Glück in dieser Welt schien mir gar nicht von der Art zu seyn, daß man durch dessen Genuß ein beßeres in der zukünftigen Welt verdienen könte. Und wenn die Armen von solcher Hofnung nicht ausgeschlossen sind: so begreife ich nicht, warum man diese nicht auch lobt, warum man ihren Eintritt in beßere Freuden nicht auch öffentlich bekant macht. Mein Gemüth war in der That gegen alles Zukünftige sehr gleichgültig. Ich war das gute Leben so gewohnt,

daß mir nicht einmal einfiel, es könne sich verschlimmern. Daß mein Herz böse wäre, glaubte ich auch nicht. Jedermann mit dem ich umging, konte mich wohl leiden. In dem täglichen Wohlleben fand sich niemals etwas, wodurch ich auf diese oder jene Weise hätte über meinen Zustand bedenklich gemacht werden können. Also glaubte ich, es müste alles so seyn. Wenn mir ja einmal ein betrübter Gedanke einfiel, so waren Ergetzlichkeiten genug in Bereitschaft, denselben wieder zu ersticken.

Auf diese Weise habe ich niemals recht an das Zukünftige gedacht, oder mein Herz war doch wenigstens niemals so sehr davon gerührt, daß ich hätte dafür sorgen sollen, es für mich vortheilhaft zu machen. Jetzt, da sich die Umstände geändert haben, sehe ich wol, daß ich nicht würde auf beßere Gedanken gerathen seyn, wofern mein Glück auf der Welt immer so prächtig gewesen wäre. Aber es änderte sich selbst in seiner Beständigkeit. Was von Jugend auf mit mir vorgegangen war, dadurch war ich zu sehr überhäuft worden, es recht zu empfinden. Weil die Tage so schnell verflogen, und ich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht froh war: so blieb mir gar wenig Zeit übrig, an mich selbst zu gedenken. Alle meine Wünsche wurden gar bald gestilt, und so war die Freude meines Gemüths immer geringer, als sie nach Beschaffenheit der Ursachen hätte seyn können, worüber ich mich freuete.

In meinem vierzigsten Jahr aber fand sich eine gewisse Empfindlichkeit des Gemüths bey mir ein, wel-

welche ich nicht erklären konte. Was mir sonst täglich angenehm gewesen war, das konte ich noch ferner geniessen, es wurde mir aber immer gleichgültiger. In diesem Zustande war mein Gemüth immer von etwas anders gerührt, welches ich selbst nicht kante. Oftmals wurde diese Rührung so stark, daß sie auch von andern zu merken war. Endlich aber verlor sie sich, und da mir unterdessen alle Lustbarkeiten immer gleichgültiger geworden waren: so war ich ietzt in eine tiefe Schwermuth versenkt. Alle Freude dieses Lebens war weg. Ich merkte nun daß das menschliche Herz niemals recht glücklich, wo es nicht ganz verschenkt, ganz eingenommen ist. So vergnügt ich auch in vorigen Jahren gewesen, so gesittet auch meine Freude immer seyn mögen: so schien sie mir ietzt doch viel zu wild und ungestüm, als daß ich nun noch für mein Herz Befriedigung darin finden könte. Dieser Gemüthszustand machte mich sehr ernsthaft. Wer mir vorher zum Umgang sehr angenehm gewesen war, an dem fand ich ietzt ganz unerträgliche Fehler. Um mein Unglück, welches bey allem Ueberfluß der mir nichts half, nur immer vergrößert wurde, einigermassen zu lindern, suchte ich den Umgang und die Bekantschaft solcher Personen, die mit mir in gleichen Umständen zu seyn, und eben so ernsthaft schienen, als ich war. Einige, an denen ich diese Fassung gewahr wurde, waren nicht mehr zum Umgange tüchtig, sie waren entweder gegen die Welt zu argwöhnisch und scheu geworden, oder sie hatten ein mürrisches Wesen angenommen.

Endlich fand ich einen Mann, der mit mir wol gleiches Alter, und für mich eben recht war. Eusebius bezeigte in einer großen Gesellschaft ein sehr gesetztes Wesen, er war aufgeräumt, freymüthig, vergnügt; aber er hatte seinen muntern Witz, und alles was angenehm ist, vollkommen in seiner Gewalt. Einige junge Herren wolten in dieser Versamlung ausschweifen; aber ein Blick von ihm, welcher seine große Verwunderung über ihre Thorheit entdeckte, hielte sie in den Schranken der Ehrfurcht. Kaum hatte ich dieses erblickt, so gab ich auf alle seine Handlungen genau Achtung. Niemals habe ich einen Menschen so beneidet, als ihn. Er war noch ernsthafter als ich, und gleichwol konte er sich in der Empfindung des Vergnügens vertiefen, welches bey mir nun nicht mehr unschuldig war. Alle Reitzungen, die ihn an sich zogen, erregten in seinem Gemüthe das Verlangen nach dem Genuß des möglichsten Guts, und die Zärtlichkeit, welche, wie man deutlich verspüren konte, auf mehr, als auf das sichtbare ging.

Als ich dieses an ihm merkte, war ich schon ungeduldig in recht genaue Bekantschaft mit ihm zu gerathen. Eusebius hatte dieses nicht so bald an mir wahrgenommen, als er sich gleich mit mir zu thun machte. Weil ich eine große Zuneigung zu ihm gefaßt hatte, so war ich auch gleich sehr offenherzig gegen ihn, und entdeckte ihm meinen ganzen Zustand. Er sahe mich eine Weile bedenklich an, endlich klopfte er mir auf die Achseln, und sagte: Mein Freund, billig solten alle, die Gott in der Welt mit Glücksgütern über-

überhäuft, so gesinnt seyn, wie sie jetzo sind. Ein Armer, weiß nicht recht, die Vergleichung zwischen geringern und dem höchsten Gute anzustellen: aber die Großen auf Erden haben in ihrer Hoheit und in ihrem Glück den allernächsten Beruf, zu zeigen, was das heißt: Gott über alles zu lieben. Ich wünsche ihnen Glück zu der Einsicht, die sie erlangt haben, und zu der Ueberzeugung, daß ihnen beym Reichthum dessen, was auf Erden schön ist, das höchste Gut noch fehlet.

Weil ich von dieser Stunde an oftmals Gelegenheit hatte, mich mit ihm zu besprechen, so erklärte er mir auch seine Gesinnungen immer deutlicher. Er zeigte mir, daß auf Erden die allergrößte Glückseligkeit in dem Bewustseyn unsers Antheils an Gott zu suchen sey, und daß man dieses nicht anders als durch Tugend erlangen könte. Diese Meinung meines Freundes hat mir sehr viel zu schaffen gemacht. Ich war mir nichts weniger als des Antheils an Gott bewust. Andere die mich davon überreden wolten, sprachen viel zu frech und ungesittet von Gott, als daß ich auf ihr Zeugniß mein Herz hätte befriedigen können. Gleichwol war ich bisher von jederman für ein Tugendmuster gehalten worden. In Wahrheit, ich hatte alles an mir, was die strengsten Sittenlehrer, auch nach den Gesetzen der Religion, von einem Mann der in der Welt groß ist, foderten. Man wieß mich immer auf Großmuth auf Menschenliebe auf Freudigkeit im Tode auf das Vertrauen auf Gott,

und auf lauter solche Dinge, die mir in meinen Umständen ganz leicht waren. Ich entdeckte dem Eusebius einmal diese meine Verwirrung. Er antwortete mir sehr liebreich, und belehrete mich, wie groß der Unterschied wäre, zwischen der Tugend, die ein eitles Herz, um seinem Character auf der Welt ein rechtes Ansehen zu geben, suchet und übet, und zwischen der Tugend, die uns dem Bilde Gottes ähnlich macht. Bey jener, sagte er, können sie alles thun, was nur nicht wider die Sitten der Welt anstoßt; Bey dieser aber muß ihre ganze Seele mit unversöhnlichem Haß gegen alles was wider die Heiligkeit Gottes streitet, erfüllet seyn. Dieses ist nicht möglich, wo ihr Herz nicht ganz voll ist von beständigen Trieben einer redlichen Liebe zu Gott. Und wenn sie das suchen, so wird ihnen ihre Untüchtigkeit dazu so lange unerträglich werden, bis sie wißen: Gott zürnt nicht mehr mit ihnen. Hernach wird sich alles von selbst finden. O mein Freund, wie unglücklich sind die Hohen in dieser Welt, wenn man ihnen den einfältigen Weg zum Leben verschweigt!

Nun bist du mir, o Tugend, ganz etwas anders, als du vorher warest. Zwar ich darf nicht aufhören ein Reicher, ein angesehener Mann, ein Großer auf der Welt zu seyn. Aber ich muß doch auch eben so gebeugt, eben so gläubig und einfältig, eben so furchtsam vor der Lust der Welt, in der Erlösung, meinen Frieden, und in der Beständigkeit der nur Gott ergebenen Seele, meine

künf-

künftige Seligkeit suchen. Gott hat es mir vergeben, daß ich über dem Schimmer meines Glücks ihn vergeßen habe. Nun ist nichts weiter für mich übrig, als mein Grab. Wohl mir, daß ich unwidersprechlich weiß, ich habe Freuden zu hoffen, die mehr sind, als wenn ich die Welt beherrscht hätte. Ich habe diese Welt schon lange gebraucht, als brauchte ich sie nicht. Auf meinen Tod folgt diese Freude unmittelbar. Denn wenn meine Seele den Leib verläßt, so wird sie sich in dem unbekanten, erstaunlich großen Raum der Welt nicht verlieren, sondern gerade in die Hände des Vaters gehen. Und wenn die Welt nach meinem Tode auch noch zehntausend Jahr stünde, und mein Leib so lange unter der Erde liegen solte, so wird mir die Zeit kaum eine Stunde lang scheinen. Man weiß wohl wie kurz uns die Zeit wird, wenn wir in Freuden vertieft sind! O christliche Tugend, unterhalte meine, im Glauben sehnsuchtsvolle Seele, beständig mit dem großen Gedanken der Auferstehung!

Hieronymus.

Es sind einige Briefe an uns eingelaufen. Ob sie gleich ein Lob für uns enthalten, so haben wir uns doch entschlossen, sie mit einzurücken, weil dieses Lob nichts weiter sagt, als daß wir schreiben, wie Tugendfreunde schreiben müßen.

Herr

Herr Aretophilus verlangt eine Lebensbeschreibung des Celions. Allein die Pflicht, eines Verstorbenen Begehren zu erfüllen, ist wichtiger, als die Pflicht, das Verlangen eines noch lebenden Freundes zu befriedigen. Celion hat uns ausdrücklich gebeten, in dem Tugendfreund ihn nicht zu schildern. Die Charten von dem Schloß der Tugend und deßen Gegend können wir auch nicht liefern. Wir sind allein zugegen gewesen bey ihrem Reichstage, und verstehen die Kunst nicht, eine Gegend in einen Riß zu bringen. Doch glauben wir, daß in der Büchersamlung der Tugend eine moralische Geographie seyn wird, und vielleicht können wir aus selbiger dem Mangel der Charte ersetzen. Des Herrn Aretophilus kleiner Sohn schreibt in der Annehmlichkeit der Unschuld, und wir erinnern ihn an den Ausspruch, der in den Begebenheiten des Thelemaque steht: Glücklich ist derjenige, der gerne lieset! Unsere Correspondentin, Christiana, soll die Beantwortung ihrer Zweifel, in einer eigenen Abhandlung von menschlichen Schwachheiten nächstens finden. Hier sind die Briefe selbst.

Mein Herr

Da ich beobachtet habe, daß sich einige Freunde der Tugend die Freiheit genommen, Ihnen Brife zuzuschicken; so habe ich sogleich bey mir beschlossen, nicht der letzte zu seyn, der Ihnen für Ihre vortreflichen Bemühungen seine Zufriedenheit zu erkennen gebe. Ich mache

mache mir die angenehme Hofnung, daß Sie meine Dreistigkeit nicht übel auslegen werden, weil Sie die Ihnen zugesandten Briefe eines Abdrucks gewürdiget, und fernere Zuschriften nicht verbeten haben.

Die Nachricht von den merkwürdigen Todesumständen des Celions hat mich ungemein gerühret, und ich bin gewiß versichert, daß die Liebhaber ihres Tugendfreunds, dis wohlgerathene Stück mehrmals mit steigenden Rührungen durchlesen werden. Celion muß ohne Zweifel ein liebenswürdiger Mensch gewesen seyn, und es ist recht sehr zu bedauren, daß er in der besten Blüte seines Lebens menschlichen Augen sich entziehen müßen. Wie nachahmungswürdig würde jederzeit sein seltnes Beispiel unter seinen Brüdern gewesen seyn! Wie viel Ehre würde er der angenehmsten Beherrscherin menschlicher Herzen, der Tugend gemacht haben! Wie groß = = =! Doch, er genießet schon der süßen Früchte, wozu ihm die Tugend, da er unter den Lebendigen des Erdbodens wandelte, die ungezweifelste Hofnung machte. Was könten sie uns aber, mein Herr, doch wol für einen angenehmern Dienst leisten, als wenn es Ihnen gefallen solte, uns mit einer aufrichtigen Nachricht von dem Leben ihres durch den Tod entwichenen recht edlen Freundes zu erfreuen? Indem Sie diese Zeilen lesen, werden Sie sich vielleicht schon dazu entschließen. Sie werden ihn dadurch unter uns Weltbürgern bekanter machen, als er vielleicht jemals gewesen

seyn

seyn wird. Ich wenigstens sehe seiner Lebensbeschreibung mit vielem Vergnügen entgegen.

Dem Reichstage der Tugend möchte ich wol gerne beygewohnet haben. Doch, ich weiß ja nicht einmal, wo ihr prächtiges Schloß anzutreffen ist. Es hat ihnen nicht beliebt die Landcharte zur Hand zu nehmen und die eigentliche Lage desselben zu bestimmen. Wie? wenn es Ihnen gefiele, eine eigene Landcharte desfals zu besorgen?

Hier würde ich mich zum Schluße neigen, wenn ich nicht der Einlage wegen noch etwas zu erinnern hätte. Sie rühret von meinem jüngsten Sohn her. Dis gutartige Kind komt mit vielen Freuden und ersuchet mich mit den artigsten Einfällen, sein Schreiben dem meinen beizulegen. Es bildet sich ein, an dem Herrn Verfaßer des Tugendfreundes einen Vetter zu haben und glaubt, daß er sich seine Person bey Entwerfung seiner schönen Lobrede auf die Jugend zu einem lebendigen Muster vorgestellet habe, daher wäre es seine Schuldigkeit, ihm dafür ergebenst zu danken. Vergeben Sie doch diesem unschuldigen Kinde seine Einbildungen. Ich aber bin mit wahrer Hochachtung

Mein Herr

Dero
ergebener
Aretophilus.

Zu Hause
den 12ten Merz
1755.

Mein

Mein lieber Herr Vetter,

Nun kann ich schon ohne Anstoß lesen; Ihr Tugendfreund gefält mir recht wohl, und ich kann mich nicht genug freuen, wenn mir mein Papa erlaubt, in diesen schönen Blättern zu lesen. Das Buch, worin ich sonsten lesen muß, hat keine so schöne Bilderchens und ich wolte wol sagen, daß ich in demselben nicht so gut fortkommen kann, als in ihrer Schrift. Vielleicht wollen sie mich dadurch aufmuntern, mich im Lesen noch mehr zu üben. Ich werde es gewiß thun, zumal da sie meiner noch gar wohl gedenken, und zuweilen ganz offenbar auf mich zielen. Ich bin Ihnen dafür den grösten Dank schuldig. Nun weiß ich, warum sie in so langer Zeit nicht zu uns gekommen sind. Ihr Tugendfreund hat mich ihres freundschaftlichen Umgangs beraubet. Kommen Sie doch bald zu uns. Ich warte mit Ungedult auf ihre Ankunft. Denn werde ich Ihnen alles weisen, was mich angehet. Ich bleibe noch immer

Mein lieber Herr Vetter

Ihr

daselbst
den 12ten Merz
1755.

kleiner Liebling,
Wer?

Mein

Mein Herr

Sie haben allerdings die edelste Beschäftigung erwehlt, da Sie ihre Gedanken einem so großen Gegenstande widmen, durch deßen Besitz ein unsterblicher Geist zur vollkommensten Glückseligkeit fähig wird. Es ist Ihnen mit der Tugend ein Ernst. Diese aber kann ihre Vertheidiger nicht unbelohnt laßen. Ich wenigstens kann nicht ausdrücken, mit welcher Begierde ich Ihren Blättern allezeit entgegen sehe. Erlauben Sie aber, Mein Herr, daß ich mir in einer Sache ihren Ausspruch ausbitte, die mich jetzt in einen verworrenen Zweifel setzt. Sie betrift den Herrn Damon, welchen ich neulich in einer ansehnlichen Gesellschaft kennen gelernt. Wißenschaften, Sprachen und Musik zieren ihn schon als einen angenehmen Freund, und die Gottesfurcht als einen Gottesgelehrten. Sonderlich sucht er, in der liebreichen Bescheidenheit und demüthigem Betragen alle die ich kenne zu übertreffen. Hiebey fält aber sein Fehler desto mehr in die Augen, daß er alles tadelt, und sich nicht genug anzupreisen weiß. Könte man dieses nicht eine menschliche Schwachheit nennen? Mein Herr, sie werden durch Beantwortung dieser Frage sehr verbinden

Dero

auf meiner Stube
den 20ten Merz
1755.

ergebenste Dienerin
Christiana.

Der Tugendfreund.

Das 24. Stück.

Beschluß von der Reise aufs Land.

Jeder Schauplatz, jeder Zufall reitzt das Auge, lockt das Ohr
Und ich stelle mir Gestalten in verschiednen Bildern vor.



Ich befand mich noch unter den Gemählden meines Freundes, die er durch die Kraft seines Stabes in Bewegung setzte, und ich werde jetzo in dieser Erzehlung weiter fortfahren.

Sie sind noch nicht fertig, sagte mein Freund, kommen sie weiter. Ich sahe Personen, welche an einem Tisch saßen und eine Biebel vor sich liegen hatten. Sie gaben sich alle Mühe einige Blätter herauszureissen, aber ich konte nicht sehen, daß sie ihren Entzweck erreichten. Ein jeder hatte Papier und Feder bey sich, vielleicht die ausgerissenen Stellen wieder zu ersetzen. Auf der andern Seite des Tisches lagen viele aufgeschlagene Bücher, die mit seltsamen Characteren bezeichnet waren. Die ganze

Vorstellung verschwand, als sich mein Freund mit dem Stabe näherte. Es zeigte sich eine Wüste, die ganz öde und traurig aussahe, hie und da stand im dürren Sande ein nackender Baum, der auch nicht das geringste Laub hatte. Wilde Thiere liefen Scharenweise herum, aber sonst zeigte sich keine lebendige Seele. Der Himmel war schwarz und finster und schien dieser Gegend gar nicht günstig zu seyn. Mein Freund brauchte seinen Stab wieder, und das Ansehen wurde noch weit trauriger als es vorher gewesen war. Eine Nacht, die in der dunkelsten Wolke verhüllt war, und nur durch Blitze welche sich hin und wieder schlängelten, erleuchtet wurde, machte diese Vorstellung überaus schrecklich. Alles hatte sich so gut als möglich gewesen war in Sicherheit begeben, aber einige lagen auf freiem Felde, und musten die ganze Wuth des Ungewitters ertragen. Sie hatten alle eine verschiedene Stellung, einer lag ganz ausgestreckt ohne Bewegung, der andere hatte sich etwas aufgerichtet und sahe schüchtern gen Himmel, der dritte hielt sich die Augen fest zu, daß er den Blitz nicht sehen möchte, und unter den übrigen hatten Furcht und Schrecken ähnliche Veränderungen hervorgebracht. So werden die gestraft, sagte mein Freund, die dem Himmel den Krieg ankündigen, sie müssen es fühlen lernen, gegen wen sie die Waffen tragen.

Ich vergnügte mich über die Gemählde meines Freundes so sehr, daß ich nicht acht gab, als er mir ein neues zeigte. Endlich besann ich mich wieder

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417/phys_0382
DFG

der, und sahe einen armen gebrechlichen Mann auf einer Krücke forthinken, auf die er sich doch, wie es schien, nicht sehr verlassen konte. Sein graues Haupt hieng nach der Erde zu, und sein Rücken war unter der Last beschwerlicher Jahre gekrümmet. Ihm folgte ein Kind in zerrissenen Kleidern und blossen Füssen, das ganz vertrocknet zu seyn schien. An der Erde saß eine weinende Mutter mit vielen Kindern, die wenig Empfindung des Elendes haben musten, weil sie im Schoos der Mutter spieleten. Eine ansehnliche wohlgebildete Person gieng vorbey ohne diese Bilder des Elendes anzusehen, oder Mitleiden zu bezeigen. Aus ihren Mienen konte man eine vollkomne Kaltsinnigkeit schliessen. Der Schlag des Stabes gab diesem Gemählde eine andere Gestalt. Es war ein Garten, darin verschiedene Gärtner mit ihren Messern herumirreten und die besten Blumen abschnitten. Sie naheten sich auch mit ihrer Säge zu einem Baum, der noch blühete und dem Ansehen nach einer der schönsten im Garten zu seyn schien. Einige Sträuche und Gewächse die eben so ansehnlich waren, wurden gänzlich ausgerottet. Ich erwartete den Ausgang, als mein Freund seinen Stab von neuen erhob. In einem freien Felde lagen Gold und Silber, Kleider, allerhand Gefässe und Waffen durcheinander, über welche sich viele dem Ansehen nach zanketen. In dem Eingang eines verfallenen Schlosses hieng eine verlöschende Lampe, welche man aber vor dem Brande vieler Farben kaum erkennen konte. Ich wünschte, sagte mein Freund mit einer

bedenklichen Miene zu mir, daß ein jeder Unbarmherziger sein Schicksal und Tod bedenken möchte. Was wird er denn haben, wenn er die Wünche der Armuth nicht hat.

Doch sie müssen nicht auf einmal gar zu viel sehen, sagte mein Freund zu mir, der morgende Tag wird auch noch einige Stunden zu diesem Vergnügen übrig haben, wenn ihnen anders dis Schauspiel gefält. Ich hatte in der That schon viele Gedanken gesamlet, die mein Nachdenken auf mehrere Tage unterhalten konten, ob gleich meine Augen durch den Anblick so vieler Veränderungen noch nicht ermüdet waren. Der Vorsatz meines Freundes gefiel mir indessen wohl, weil ich mir einbildete, morgen neue Vergnügen von dieser Art zu empfinden. Ich drang in ihn mir zu sagen, wie sein Stab diese Kraft habe, durch das blosse Anrühren die Gemählde zu verändern. Er lächelte und sagte zu mir, es ist ein Geheimniß, das ich ihnen jetzo nicht sagen kann. Ich fuhr fort ihn um die Entdeckung zu bitten, aber er gab mir zur Antwort, daß ich noch Geduld haben müste, dismal könte es nicht geschehen. Weil er niemals was ohne vollkommenen hinreichenden Grund that, so muste ich mich zufrieden geben und die Zeit erwarten, da er mir von selbst das ganze Geheimniß entdecken würde. Unser Gespräch fiel ganz natürlich auf die Mahlerey. Mein Freund erzehlte mir, was er für Versuche in seiner Jugend gemacht, und wie viel ihm schon damals gelungen wäre. Er habe diese Kunst ohne Anweisung, bloß

durch

durch Nachahmung gelernt. Wenn er ein schönes Gemählde zu Gesichte bekommen, habe er es in der Geschwindigkeit nachgezeichnet, und sich keine Mühe verdriessen lassen. Er sey oft genöthiget gewesen, es drey oder vier mal wieder anzufangen, aber die Liebe zu dieser Kunst habe ihm alle Beschwerlichkeit versüßt. Ich muste mich wundern, daß er nicht nur von dem Tadelhaften und Schönen eines Gemähldes so gründlich urtheilen konte, sondern auch die Fehler und guten Eigenschaften der berühmtesten Mahler nach der Reihe erzehlen konte. Wenn ich nicht ein Amt hätte, sagte ich zu meinem Freund, das mich abhält bey ihnen zu bleiben, so würde ich unter ihrer Aufsicht den Pinsel ergreifen, und ich bin schon zum voraus versichert, daß ich glücklich mahlen würde. Die Zeit des Schlafs unterbrach unsere Unterredung, wir stunden auf und wünschten uns, nachdem wir unsere Stimme zur Ehre Gottes erhoben hatten, eine angenehme Ruhe.

Ich verfiel in einen tiefen Schlaf, der länger dauerte als sonst gewöhnlich war. Mein Freund, dem es zu lange währen muste, weckte mich und rief mir zu, die Sonne ist heute eher erschienen als sie, liebster Freund. Ich ließ mir diesen liebreichen Vorwurf gern gefallen, weil ich selbst die Morgenstunden hoch schätze. Nachdem ich mein Gebet verrichtet und mich angezogen hatte, begab ich mich zu ihm, eine Tasse Thee mit ihm zu trinken. Mein Freund war ungemein munter und erzehlte mir verschiedene Begebenheiten die er erlebt hatte, wogegen

ich einige andere anführte, die ihnen ähnlich waren. Ausserordentliche Geschäfte verhinderten ihn sein Gespräch weiter fortzusetzen, und ich begab mich, damit ich ihn nicht störte, zu seinem Büchervorrath. Nach zwey Stunden kam er zu mir und sagte, daß er nun fertig sey, wenn ich Lust hätte, wolten wir uns wieder zu den Gemählden verfügen.

Ich bewilligte es sehr gern und gab, weil es Tag war, um so viel mehr auf die Hand und den Stab meines Freundes Achtung, eine Entdeckung zu machen, nach der ich ungemein begierig war. Ich sahe bey dem ersten Anblick einen vortreflichen Garten, dessen Ende ich nicht erreichen konte. Alleen der fruchtbarsten Bäume bedeckten die Gänge, welche in großer Anzahl gegenwärtig waren. In der Mitte öfneten sich einige Springbrunnen, die ihr Wasser weit über die Bäume spieleten. Ich entdeckte im Eingang einen muntern Jüngling, der Blumenschnüre in sein Haar geflochten hatte. Doch verriethen seine Gesichtszüge etwas wildes und unanständiges, das mir gar nicht gefallen wolte. Er stand mitten unter den Blumen, und trug eine Rose in der Hand. Jetzo rührete mein Freund das Gemählde wieder an, aber ich konte nicht mehr sehen als ich gestern gesehen hatte. Es war ein weiter Platz der zum Vorschein kam, auf welchem sich viele unbändige Pferde, die sich bäumeten, ausschlugen und Sätze machten, sehen liessen. Man legte ihnen Zäume ins Maul und suchte sie auf verschiedene Art zahm zu machen. Einige waren so fest gebunden,

daß

daß sie sich nicht viel bewegen konten, und andere bemüheten sich vergeblich, über eine hohe Mauer zu springen, da sie an einen Pfal gebunden waren. Es gieng eine große Veränderung vor als der Stab seine Würkung zum zweyten mal äusserte. In einer engen Stube saß ein Gespenst, welches in vielen Tüchern verhült war, und nicht recht erkant werden konte. Es war sonst niemand gegenwärtig. Auf dem Tische brante ein Licht, gegen welches viele Mücken flogen, und sich versengeten, andere lagen todt beym Leuchter. Es war mir leicht die Auslegung zu machen, ohne meinen Freund zu fragen.

Das folgende Gemählde stelte ein Gefängniß vor, welches mit starken eisernen Gittern verwahrt war. Durch diese konte man einen mit Ketten angeschlossenen Menschen sehen, der mit niedergeschlagenen Augen vor sich hinsahe. Einige die von aussen stunden, lachten und verspotteten ihn mit hönischen Mienen. Sie schienen alle über das Elend dieses Menschen recht vergnügt zu seyn und wiesen mit Fingern auf ihn. Andere warffen nach dem Gefängniß Steine und Erde, den Gefangenen um so viel mehr zu ängstigen. Mein Freund rührte es mit seinem Stabe an, und ich sahe eben die Leute wieder, die ich vorher wahrgenommen hatte. Sie sahen alle sehr erschrocken aus, und wurden von vielen Bewafneten verfolgt. Einige stürzten sich in den benachbarten Fluß, andere suchten sich durch die Flucht zu retten. Die Verwirrung war unter ihnen allgemein und niemand wuste was er thun solte. Man merkte

daß schon einige in den Händen der bewafneten Männer waren. Sie verloren sich alle, so bald mein Freund seinen Stab wieder gebrauchte. Ich sahe einen Felsen der mitten im Meere lag, auf ihn hatten sich viele Verlassene, die Schifbruch gelitten hatten, geflüchtet, welche ihre Hände traurig in die Höhe hoben, sich umsahen, niederfielen, aufstanden und in der Angst mehr dergleichen Bewegungen machten. Um den Felsen herum schwummen viele Todten mitten unter den Tonnen, und die Wellen schlugen so hoch in die Höhe, daß sie auch denen auf dem Felsen den Untergang droheten. Ich wendete mich zu meinem Freunde und sagte, ich begreife wohl, daß sie uns hiedurch lehren wollen, man müsse sich niemals über das Unglück andrer freuen, weil wir alle in eben der Gefahr sind. Das folgende Gemählde enthielt eine Vorstellung vieler Kinder, welche auf einem weiten Raum zerstreuet waren. Einige foderten mit eigensinniger Miene was vor ihnen auf dem Tisch lag, und streckten ihre Hände darnach aus. Zwey zankten sich um einen Apfel, den ich an der Erde sahe. Andere liefen nach einem Kranz, den man ihnen zeigte, und schrien. Drey oder viere welzeten sich muthwillig auf der Erde herum, und wolten sich nicht aufhelfen lassen. An der einen Seite saß ein ziemlich erwachsener Mensch, der das Papier, das er in der Hand hatte, in kleine Stücken riß und wegwarf. Andere hatten den Kopf an die Wand gelegt und weineten. Ich hatte es lange genug betrachtet als der Stab

meines

meines Freundes neue Erscheinungen hervorbrachte. Es war eine große Anzahl Kähne, die mit Fischern und Netzen erfüllt waren. Hie und da war das Netz ausgeworfen. Am Lande saßen einige und zehlten die gefangenen Fische, unter welchen verschiedene mit dem Schwanze schlugen und andere in die Höhe sprangen. Nicht weit davon lag ein blankes Messer und einige aufgerissene Fische dabey. Es fehlte noch eine Veränderung dieses Gemähldes, die auch sogleich durch den Stab meines Freundes würklich gemacht wurde. Auf der einen Seite des Gemähldes stand ein wohlgebildeter Herr, der viele Luftstreiche machte, ohne sonst etwas vorzunehmen. In der Mitte lag ein Stein auf welchen viele mit Hammern schlugen, und wovon schon verschiedene Stücke abgefallen waren. Die andere Seite stelte ein Luftschloß vor, welches schön erleuchtet war und recht prächtig aussahe. Hie und da saßen Kinder welche mit Wasserblasen spielten. Sind nicht Thorheit und Weißheit, sagte mein Freund, sehr oft die Früchte der Erziehung?

Ich solte wol einmal aufhören, sagte mein Freund, und sie sollen auch nun die letzte Schilderey sehen, ich verspreche ihnen, daß ich hernach meinen Stab bey Seite legen will. Dieses Gemählde stelte Personen, von verschiedenem Range und von allerley Alter vor, die sich über die ganze Fläche ausgebreitet hatten. Bey dem ersten Anblick schien einige Unordnung zu herrschen, weil die Bilder so zahlreich waren, sie verschwand aber, wenn man es näher

betrachtete. An den Gesichtern dieser Menschen wurden alle Leidenschaften sichtbar. Hier lachte die Freude mit einer ungemein holdseligen Geberde, dort heulte die Traurigkeit mit den kläglichsten Bewegungen, welche nur immer die Schwermuth in ihren Gesichtszügen hervorbringen konte. In einer kleinen Entfernung fochte die Tapferkeit mit muthigen Wendungen, und vor ihr flohe die Furcht mit ängstlichem Zurücksehen nach ihrem streitenden Verfolger. Die Barmherzigkeit, die Liebe, das Mitleiden hatten ihren angewiesenen Ort. Haß, Neid und Feindschaft schlichen aus einem verborgenen Winkel hervor. Die Verzweiflung wetzte den mörderischen Dolch, ihre Brust zu durchstossen. Viele Arbeiten und Beschäftigungen machten einen andern Theil dieses Gemähldes aus, doch erschienen auch andere, die ganz müßig zu seyn schienen. Nach dem Aufheben des Stabes sahe ich eine große Stadt, die mit prächtigen Thürmen und zierlichen Häusern ausgeschmücket war. Die mehresten waren nach einem guten Geschmack aufgeführt. Einige waren nur niedrige Hütten, die schlecht gebaut waren. Rund herum waren hohe Berge die die Aussicht verschlossen. Nur auf einer Seite lag eine angenehme Wiese, welche sich ziemlich weit erstreckte, auf welcher Heu gemacht wurde. Der ganze Anblick veränderte sich nach der Bewegung des Stabes. Ich erblickte ein weites Feld, dessen Ende ich nicht absehen konte. Todtengebeine waren allenthalben zerstreut, und man sahe auch einige eröfnete Gräber. Der Fürstenhut, die Perle, der Ritterstab

terstab, Juwelen, Geld, zerrissene Kleider und dergleichen, lagen alle durcheinander. Am Ende zeigte sich ein überhangender Fels, der eine Höhle machte in welcher ein alter Greiß saß, der aufmerksam gen Himmel sahe. Eine Hand lag auf einem Buch das er vor sich hatte, mit der andern zeigte er auf eine helle Wolke. Sehen sie, sagte mein Freund, dis ist das Ende der Menschen. Ich erschrecke nicht wenn ich mich von dem frölichen Aufzug der Eitelkeit entferne und in das Land der Todten begebe. Hier lehrt mich die einsame Stille ehrerbietig nachdenken. Unter diesem traurigen Ueberrest menschlicher Gebeine, samlet meine Seele die Nahrung ihrer ewigen Freude. Denken sie nicht, daß ich so grausam bin und an dem Tode der Menschen einen Wohlgefallen habe. Ich wünschte vielmehr, und wer wird das nicht wünschen, daß dieser Zerstörer der Menschen niemals einen Eingang in unsere Welt gefunden hätte. Aber da dieser Feind einmal da ist, müssen wir nicht darauf denken, ihm seine Lorbern zu rauben, und das gefürchtete Schwerdt aus seinen Händen zu winden? Oder sollen wir mitten unter den ängstlichsten Bewegungen der Furcht und des Schreckens, unsern Hals zum Schlachten darbieten, ohne die Waffen, die uns eine göttliche Hülfe zu unserer Errettung anbietet, zu gebrauchen? Es ist wahr wir sind sterblich, und unser Tod ist eben so gewiß als der Tod unserer Voreltern, welche schon die Verwesung gesehen haben. Aber wir haben auch einen unsterblichen Theil, über welchen sich der

Tod

Tod keine Macht anmassen soll, wenn wir durch den Tod eines volkommenen Erlösers gerecht werden. Ich kann = = Mein Freund wurde abgerufen mit jemand zu sprechen. Er kam bald wieder und wir sprachen noch eine gute Weile davon, so daß es Mittag wurde, ehe wir es dachten. Ich brachte die übrigen Tage mit einem gleichen Vergnügen, in dem lehrreichen und ergötzenden Umgange meines wehrten Freundes zu, bis endlich der Tag kam, da ich mich zu meiner Abreise fertig machen muste. Das freundliche Ansuchen meines Freundes konte mich dismal keine Stunde länger aufhalten. Er führte mich aber doch vorher in seine Kräuterkammer und zeigte mir den ansehnlichen Vorrath von getrockneten und aufgelegten Pflanzen. Er erzehlte mir auch, wie weit er es durch die Chymie gebracht, und was für Pulver er erfunden hätte, für deren Gebrauch er stehen könte. Ich lobte zwar den Fleiß meines Freundes, bezeigte aber kein sonderliches Verlangen nach seinem Pulver. Ich tadle sie nicht, sagte mein Freund, denn es würde thöricht seyn, einen gesunden Magen mit Arzeneyen zu beschweren, und vielleicht eben dadurch die erste Saat der Krankheit ins Geblüt zu bringen. Aber es ist auch unrecht, alle Arzeney, sie mag gut oder schlecht seyn, aus einem blossen Eigensinn zu verwerfen. Gott hat den Gewächsen diese heilende Kraft nicht vergebens gegeben, und wir beleidigen ihn, wenn wir sie verachten. Doch ich weiß, sie sind von einer bessern Gesinnung, zumal da sie von mir wissen, daß ich kein Arzt bin, sondern

nur

nur zu meinem Vergnügen arbeite. Mein Freund umarmte mich zärtlich, und als ich mich von seiner wehrten Familie beurlaubet, stieg ich auf meinen Wagen und fuhr recht vergnügt nach Hause.

Wir haben uns im vorhergehenden Stück anheischig gemacht, die Gedanken eines Tugendfreundes beym Anblick menschlicher Schwachheiten, bekant zu machen, und dadurch den Brief zu beantworten, in welchem unser Ausspruch in dieser Sache verlangt wurde.

Der enge Raum nöthigte uns, das Schreiben der Christiana nur in einem Auszuge hinzusetzen. Jedoch wird es hinlänglich gewesen seyn, unserer Correspondentin zu zeigen, daß wir ihre eigentliche Anfrage verstanden haben. Sie schildert den Herrn Damon. In ihrer weitläuftigern Beschreibung läßt sie ihn als einen volkommen tugendhaften Menschen auftreten, nur den Fehler ausgenommen, welchen sie, überhaupt im Hochmuth, besonders aber in der Verachtung alles Fremden, in der Erhebung seiner eigenen Person, in seinem majestätischen Gange, in dem Gepränge seiner Worte, und in der scharfen Beurtheilung findet, mit welcher er die geringsten Fehler des Nächsten zu den größesten Lastern macht.

Schwachheit und Schwäche sind zwey verschiedene Dinge. Wenn wir sagen: der Mensch verräth seine Schwäche, so meinen wir seinen Zustand. Wenn wir aber sagen: er begeht die Schwachheit,

heit, so meinen wir eine Handlung, wobey es am Vermögen zum Guten fehlet. Entweder es fehlt an diesem Vermögen beständig, oder nur manches mal. Nehmen wir den ersten Fall: so wird sich zeigen, daß dieses noch eine lasterhafte Gemüthsbeschaffenheit ist. Lust und Kraft zum Guten muß uns durch hinlängliche Mittel eben so zur neuen Natur werden, als Unlust und Unvermögen die alte war. Und da diese Mittel, wenigstens von Gottes Seite, beständig an uns gebraucht werden; mithin auch der neue Gemüthszustand in allen Personen und zu aller Zeit zu Stande gebracht werden könte: so muß der Mangel desselben durch Widersetzungen der Seele verschuldet seyn. Folglich sagt man zu wenig, wenn man diesen Zustand, Schwäche, und die Handlungen, in welchen sich derselbe zeiget, Schwachheiten nennet. Und es ist kein Eigensinn keine stürmerische Tadelsucht der Gottesgelehrten, wenn sie von sündlicher Gemüthsfassung, geistlichem Tode, verdamlichen Verderben, und von Boßheitssünden reden, die sich mit keiner Schwäche entschuldigen lassen.

Hierbey ist der Einwurf gar nicht möglich: daß das Herz in andrer Absicht gebessert, ganz tugendhaft seyn könne, nur in einem Stück bliebe eine Neigung zum Bösen übrig, welche durch die Größe der andern Volkommenheiten reichlich ersetzt werde. Wer nur einigermassen die große Verbindung dessen, was recht ist, kennet, der wird den Gedanken sogleich zu widerlegen wissen, und wer diese

Ver-

Verbindung nicht kennet, der wird auch die weitläuftigste Widerlegung nicht fassen, wenigstens nicht achten.

Nehmen wir aber den andern Fall; daß die Kräfte, Fertigkeiten ꝛc. welche zu rechtmäßigen Handlungen nöthig sind, zuweilen in der Seele fehlen sollen: so kann dieses gar nicht auf einzelne Tugenden und Ausübungen derselben gehen, daß man zum Exempel zu allem Guten tüchtig und willig wäre, nur nicht zur Verläugnung der Wollust. Denn solche Sätze sind offenbare Widersprüche gegen die Grundlehre des Gesetzes: **Wer an einem Gebote sündiget, der ist es ganz schuldig.**

Es bleibet also nichts übrig, als daß derjenige, der sonst gebessert ist, zu manchen Zeiten nicht Kraft, Fertigkeit, Lust ꝛc. genug hat, seine Pflicht zu erfüllen. Indem wir von **menschlichen Schwachheiten** reden, zeigen wir schon an, daß wir Handlungen verstehen, in welchen sich nicht der **Christ**, sondern der **Mensch** in seiner **Schwachheit** zeiget.

Unsre Correspondentin berechtigt uns, den Fall, den sie uns vorlegt, vor dem Richterstuhl des Christenthums zu entscheiden, indem sie sagt: **Es ist ihnen mit der Tugend ein Ernst.**

Bey einem ungebesserten Gemüth ist **Tugend und menschliche Schwachheit** ein Begrif. Bey einem Christen aber finden sich eigentlich nur die **Schwachheiten.** Boßheit darf sich niemals bey ihm finden, sonst ist er kein Christ mehr, oder er muß es durch Widerholung aller Anfangsübungen wieder

zu

zu werden suchen. Folglich setze ich bey allen, deren Fehler ich Schwachheiten nenne, eine gründlich gebesserte Seele voraus, die alles Böse hat hassen lernen, die sowol von der Verschuldung als Beherrschung desselben frey geworden ist, und die durch höhere Beschäftigungen des ganzen Gemüths tüchtig geworden ist, nur für Gott zu leben.

Sein ganzes Verhältniß gegen Gott schließt alsdenn schon die innere Möglichkeit aller seiner Handlungen in sich und bestimt dieselben auf alle Fälle. Komt nun die Gelegenheit, ein äusserer Umstand, worüber der Christ seinen innern Trieb nicht fühlet, oder unachtsam ist, ihn stärker zu fühlen, als äussere Reitzungen; überhaupt, wenn seine Gemüthsbeschaffenheit auf seine Handlungen keinen so starken Einfluß haben kann als äussere Umstände: so kann er Dinge begehn, wie sie dem sinnlichen, an die Welt gebundenen Menschen natürlich sind. Niemals aber muß eine, dem Gesetz Gottes widersprechende Gemüthsbeschaffenheit ein wesentlich Stück des Characters eines Christen werden.

Der Tugendfreund.

Das 25. Stück.

Erwünschte Theilung zarter Herzen!
Treu, zum Gefühl, entlehnter Schmerzen,
Die sonst den Freund allein gedrückt;
Großmüthig, seine Last zu tragen,
Stum zu Vermehrung seiner Klagen,
Nur von der Liebe ausgeschmückt.
Welch reitzend Bild!

Da ich mich jetzt zu der Beschreibung der angenehmsten Sache anschicke, so muß ich auch zugleich ein Mistrauen in mich selbst setzen, indem gewiß unter meinen Lesern sich einige finden werden, welche davon voll genug sind, in meiner Schilderung noch viel ausgelaßene oder unrecht angebrachte Züge zu finden.

Die Freundschaft gehört mit zu denen Dingen, welche sich beßer empfinden als beschreiben lassen. Jedoch sie gehört auch mit zu denen Dingen, von welchen man die Gedanken und Urtheile der Ken-

ner mit Vergnügen lieset. Denn derjenige, der mehr davon aus Erfahrung weiß, als ihm vorgelegt wird, kann sich Glück wünschen: und wer noch nicht genug davon weiß, dessen Geschmack kann vielleicht verbessert werden, künftig seine Freude auch in ihrer rechten Quelle zu suchen. Wenigstens ist die Freundschaft es wohl werth, daß man sie andern anpreiset. Sie ist es werth, daß sie recht bekant, von aller Verstellung und von aller Niederträchtigkeit sorgfältig unterschieden, und von vielen, die bisher niemand geliebt und niemand gehaßt haben, aufrichtig gesucht wird.

Schon viele, die in der Kentniß des Herzen es sehr weit gebracht, haben uns die ausgesuchtesten Beschreibungen von diesem Glück geliefert, welches sich die Menschen unter einander selbst machen können. Aber diese Meisterstücke von schönen Abhandlungen haben auch mehrentheils das Schicksal gehabt, unter die Romane gezehlt zu werden. Ich kann dieses aus keinem andern Grunde erklären, als daraus, weil doch wol ein jeder Mensch einen Freund hat, die allerwenigsten aber sich bey ihrer Freundschaft einer so zärtlichen Zuneigung des Herzens bewust sind, als die Schriften, welche sie davon gelesen, erfodert haben.

Ich darf solchen Personen die Freundschaft nicht gleich absprechen. Ich darf nur die mehresten Verbindungen unter den Menschen betrachten: so werden viele, wenn sie aufrichtig seyn wollen, dieselbe sich selbst absprechen.

Mein

Mein Freund, Philosorus, den ich schon meinen Lesern bekant gemacht habe, fragte einmal den jungen Volatilio, ob er wol einen Freund hätte? Dieser war gleich sehr fertig und nennete ihm zehen her. Hierauf solte er diese zehen nach ihren Gemüthsumständen schildern.

Volatilio antwortete = Mein Herr, sie solten sie einmal beysammen sehen, es ist eine rechte Comödie, es sind allerliebste Leute, man möchte sich krank lachen, wenn sie nur den Mund aufthun. Mimius kann allen Menschen nachmachen, und er weiß die Personen, die er vorstellen will, so artig auszusuchen, und auf einander folgen zu lassen, daß man seine Einfälle niemals müde wird. Weil er gar nicht lacht, wenn andere auch halb außer sich sind, so kann er seine Rolle immer fort spielen, und es müste ein mürrischer Kopf seyn, der ihm nicht gut seyn solte, so bald er ihn sähe. Lepidus könte die schwerste Hypochondrie vertreiben, wenn er den, der damit behaftet ist, nur zwey Tage bey sich haben solte. Alle Worte, die ein andrer spricht, sind bey ihm zweydeutig, und ehe man sichs versiehet, drehet er die Rede des andern so, daß man selbst nicht weiß, was man geredet hat. Hören sie einmal den Einfall = Erzehlen sie nur weiter, sagte Philosorus, ich kann mir aus dieser Beschreibung seine Einfälle schon vorstellen. Sehen sie, antwortete Volatilio, da geht der dritte hin, ich will ihn herrufen, doch wenn er sie sieht, wird er wol nicht kommen. Dieser nennt sich Mythophilus.

Sobald die andern still sind, fängt er an zu erzehlen: Es war einmal ein Mann, und denn lügt er Dinge zusammen, die nicht zu übersehen sind. Ich kenne ihn nun schon zwey Jahr, aber er ist unerschöpflich. Es ist kein ärgerer Spaß, als wenn er mit andern zusammen komt, die etwas einfältig sind, denen macht er alles weiß, was er nur will, bis sie am Ende Unrath merken. Oft macht er seine Erdichtungen auch so wahrscheinlich, daß kein Mensch daran zweifeln solte. Rupertus hat viele Reisen gethan, und sich brav in der Welt herumgetummelt, er hat Gutes und Böses erfahren, das alles weiß er artig wieder vorzubringen, und es läßt sich ihm sehr angenehm zuhören. Denn habe ich noch gestern auf dem Caffehause zwey kennen gelernt, deren Namen ich noch nicht weiß, der eine weiß alles was man spricht gleich wieder anzubringen, wenn man sichs am wenigsten vermuthet, und der andere schraubt jedermann, ohne daß man es ihm übel nehmen kann. Skirtius macht lauter krumme Sprünge, und so seltsame Geberden und Leibesstellungen, daß man sich für Lachen nicht retten kann, wenn man ihm zusieht. Und die übrigen sind auch lauter muntre Köpfe, wovon keiner dem andern etwas schuldig bleibt.

Philosorus sahe den Volatilio bey dieser Beschreibung mitleidig an, und sagte: nun möchte ich auch wol gern eine Beschreibung ihrer Freundschaft hören, da sie mir die Personen bekant gemacht haben, mit welchen sie umgehen. Volatilio wuste

wuste erst nicht, was er antworten solte. Endlich sagte er: wir sind so genau verbunden, daß wir nicht ohne einander leben können: wenn der Abend herankomt, so ist es mir nicht möglich, alleine zu bleiben, entweder ich muß sie bey mir haben, oder ich gehe zu ihnen. Wir vertreiben uns die Zeit auf die angenehmste Weise, und ein jeder weiß sich bey dem andern nothwendig zu machen.

Diese Antwort war nicht hinlänglich. Philosorus konte hier noch keine Freundschaft finden. Er belehrte also den jungen Menschen: daß man sich sehr betriege, wenn man diejenigen Verbindungen mit diesem Namen benennen wolte, worin mehrere Personen treten oder stehen, um eine kindische, pöbelhafte, leichtsinnige oder wollüste Gemüthsneigung zu befriedigen. Er erwieß ihm, daß er nach seinem Begrif von der Freundschaft, dieselbe auch in den ungesitteten Zusammenkünften des Pöbels finden müste. „Denn, sagt er, wenn ich ihre Freundschaft recht betrachte, so besteht sie in einem gewissen gemeinschaftlichen Triebe, einander mit allen möglichen Arten von Poßen die Zeit zu vertreiben. Jene kommen auch nicht zusammen aus Neigung zu einander, die aus der Empfindung wahrer Vollkommenheiten ihrer Bekanten entstanden wäre: ihr einziger Trieb ist nur bloß dieser, einen Abend lustig zu seyn. Und nehmen sie nur von diesen Leuten dasjenige weg, was sie am Geschmack und guter Erziehung vor ihnen voraus haben; so wird sich zeigen, wie wenig ihre Freundschaft edler sey, als

die Vereinigung niederträchtiger Gemüther, denen sie selbst keine Fähigkeit zur Freundschaft zutrauen werden. Die Menschen glauben daß sie ihren Nebenmenschen gewogen sind, und zu ihnen eine Zuneigung haben: in der That aber haben sie nur eine Liebe zu ihren Leidenschaften, welche sie nicht beßer, als in der Gegenwart der Personen befriedigen können, welche, um bey diesem Dienst schadloß gehalten zu werden, Freunde heißen. Der Stolz will und muß Gelegenheit haben, sich zu zeigen. Er findet also bey der Gegenwart vieler Personen, die sich bücken, und in genauer Beobachtung der Etiquette, ihn befriedigen, seine Rechnung. Es ist ihm was leichtes, sie zur Belohnung Freunde zu nennen. Mancher Mensch kennet kein größer Unglück als die Einsamkeit. Solte ihm die Zeit nicht unerträglich lang werden, so müste er arbeiten; er kann aber weder arbeiten noch denken, sein Stand und sein Geld überheben ihn der Mühe, was zu lernen. Er sucht also Gesellschaft, und die Eitelkeit nent sie Freunde. Daher kommt es, daß ein einziges verlornes, oder gewonnenes Spiel die Gesinnung gegen einander ganz erstaunend verändern kann. Daher kommt es, daß man, um seine thörigte Lust zu befriedigen, den andern in unerlaubtem Scherz aufs äußerste mißhandeln, und gleichwol von ihm fodern kann, er soll dabey gleichgültig seyn, er soll mitlachen, er soll den Scherz wiedergeben, den er hat anhören müssen. O wie bedaure ich sie, mein lieber Volatilio, daß sie keinen Freund

haben,

haben, und nicht einmal wissen, was ein Freund ist! Doch es ist nach ihrer Beschaffenheit beydes nicht möglich.„

Ich finde in diesen Gedanken des Philosorus, so viel Gegründetes und Vernünftiges, daß ich ihm vollkommen beypflichten muß: aber ich entdecke auch hieraus im Gegensatz das Bild der wahren Freundschaft.

Freunde müssen an einander wahre Vollkommenheiten gewahr werden. Wenn ich mir nur einbilde, hie oder da etwas vollkommenes zu sehen, so bleibt mein Gemüth dagegen noch immer gleichgültig. Dieser Satz ist leicht zu erweisen. Wer sich etwas einbilden kann, das nicht wirklich ist, der weiß das Wahre vom Falschen noch nicht zu unterscheiden, er kennet das Wahre noch nicht. Indessen erregt die Einbildung bey ihm nach seinem scheinbaren Gut ein Verlangen. Doch sie kann dieses Verlangen nicht stärker machen, als nach der Gewalt, die sie über die Seele hat, möglich ist. Sie selbst ist nur etwas sinnliches. Sie erregt also auch nur eine Begierde der Sinnlichkeit. Hiebey bleibt der Verstand und die vernünftigen Begierden müßig, und wird gar nicht angegriffen: folglich ist so zu reden nur die halbe Seele in Bewegung. Kommt dasjenige was man begehrt, so entsteht daraus eine Freude, aber nur wieder eine bloß sinnliche. Endlich kann doch der Besitz des Guten nicht beständig seyn, weil es nur etwas zeitlich abwechselndes ist. Hernach fehlt also die Erin-

nerung, die Ueberlegung dessen, was man genossen hat, und also auch die Dauer der Freunde. Daher komt es, daß die Freude solcher Freunde, die sich an einander nur Vollkommenheiten einbilden, immer wild, unbändig und thörigt ist. Ja zum offenbaren Beweis, daß sie gleichgültig gegen einander sind, wird ihnen die Zeit zusammen so lang, daß sie sich aus Noth, um doch etwas zu thun zu haben an den Spieltisch setzen, oder andere sogenante Mitteldinge vornehmen müßen.

Die Vorzüge, welche man an einander erblickt, müßen die Gemüther mit der zartesten Zuneigung zu einander erfüllen. Man siehet leicht, daß hierzu eine Gemüthsbeschaffenheit gehört, nach welcher man alles was gut ist, zu schätzen weiß. Ist aber diese auch einmal da, so darf man die Liebe nicht mehr als ein Gesetz betrachten. Sie fält von selbst auf den, dessen Eigenschaften sie verdienen. Denn wie ist es möglich, daß ich etwas in Warheit schönes erkennen, und wenn ich seinen Werth einsehe, mich nicht daran belustigen solte? Diese Lust ist rein, sie macht der Seele keinen Vorwurf einer Uebereilung, oder eines allzufrüh gefaßten Urtheils von dem, dessen tägliches Betragen mir meinen Beyfall immer abfodert. Ich selbst könte nicht beßer seyn, als dasjenige ist, was ich an ihm Gutes finde. Und da es bey mir fehlet, so setze ich ihn an meine Stelle, und belustige mich an seinen Vorzügen als wenn sie die meinigen wären. Hiebey bin ich dem

andern

andern immer verbunden, daß er mich das Vergnügen in sich finden läßt, was mir in mir selbst fehlet; er findet wieder dergleichen in mir, unsere Freude ist immer fremde, und doch immer unsere eigene. Dis ist die angenehme Verschenkung des Herzens und der Neigungen. Und ich würde mich sehr wundern, warum diejenigen, die ihr höchstes Gut noch nicht in Gott gefunden haben, oder finden können, es nicht hierin suchen, wenn ich nicht wüste, daß diese reine Zuneigung der Seelen nur für gebeßerte Gemüther möglich, andern aber noch ein dunkler Begrif ist.

Ist aber mein Herz an meinen Freund verschenkt, so werde ich ihm auch das übrige nicht vorenthalten, und nichts weiter ausnehmen, als was nach der Natur der Tugend mein bleiben muß. Wer dieses nicht weiß, der kan auch in vielen Fällen der Freundschaft und der Liebe keine Grenzen setzen. Ich bin ietzt auf eine Sache gekommen, wovon ich nicht gerne reden möchte. Doch sind einige Anmerkungen davon nöthig. Einige Schriftsteller haben sich in alten und neuen Zeiten vergeblich bemühet, in allerhand scherzhaften Vorstellungen die Eltern zu überreden, daß sie ihren erwachsenen Kindern beyderley Geschlechts, einen genauern Umgang und Freundschaft verstatten möchten. Wie erwünscht wäre diese Einrichtung, wenn nur nicht einmal eine Stunde gewesen wäre, in welcher unsere Unschuld verloren gegangen! Wie gefährlich aber ist sie jetzt? wie viel Fürsichtigkeit

ist jetzt nöthig, wenn die Liebe nicht würklich dasjenige werden soll, was sie nach dem Geschmack des Anacreons schon längst gewesen ist! Die Tugend erfodert, daß die besten und stärksten Begierden der Seele, für Gott rein bleiben nnd in ihm gestilt werden sollen. Das Gemüth des Menschen ist so geartet, daß heute diese, morgen jene Begierde die stärkste seyn kann. Also muß nach den Gesetzen der Tugend niemals eine Neigung meine Seele ganz erfüllen, oder wenigstens dieser Zustand nicht dauren, es sey denn, daß sie in Gott erfült wird. Alles übrige gehört meinen Freund sowol wie mir. Alsdenn liebe ich Gott meinen Herrn über alles, von ganzem Herzen, und meinen Nächsten wie mich selbst.

Dieser Zustand der Personen die sich lieben, wird sich in allem demjenigen äußern, was man Freundschaftspflichten nent. Diese Pflichten sind, von großem Umfange, weil nach der Unvollkommenheit der Menschen unzehlige Fälle sich ereignen wo die Freundschaft leicht verletzt werden kann. Hauptsächlich gehört die Beförderung der gemeinschaftlichen Ruhe derer die sich lieben, hieher. Je seltner diese zarte Verbindung unter den Menschen ist, desto mehr ist sie den Anfällen der Verläumdung ausgesetzt. Ich habe es oft erlebt, daß sich zwey Personen recht aufrichtig geliebt haben. Ein dritter, der sich zu dieser Vereinigung gar nicht schickte, und doch darin aufgenommen werden wolte, gönnete ihnen ihre Glückseligkeit nicht, sondern

suchte

suchte sie zu trennen. Mann kann unmöglich auf alles kommen, wozu die Boßheit in diesen Umständen fähig ist, und es wäre mir selbst unglaublich wenn ich nicht dergleichen genug erfahren hätte. Sie erdenkt Begebenheiten, die so wahrscheinlich gemacht, und so listig eingewickelt werden, daß einer von den Freunden nicht nur auf den andern einen Verdacht werfen, sondern ihn auch gar auf die Probe stellen muß. Das allerbetrübteste hiebey ist dieses, daß derjenige, welcher beleidigt zu seyn glaubt, sich gegen den andern gar nichts merken läßt, seinen nagenden Kummer in der Stille mit sich herum trägt, und sich gegen seinen besten Freund verstelt. Tausendmal denkt man in diesen Umständen: mein Freund ist unschuldig; seine ungekünstelte Freymüthigkeit, mit welcher er den vorigen Umgang fortgesetzet, rechtfertiget ihn alle Augenblick; man will ihm oft alles entdecken, und es ihm dringend abbitten, daß man so mißtrauisch gegen ihn gewesen ist. Diese Verwirrung aber weiß sich der Verläumder so vortreflich zu Nutze zu machen, daß er die besten Handlungen des Unschuldigen als Verstellungen erklären kann. Er schlägt hierauf die Probe, welche man anstellen soll, selbst vor, und weiß es alles so zu spielen, daß sie ausfallen muß wie er will. Hernach ist der Verklagte doch unschuldig. Und was setzt das für Zerrüttungen! Eben so geht es oft den besten Eltern, deren Kinder niemals mit Wissen und Willen ihnen Herzeleid gemacht haben. Eine unnatürliche Verläum-

läumdung setzet sie in die äußerste Unruhe und verursachet ihnen und ihren Kindern unsägliche Schmerzen.

Will man hiervon befreit seyn, so ist folgende Regel zu beobachten. Wen ich recht lieben will, den muß ich vorher kennen. Ich muß dabey mein Gemüth untersuchen, ob ich auch nichts anders von ihm begehre und erwarte, als was recht ist. Kenne ich ihn einmal, habe ich ihn treu befunden, und kann ich meiner Empfindung und Aufführung gegen ihn trauen: so bin ich es ihm schuldig, keiner Anklage zu trauen, keinen Verdacht in ihn zu setzen, sondern ihm alles was ich höre, offenherzig und dringend zu entdecken; alsdenn wird er sich nicht verstellen können, sondern ich werde hinter die Wahrheit kommen.

Die andern Pflichten laßen sich beßer ausüben als beschreiben. Selten wird die Freude über unser eigen Glück stärker, als sie werden kann, über das Glück eines andern, mit dem wir verbunden sind. Und das Mitleiden kann eben so hinreichend seyn, die Empfindlichkeit der Seele zu erweisen, als die Betrübniß über unsre eigne Noth. Und wie schön erleichtert uns dieses das Leben!

Wenn es heißt, wie Alceſt in der Fabel vom Damon sagt:

Er ist es werth = =
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile
Und meinen Kummer mit ihm theile.

So

So heißt es auch, wie gleich darauf folget:

In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht.

Mancher von meinen Lesern, wird hierbey denken: Wo ist ein Freund, oder eine Freundin, welchen man sich so anvertrauen könte, und in deren Umgange man so viel Vergnügen finden könte! Aber wer nur recht zur Freundschaft fähig ist der findet gewiß unter den Menschen, solchen Freund, und solche Freundin. Wenigstens ist meine Freundin, die gern alle Menschen zum Freunde haben möchte, so beschaffen: Die Tugend ist eine solche.

Das Gastgebot der Laster.

Eine Fabel.

Die Tugend wohnt in Lustgefilden,
Wo jeder Tag, den Morgen gülden,
Den Abend blau, wie Saphir, macht.
Doch sie hat nie mit ihrem Schmuck geprahlt.
Sie hält sich schon für ihrem Fleiß
Und ohne daß die Welt es weiß,
Auch ohn des Schmeichlers Lob bezahlt.
Das Laster ahmet ihr zwar nach
Doch diese Kühnheit ist zu schwach
Und böse Lust muß bald vergehen

Die

Die Tugend hat stets ruhig zugesehen
Und macht jetzt kund, was jüngst geschehen.
Der Laster stolze Königin,
(Sie ist es wenigstens in ihrem eignen Sinn)
Die Eigenliebe, kauft ein neues Haus;
Und ladet, da sie es beziehet,
Und sich nun im Besitz von ihrem Glücke siehet,
Den ganzen Lasterschwarm zum Abendschmaus.
Wer wird doch wol die Gäste bitten?
Der Haufen ist gar sehr zerstreut,
Doch seht, da steht sie in der Mitten,
Die thörigte Gesprächigkeit;
Hört! ruft sie aus, ich wils euch im Vertrauen
sagen,
Die Eigenliebe schickt euch keinen Wagen,
Ihr findet euch zu Fuße ein.
Hat je die Welt was prächtiges gesehen,
So werdet ihr es heute erst gestehen,
Dis Gastmal wird das schönste seyn.
Doch daß die Tugend nichts erfahre!
Und nicht nach ihrer alten Art,
So filzig sie sonst immer spart,
Doch heut einmal nichts spare!
Der Laster Königin will heut allein
In ihren Pracht bewundert seyn.
Darum verschweigt es ja, und plaudert ja nichts aus,
Ich ginge sonst von Haus zu Haus;
Doch weil ich euch hier auf dem Markte finde,
So offenbar ichs euch geschwinde.
Der Hochmuth schrie: was? welche Königin?

Wißt

Wißt ihr nicht, daß ich König bin?
Und die Verschwendung sprach: das Gastmal einzunehmen,
Dazu kann ich mich nicht bequemen,
Ich müste mich zu Tode schämen,
Ich bins so kümmerlich zu Hause nicht gewohnt,
Und komme ich, so wird mir kaum der Gang belohnt.
Ich fahre zwar in meiner Statscaroße,
Und ich besorge nur, der Hofraum wird zu klein
Der Pferdestall zu enge seyn,
Mich ziehn acht aufgeputzte Roße.
Ich lache nur zu eurer Königin
Was gilts ob ichs nicht selber bin?
Der Geitz bedankte sich.
Jedoch ich sah hernach, wie er zum Hause schlich,
Worin man sich zum Gastmal schon geschicket.
Kaum hatte er die Pracht erblicket,
So zeigte er erfreut den halb bedeckten Zahn,
Und redete die Eigenliebe niederträchtig an.
Er bat, sie möchte ihm nur dieses schenken,
Was ihm bestimt von diesem Schmauß;
Doch bat er sichs an barem Gelde aus:
Und er versprach an keinen Schmaus zu denken.
Die Wollust sprach, ich komme nicht zu Fuß,
Ein Schmaus, wohin man gehen muß
Ist nicht für mich, ich bin zu zart erzogen.
Und die Verläumdung rief; ihr alle seyd betrogen,
Traut nur den Worten der Gesprächigkeit,
Und findet euch nur ein,

Das

Das Gastmahl wird das rechte seyn.
Ich will euch nur die Köche nennen,
Denn werdet ihr das andre rathen können:
Der Eigennutz und die Nachläßigkeit = =
Der Jachzorn hörte dis, er ließ sich keine Zeit,
Er lief und schlug auf die Gesprächigkeit.
Indeßen kam der Lerm auch vor der Faulheit Fenster
Und weckte sie vom Schlaf, sie schrie: o weh! Gespenster!
Doch als sie sich besann, that sie ihr Fenster auf,
Und sahe jedermann in vollem Lauf.
Man sagte ihr die ganze Sache,
Und welch Geräusch der Jachzorn mache,
Sie gähnete und rief: o gehet nur nach Haus!
Es ist noch früh genug, schlaft aus,
Und denkt an keinen Lasterschmaus,
Es wird ja doch nichts draus.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417/phys_0412
DFG

Der Tugendfreund.

Das 26. Stück.

Das Auge wird vom Glanz geblendet,
Der aus so vielen Welten blitzt:
Was hilfts, wenn sich das Herz dem Schöpfer nicht verpfändet,
Der nur dem Geist bekant, weit über Sternen sitzt!

Als ich vor acht Jahren einmal auf dem Blocksberge war, sahe ich mancherley, welches mir damals ungemein gefiel, und welches mich hernach zu vielem Nachdenken gebracht hat.

In den Jahren, wo uns die Neubegierde treibt, einen sehr hohen Berg zu besteigen; Auf demselben eine andere Erde, entweder lauter mit Mooß bewachsene große Steine, oder einen ganz torfartigen Boden gewahr zu werden; In eine ganz andere Luft zu kommen, in den Wolken zu stehen, die sich an dem Kleide zerdrücken, und wie der Dunst am Deckel eines Theekessels zu lauter Tropfen werden; Andere

Wolken unter sich wegziehen zu sehen, die sich eine Weile in der Luft ganz stille halten, hernach mit einmal einen Weg nehmen, den sie vorher vorbey zu laßen schienen; Diese Wolken beständig im Gesicht zu behalten, wenn sie auch schon weit über den Gesichtskreis hinausgezogen sind, den wir auf der flachen Erde übersehen können; In einem schwarzen Wetter, von oben gleichsam die cylindrische Oefnung gewahr zu werden, woraus der Blitz durch alle übereinanderliegende Schichten von Dünsten herausfährt, und nachdem diese Oefnung lang oder kurz ist, einen stärkern oder schwächern Knall hören läßt; Entlegene Oerter in einem Umkreis von vierzig Meilen übersehen zu können, wovon einige am frühen Morgen mit dicken undurchsichtigem Nebel bedeckt sind, andre von der Sonne recht schimmernd erleuchtet werden; Dieser Sonne mit muntern Blicken viel eher zu begegnen, als man sie sonst in seiner Wohnung sehen kann, sie auf ihrer Reise gleichsam unterwegens und noch in den Herbergen anzutreffen; Von der Gegend an, wo ihr Stral noch nicht gesehen wird, bis in die Nähe wo ihr Licht den Augen keinen fernern Blick erlaubt, die unnachahmliche Schönheit der Farben zu sehen, womit das ganze Gewand des Himmels besäumt ist; Es so zu reden vor Augen zu sehen, was sonst die Einbildungskraft vom Parnaß sehen will, wie die immer steigende Sonne die Nacht immer weiter vor sich hintreibt, und was die Flügel der Morgenröthe sind; Was vorher in Nebel und Schatten bedeckt und ganz unsichtbar war,

dieses

dieses alles auf einmal erleuchtet, in vollkommener Pracht zu erblicken, und in den Gegenden, welchen man, weil nichts darin war, den Rücken zugekehret, nun beym Umkehren alles anzusehen, als wenn es aus nichts geworden wäre; Ueber Städten und Landschaften zu stehen, die nicht wissen, daß ein menschliches Auge sie von oben übersieht.

Dieses alles, und noch vielmehr dergleichen schöne Aufzüge ergötzten mich ungemein, und setzten meine ganze Seele in Bewunderung. Ich beneidete diejenigen Arbeiter, welche auf dem Berge sich mit Zubereitung des Torfs beschäftigen, und in den häuffig dazu erbauten Scheunen, auch einigen Wirthshäusern, diese Annehmlichkeiten beständig geniessen können. Meine Wohnung und die Gegend worin ich war, schien mir eine viel zu kurze Aussicht zu haben. Ich glaubte, es wäre nicht möglich, eines so reitzenden Anblicks müde zu werden. Allein nach und nach merkte ich eine immer zunehmende Gleichgültigkeit, gegen alles was ich vorher nicht genug betrachten können. Die Elbe, welche in einer weiten Entfernung bey Magdeburg blitzte, war nach einiger Betrachtung nicht schöner, als die Teiche auf den Wiesen nahe bey meiner Wohnung, wenn die Sonne des Morgens darauf schien. Die Gegenden welche ich am Haarz herunter übersehen konte, hatten auch in kurzer Zeit nicht mehr viel neues für mich, eben so gieng es mir mit der Aussicht auf die andern Seiten, und als ich einen Tag und eine Nacht oben gewesen war, verlangte ich schon wieder nach meiner Wohnung.

Was ich von meinen damaligen Gedanken einer unweisen Jugend und flüchtigen Neubegierde zuschreiben muß, dieses findet sich nur mit ganz wenigem Unterschiede bey den mehresten Menschen durchs ganze Leben.

Warum gefiel mir der große Gesichtskreis auf dem Blocksberge besser, als die Aussicht der Stadt, in welcher ich unten am Berge wohnte?

Wenn ich nach meiner damaligen Empfindung urtheilen soll, so war es wol hauptsächlich deswegen, weil ich da so hoch gestiegen war. Das andre, was ich vorn gesagt habe, kam alles zu geschwinde zusammen, und hatte damals keinen so lebhaften Eindruck bey mir, als jetzt in der Erinnerung. Mein vornehmstes Vergnügen bestand darin, von der Höhe so alles zu übersehen. Allein was ist die Höhe? Wir könten eine jede Entfernung, die nur nicht in der Fläche fortgeht, so nennen. Und wenn dieses ist, so stehe ich an einem jeden Ort auf einer erstaunlichen Höhe, von welcher sich eine unendlich viel größere Gegend übersehen läßt, als wenn ich einen Theil unserer Erdkugel betrachtete. Wie weit ist es bis zu den Sternen! Und wie groß die Eröfnung einer halben Himmelskugel! So wenig wir es wissen, welcher Bewohner des Saturns oder eines andern Planeten die Erde jetzt betrachtet, und weil sie ihm eben so dicht ans Firmament gesetzt zu seyn scheinet, als andre Körper der südlichen Himmelsgegend, ihre Parallaxe mißt; So wenig ein Einwohner des Jupiters davon weiß, von welchem seiner Monden ein

andrer

andrer Einwohner diesen Planeten betrachtet: eben so wenig weiß der ganze gestirnte Himmel davon, wenn ich ihn anschaue. Die ganze Natur hat nichts prächtigers, welches Gott unserm Anblick hätte vorstellen können, als eben den Aufzug aller Welten in einer. Unser Erdboden ist uns zu groß, als daß wir ihn ganz kennen solten, und dort verschwinden uns weit größere Weltcörper, weil sie in ihrer unglaublichen Entfernung kaum leuchtende Punkte bleiben. Das Auge thut einen schwachen Blick in diese Ferne, wo Sonnen von Sonnen gedeckt werden, weil sie in einer Höhe über einander stehen, die noch niemand bestiegen. Und wenn wir unsre Bewunderung sättigen wollen, so fließen unzehlige Stralen aus den ganz unbekanten Grenzen der Sterne von allen Seiten herunter, verwirren unsern Blick und weisen ihn ab. So komt das Auge von seiner fernen Reise mit keiner andern Nachricht zurück, als mit dieser: Es ist für den größesten Verstand ein Ruhm, wenn ihm die Anzahl und Ordnung der Cörper am Himmel ein erstaunungswürdiges Geheimniß bleibet.

Es ließe sich viel zur Beschreibung dieses majestätischen Auftritts sagen: aber nachdem ich des Dokter Youngs Nachgedanken davon gelesen habe, so geht es mir in diesem Stück wie den Liebhabern der Musik, die in Gegenwart eines Virtuosen nicht spielen wollen.

Und ist denn dieser weite Schauplatz der Schöpfung wol von einem Menschen unbetrachtet geblie-

ben? Rufen unsre Augen und unser Herz nicht die Abendstunden sehnsuchtsvoll herbey, um das Vergnügen wieder zu empfinden, welches uns die monarchische Sonne den Tag über raubet? Sind die Betrachtungen der Menschen, welche dem Himmel ihre Abendstunden widmen, wol mehr mathematisch, als vor das Herz angenehm?

Das unbegreiflichste wird uns mit der Zeit bey oftmaliger Wiederholung ganz gleichgültig. Wir können uns gar nicht auf unsre Sinnen verlaßen. Sie werden angegriffen und heftig erregt, aber eben um deswillen ist ihre Empfindung von keiner Dauer. Die Seele, der denkende Geist, der Verstand, muß also dem, was uns angenehm seyn soll, allemal erst in einem gegründeten Urtheil seine Schönheit im Ganzen, und seine kleinern Schönheiten in jedem Theil zuerkennen; und so lange er dieses thut, so lange dauert auch das Vergnügen, welches wir empfinden.

Man zeiget mir in einer Versamlung den Cassius; an den Augen kann ich es ihm nicht ansehen, was er für Vorzüge hat. Obgleich seine Kleidung ausgesucht schön ist, und in seiner ganzen Aufführung sehr viel Artigkeit herrscht; so bleibt er mir unter den andern, die hierin ebenfals nichts vergessen, gleichgültig. Unser Gespräch muß sich sehr wunderlich lenken, oder Caßius muß mit gewissen andern Personen sehr bekant seyn, wenn er sich so heraus laßen soll, daß ich an ihm etwas gewahr werde, welches mir

mir sein Charackter vollkommen bezeichnet und mich für ihn einnimmt.

Wenn man mir aber vorher auch nur zu verstehen giebt, ich solle auf den Caßius und auf seine Aufführung ein wenig merken, weil er mir gefallen würde; so werde ich ihn beständig in den Augen haben, und durch diese Betrachtung alles an ihm entdecken, was mir einen vortheilhaften Begrif von ihm beybringen kann. Seine edle Seele wird mir in seinem ganzem Betragen kentlich werden, ich werde keine stärkern Beweise seiner Gelehrsamkeit fodern, als die reiffen Urtheile, die er in unsrer gemeinschaftlichen Unterredung, von allem was erzehlt und vorgebracht worden, fället. Wenn wir aus einander gehen, so wird mein Abschied von ihm, ohngeachtet die Höflichkeit mich zum erstenmal noch etwas zurück hält, ein Antrag meiner Freundschaft und Bitte um die seinige seyn. Hernach wird sich ein gewisses Verlangen bey mir finden ihn wieder zu sehen und zu sprechen. Ich werde an diesem Verlangen so viel reines und edles finden, daß ich es mit Vergnügen unterhalten werde. Und wenn Caßius, so oft ich ihn sehe, in mir eine neue Bewunderung seiner Vollkommenheiten hervor bringt; so wird er mir niemals alt und gleichgültig werden.

So sehr unterscheidet sich das Vergnügen der Sinne, von dem Vergnügen des Geistes. Jenes ist auf einmal im hohen Grad da: dieses steiget nach und nach mit der Einsicht. Jenes überhäuft die Seele auf einmal mit einer Menge dunkler Begriffe:

dieses

dieses läßt mir Zeit, sie alle nach einander zu den gehörigen Graden der Klarheit auszuwickeln. In jenem gleiche ich dem Verschwender, der sich für sein Geld nur einen guten Abend machen will, ob er gleich voraus sehen kann, daß er hernach werde darben müssen: in diesem gleiche ich dem, der sein Geld zu rathe halten kann, daß es auf jeden Tag zum mäßigen Vergnügen zureicht. Jenes betäubt mich: dieses läßt mich keinen Schritt thun, wozu ich mich nicht gutwillig entschliesse. Jenes kann mich gar leicht betriegen, dieses fodert nicht eher meinen Beyfall, bis ich ihn gutwillig gebe. Jenes läßt meine Seele leer, und in eben den Umständen worin sie vorher war: dieses bessert sie.

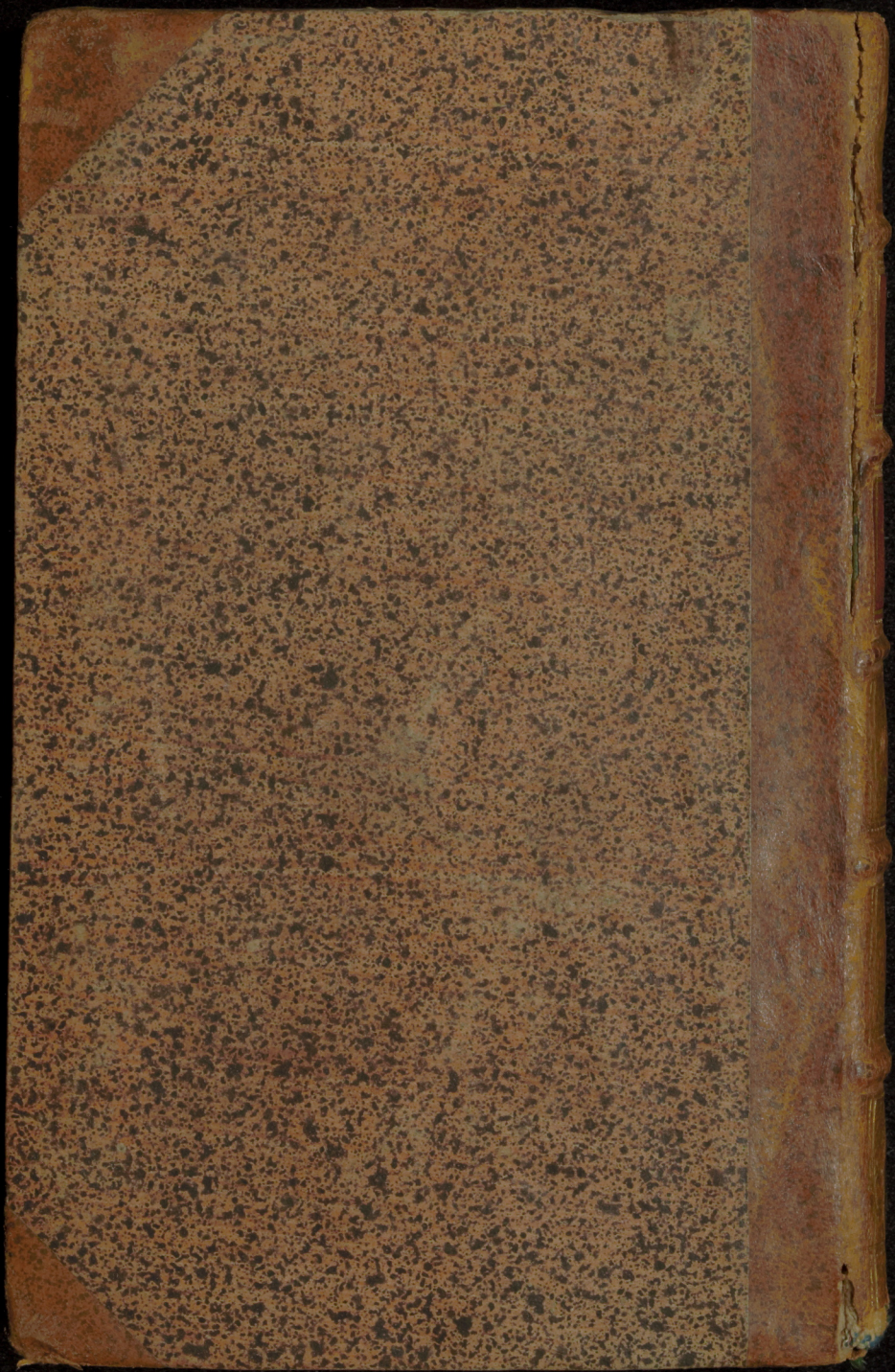
Sonderlich kann ich meinen Lesern versichern, daß ich mich bisher bey meiner Freundschaft mit der Tugend in diesen Umständen befunden habe. Je mehr mein Verstand sich mit ihren Vorzügen beschäftiget und damit umgeht, desto reitzender wird sie. Vergnügungen der Sinne kann man sich dabey in dieser Welt nicht so versprechen, als das thörigte Herz dieselben wünscht. Aber man muß sich selbst nur ein wenig scharf seyn, daß sich das Gemüth nicht in schlechtern Dingen vertieft, weil man sonst immer das bessere darüber versäumen muß, und sich hernach bittere Vorwürfe macht, wenn beydes fehlet.

Ende des ersten Theils.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417/phys_0420
DFG

11. März 1956

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1030845417/phys_0423
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1030845417/phys_0424
DFG

mal erleuchtet, in vollkommener
und in den Gegenden, welchen
darin war, den Rücken zugekeh-
kehren alles anzusehen, als wenn
orden wäre; Ueber Städten und
en, die nicht wissen, daß ein
e von oben übersieht.

nd noch vielmehr dergleichen schöne
ich ungemein, und setzten meine
ounderung. Ich beneidete diejе-
che auf dem Berge sich mit Zu-
beschäftigen, und in den häuffig
unen, auch einigen Wirthshäu-
hkeiten beständig geniessen können.
nd die Gegend worin ich war,
zu kurze Aussicht zu haben. Ich
nicht möglich, eines so reitzenden
werden. Allein nach und nach
mer zunehmende Gleichgültigkeit,
ch vorher nicht genug betrachten
welche in einer weiten Entfernung
te, war nach einiger Betrachtung
die Teiche auf den Wiesen nahe
ng, wenn die Sonne des Mor-
Die Gegenden welche ich am
sehen konte, hatten auch in kur-
r viel neues für mich, eben so
der Aussicht auf die andern Sei-
nen Tag und eine Nacht oben ge-
gte ich schon wieder nach meiner